This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

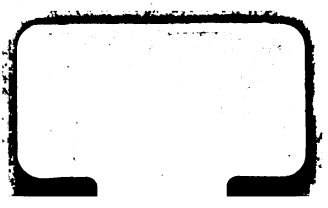
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW MRP2 $



Schriften

herausgegeben vom

Institute

zur

Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,
Dr. Adolph Jellinek in Wien,
Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.

Drittes Jahr: 1857/58.

Ludw. Aug. Frankl: Nach Jerusalem. Zweiter Theil.

Leipzig,
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).
1858.

Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Mies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).
1858.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhalt.

	Seite
Jaffa	1
Ramleh	8
Jerusalem	11
Der österreichische Consul	15
Der Chacham Baschi	19
Besuchende	22
Klageort der Juden	28
Beim Pascha	31
Die Zionssynagoge	36
Zwischenfälle	39
Die jüdischen Gemeinden	43
Sepharedim	44
Aschkenasim	47
Peruschim	48
Chassidim Wolhinier	49
Chassidim Oesterreicher	49
Chassidim Chabat	50
Warschauer	50
Ansche Hod	50
Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid	52
Allgemeine Zustände	54
Die Karaiten	63
Mission	67
Entscheidende Versammlung	78
Zwei Besuche	84

Seite

Episoden 87
Pamphlete 89
Auf den Oelberg 93
Beschuldigungen 100
Das Wochenfest 103
Ein Haus 105
Handwerker- und Arbeitschulen 108
Jüdische Hospitale 114
Vor dem Jaffathore 119
Auf Zion 122
Eine Hochzeit 127
Doppelehen 132
Ein Leichenbegängniß 134
Aufnahme in die Schule 138
Der Bazar 144
Ißur 151
Um die Stadtmauern 156
Eröffnungs-Feierlichkeit 163
Woher kann Hülfe kommen? 169
Ein- und Auswanderung 169
Vereinigung der Gemeinden 176
Freie Wahl des Vorstandes 177
Frühe Heirat 179
Acker- und Gartenbau 182
Geldverwendung 183
Schlußbetrachtung 185
König David's Grab 188
Jüdische Legenden von König David's Grab 194
Der Dolch 194
Die fromme Wäscherin 196
Arabische Legenden 198
Die Reue 199
Panzerhemde 199
Das Sterben 200
Der Leichenzug 200

Seite

Nebi Samwil 202
Siloa 207
Bethanien 210
Gethſemane 212
Die Grabkirche 213
Das öſterreichiſche Hoſpiz 224
Das Kreuzkloſter 226
Das griechiſche Kloſter 228
Das armeniſche Kloſter 230
Das abiſſiniſche Kloſter 231
Diakoniſſinnen 233
Hareme 235
Antike Steinbrüche 244
Auf dem Blutacker 248
Der Tempel 254
Der letzte Hoheprieſter 265
Jeruſalemitaniſche Legenden 268
Das Feuer in der Bundeslade 268
Regen 270
Drei Kabbaliſten 272
Die Hand 274
Eine Familienmegilah 276
Der lebloſe Lebendige 279
Rabbi Kolonimos 281
Aberglaube 284
Abſchied 288
Fort 296
An Jeruſalem 298
Arabiſche Gaſtfreundſchaft 302
Schluß der Tragödie 308
Nach Khaifa 311
Auf dem Carmel 317
St. Jean d'Acre 325
Rame 329
Safed 336

Seite

Zum galiläischen Meere 343
Tiberia 347
Die Bäder 354
Sabbatrast 358
Ein Blatt aus der Chronik 363
Nach Nazaret 373
Im Kloster 378
Der Tabor 383
Betrachtung 388
Fra Joachimo 392
Die Ebene Jesreel 398
Ein Nachtlager 403
Sebaste 407
Nablus 412
Bei den Samaritanern 416
Auf dem Garizim 423
Der Ebal 427
Jakobs Brunnen und Josefs Grab 430
Legenden von Jussuf 434
Dschel Dschule 438
Jericho 443
Zum Jordan 454
Das todte Meer 458
Betlehem 464
Hebron 468
Die Doppelhöhle Machpelah 474
Purim taka 475
Der Zehnte 476
Gotteserkenntniß 481
Auferstehung der Todten 482
Rachels Grab 485
Abschied vom Leser 489
Anhang . . . . . 491—516

Jaffa.

Meine Aufgabe. — Das Gestade von Palästina. — Betende Christen und Juden. — Andromeda und Jona. — Ein Jude gewordener Christ. — Die jüdische Gemeinde. — Ebene von Saron. — Füchse und Philister.

Die Nacht lag noch auf der See, ich aber konnte nicht schlafen; mich beherrschten Gedanken und Sorgen, Fantasien und Gefühle. Nebel der See stiegen sie empor, legten sich trüb und weich und doch empfindlich an die Seele und rangen nach Gestaltung, um als Wolken hoch aufzuschweben, in Licht und Schatten zu spielen und wieder in sich zurück zu sinken und zu verrinnen.

Ich kleidete mich an, ging auf das Verdeck neben den Steuermann und schaute hinaus in die rauschende Nacht.

„Wenn die Sonne aufgeht, wird das heilige Land der Väter vor dir liegen. Das wunderverklärte, das durch Bibel und Geschichte heilige Land! Du wirst es betreten und ein Pilger an all den Orten weilen, wo aus begeisterter Menschen Häuptern die Flammen Gottes schlugen, wo die zornigen Volkstribunen, die Propheten vergeblich göttliche und politische Weisheit predigten, und die schönsten Hymnen und Liebeslieder von Königen gedichtet worden sind.

Wonach sich Millionen Menschen sehnen, dir ist es durch ein günstiges Geschick gegönnt, und nicht *schauen* blos sollst du Kanaan und seine heilige Königsstadt.

Was im Schutt liegt, es wird nicht wieder auferstehen, nicht der Tempel Jehovas mit seinem blutigen Opferdienste, nicht sein

funkelndes Orakel, die Urim und die Thumim, nicht der aus Zederngebälk gezimmerte Palast der Könige.

Das verlorene Erbe ist nur geistig wieder zu gewinnen.

Die Aufgabe Israels scheint auf diesem Boden erfüllt, und was als Fluch bezeichnet wird, es ist sein Segen: zerstreut zu sein auf der Erde, ein ganzes apostolisches Volk. Wie der schönen Patriarchenmutter Liebe zu ihrem Sohne, nachdem er gestorben war, zur Liebe für das ganze Volk wurde; so ist die ursprünglich an ein kleines Land gebannte Mission Israels zur allgemeinen auf der Erde geworden. Die Berge und die Thäler der Erde, auf und nieder und über die Meere hinaus, in Schaaren und in Gruppen, einzeln und gedrang, zieht der semitische Stamm mit seiner bleichen Denkerstirne und trägt ein besiegter Sieger das gerettete Banner seiner Ehre und seines Geistes vom Aufgang bis zum Niedergang. Und so mächtig ist selbst der Widerglanz dieser Lehre noch, daß viele Völker der Erde von ihm erleuchtet werden, Monde von der Sonne Licht!

Aber ist es nicht ein kühnes Vermessen, das dich selbst treibt? Mit wie geringem geistigen Werkzeug ausgerüstet gehst du an das Werk! „Wer bin ich?“ um auf diesen Ruinen einzelne Steine zusammen zu tragen, sie zu meißeln und den Bau eines Hauses zu versuchen, in welchem Lehre und Licht, die glänzenden Waffen geschmiedet werden sollen, die allein die Welt erobern, und die das verlorene Erbe der Väter — geistig wieder gewinnen sollen.“

Die mächtigen Eindrücke meiner Reise bisher, die gewaltigen, immer wechselnden Szenen, die fremden Gestalten und Erscheinungen ließen die Furcht: wird auch das mir anvertraute Werk gelingen? nicht aufkommen in mir. Jetzt wußte ich die Gestade, auf welchen ich eine ernste heilige Aufgabe zu lösen ging, nur noch von der Nacht den Blicken entzogen, aber nahe vor mir. Der ganze, tiefe Ernst einer heiligen Pflicht einer großen Verantwortlichkeit trat mir wie ein Riesenschatten entgegen und mich ergriff ein banges Zagen.

„Wer bin ich!“

Im Osten fingen weiße Streifen zu schimmern an, silberne Fransen am schwarzen mit Sternen besäeten Sargtuche der Nacht. Die Sterne erloschen einzeln, die weißen Streifen röteten sich und wurden immer breiter. Ein lang gestrecktes, welliges Gestade hob sich dunkel vom lichten Horizonte ab und ein purpurnes Funkeln ging über die Wellen der See.

Noch wenige Momente und es lag im vollen Sonnenglanze vor mir — Palästina!

Auf dem Verdecke wurde es lebendig, die Pilger aus dem Abendlande eilten zuerst hinauf und eine kleine christliche Gemeinde hob ein feierliches frommes Morgenlied zu singen an.

Der Schönfärber Benzion aus Přemisl, den wir bereits von der Fahrt nach Rhodus und Cypern kennen, stand demüthig betend, die Tephillen um Stirne und Arm gewunden und sprach weinend den Spruch, wenn Juden das gelobte Land erblicken:
„Wehe mir, deine heiligen Städte sind zur Wüste geworden."

Wir fuhren noch einige Stunden die Küste entlang, bis uns eine Anhöhe hinauf die uralte phönizische Stadt Joppe — was Anhöhe bedeutet — das heutige Jaffa, erschien. Aus grauweißem Stein gebaut, flache Dächer, hoch gekuppelte Moscheen, schlanke Minarete, grüne Gärten, da und dort eine Palme, oder das Banner einer europäischen Macht im Morgenwinde flatternd, so stellte sich uns die im Sonnenlichte funkelnde Stadt dar, mächtig, fremdartig, schön!

An diese Anhöhe war die plastisch schöne Gestalt der äthiopischen Königstochter Andromeda geschmiedet, um einem Seeungeheuer preisgegeben zu werden, bis sie der vom Siege über die Meduſa auf dem Flügelrosse heimkehrende Perseus erblickte, befreite und unsterblich zu lieben begann. Er tödtete das Ungeheuer und wusch in einer Quelle nahe beim Meere von Joppe seine Hände vom Blute rein. Die Quelle fließt seitdem, wie der sich rot färbende Andonisfluß auf dem Libanon, rot. Die schöne bildende

Sage der Hellenen wußte eine natürliche Erscheinung, daß der Quell von der rings verbreiteten roten Sanderde zuweilen rote Farbe annimmt, auch hier poetisch zu verklären.

Die Anker wurden außerhalb des seit Urzeiten gefährlichen Hafens weit draußen geworfen. Aus ihm heraus, auf phönizischem, mit Götzendienern gefülltem Schiffe suchte der Prophet Jona dem Gebote des Herrn, nach Niniweh zu gehen, zu entkommen, bis ihn der Haifisch verschlang und als zähe unverdauliche Atzung wieder ausspie.

Flügelroß und Haifisch! Der plastisch schön empfindende Hellene und der die edle Plastik verachtende Jude!

Wir waren bald von Barken umschwärmt und nicht mehr wir selbst; vielmehr willenlos gemachte Menschen, Waaren, welche die Barkenführer ans Land zu bringen hatten. Jeder von ihnen suchte einen Reisenden mit seinem Gepäcke unter heftigem Schreien und Zanken zu entern. Einige Barken wurden von völlig nackten, kräftig edlen Jünglingsgestalten geführt und retteten die durch die unförmliche Haifisch-Erinnerung verdorbene Fantasie.

Ein Jude aus Kaschau, Herr Platner, der das Uhrmacher-Handwerk betreibt und eine gute, reinliche Herberge hält, war von Freunden angewiesen, mich zu empfangen und holte mich am Borde ab. Ich begab mich mit ihm und drei Deutschen, die ich auf dem Schiffe kennen lernte, zu ihm. Um im Hafen beim Zollamte ans Land zu kommen, muß man sich, unter dem lärmenden Tumulte all Derer, die sich des Fremden bemächtigen wollen, von zwei Männern empor ziehen lassen, was nicht ohne Gefahr ins Wasser zu fallen möglich ist. Zu einer hölzernen Treppe, die bequem oder doch wenigstens sicher empor führte, hat es die türkische Lokalbehörde noch nicht gebracht. Es wäre dies zwar nicht kostspielig, aber ordentlich, und Ordnung ist nicht die Sache eines auch in den kleinsten Dingen anarchischen Staates.

Vier Piaster: 20 Kreuzer genügten, um vier voraus gesandte große Kisten uneröffnet und somit ununtersucht vom Zollamte

ausgefolgt zu erhalten; freilich war Muſſa, der bis an die Zähne bewaffnete Kawaß des öſterreichiſchen Conſulates mein Begleiter.

Auf dem Diwan der offenen Terraſſe der Herberge hingeſtreckt, vor mir das weithin rollende, blau wogende Meer mit ſeinen ſtarken weißen Brandungen, die den Hafen von Jaffa ſeit uralten Zeiten gefährlich machen, ruhte ich von der Seefahrt aus.

Bald kam der ehrwürdige Chacham der ſephardiſchen Gemeinde in Jaffa, Herr Juda Lewi aus Raguſa, um mich zu begrüßen und mir einen zum Judenthum übertretenen Chriſten, Herrn David — früher Peter — Klaſen, einen Feldbebauer aus Danzig, vorzuſtellen. Herr Klaſen iſt der Leiter des Gartenbaues auf dem um 50,000 Pfr. angekauften Beſitze Sir Moſes Monteſiores und beſchäftigt zwanzig jüdiſche Arbeiter. Die Gärten ſind eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und weil den Arbeitern der täglich zweimalige Gang nach Jaffa zum Gottesdienſte zu viel Zeit rauben würde, richtete Herr Klaſen eine kleine Synagoge in einem Gartengebäude ein. Die Thorarollen brachte ihm ein jüdiſches Mädchen aus Jeruſalem als Morgengabe mit. So wurde Herr Klaſen der Begründer einer zweiten Gemeinde und Synagoge in Jaffa.

Seine Schweſter, ebenfalls zum Judenthume übertreten, heiratete in Jeruſalem einen Herr P. K., der ſpäter Proteſtant wurde, während ſie Jüdin blieb.

Der Chacham Lewi kam vor vierundzwanzig Jahren nach Jaffa als Kommiſſionär, um jüdiſchen Pilgern behülflich zu werden und fühlt ſich glücklich, hier der Stifter einer Gemeinde geworden zu ſein. Es leben jetzt 65 jüdiſche Familien — darunter nur drei aſchkenaſiſche — etwa 400 Seelen hier; ſie beſitzen eine Synagoge und eine Talmud Thora. Die Gemeindeauslagen belaufen ſich auf 4500 Pfr. jährlich, die durch freiwillige, wöchentliche Spenden hereingebracht werden.

Die Gemeinde iſt arm und bezieht nirgend her Almoſen. Ihre Mitglieder ſind Kaufleute, Krämer; Viele leben von ihrer

Hände Arbeit und als Lastträger, Schiffer, Boten u. dgl. Handwerker sind wenige unter ihnen: 4 Schuster, 3 Schneider, 1 Silberarbeiter, 1 Uhrmacher. Nur vier Gemeindemitglieder besitzen Häuser. Herr Lewi schilderte mir im Ganzen die Lage der Gemeinde als eine sehr traurige und meinte, wenn sie nur einen Lehrer bezahlen könnten, um ihre Kinder auch in andern Gegenständen als im Talmud, namentlich aber in der Landessprache unterrichten lassen zu können; wodurch sie erwerbfähiger würden. „Wie glücklich," schloß er, „sind unsere Brüder in Jerusalem; ihnen wendet sich alle Theilnahme zu. Bewohnen denn nicht auch wir das Land Israels?"

Um 3 Uhr Nachmittags war vor unserem Hause lebhafte Bewegung von Menschen und Thieren; ein Lärmen und Schreien und Zanken der Araber, als sollte jeden Augenblick ein Kampf mit Messern beginnen. Es war aber nur ein sich verständigen, ein besprechen in der landesüblichen temperamentvollen Weise. Endlich waren neun Pferde gesattelt — es hatten sich uns ein Engländer und ein Spanier angeschlossen — fünf Maulthiere mit unserem Gepäcke beladen. Um 4 Uhr stiegen wir zu Pferde, die Kawasse des österreichischen und preußischen Consulates ritten voran, wir folgten und drei Männer, die Besitzer der Thiere, liefen barfuß bald vor, bald hinter uns, wie eben ein Reiter, oder ein Thier ihrer bedurfte. Ein kleiner Esel lief mit und diente bald dem Einen, bald dem Andern mit seinem Rücken und sprengte ganz stattlich zuweilen der ganzen Karawane voran.

Wir ritten enge steinigte Straßen hinab, den Bazar durchschreitend, zum Stadtthor hinaus und gelangten bald durch lebhaft bewegte Gruppen voll fantastischer Gestalten, durch Kameelzüge und Heerden zu einem prächtigen in sarazenischem Stile erbauten weiß marmornen Brunnen. Straßen, die durch haushohe undurchdringliche Kaktuswände gebildet sind, nahmen uns auf. Hinter den grünen, mit hochroten großen Blüten geschmückten Wänden standen Orangen und Zitronenbäume, fast brechend unter der Last der

grüngoldenen und rötlichen Früchte. Aus ihnen heraus ragten einzelne Palmen. Zypressen, Feigen-, Oel-, und Granatbäume und Weinranken ließen die Pflanzungen zur Rechten und Linken nicht wie Gärten, vielmehr wie Waldungen erscheinen. Zwischen durch wirbelten unsere Pferde den rötlichen Sand als Staub auf, vom Himmel brannte unerträgliche Glut und eine schmale Wüste durchschreitend hatten wir zur linken und rechten Seite paradiesische wasser-, duft- und glanzreiche Oasen.

Eine leicht gewellte sanft ansteigende Ebene nahm uns auf. Da und dort weißgelbes, für die Ernte reifes Getreide — es war der 27. Mai — einzelne Oelbäume, verfallene Häuser, drei, vier Hügeln angebaute unansehnliche Dörfer. Wir befanden uns in der meilenweiten Ebene von Saron. Vor uns, noch in blauer Ferne, im halben Kreise, das in mäßig hohen, runden Kuppen sich erhebende Gebirge von Juda. „Der Schmuck Sarons" — „Die Rose im Thal" — hatte abgeblüht, ich konnte nur die dornigen Sträucher sehen. Ein hinjagender Fuchs, das einzige Thier, das wir erblickten, erinnerte an jenen humoristischen Streich Samsons, wie er „dreihundert Füchse fing und Bränder nahm und je einen Schwanz zum anderen kehrete und einen Brand je zwischen zween Schwänze that, sie mit Feuer anzündete und unter das Korn der Philister ließ."

Ein moderner Held hätte jetzt vielmehr die Aufgabe, die Philister zwischen die Füchse zu jagen und ihnen ihre klugen Behausungen über den Köpfen anzuzünden; was uns ein treffliches Mittel schiene, Füchse und Philister zu gleicher Zeit los zu werden.

Ramleh.

Das Franziskanerkloster. — Ein abgewiesener Jude. — Gestörte Nachtruhe. — Ein Mord. — Abreise.

Fernher kündigte sich vor uns Ramleh „die Sandige", durch ihren hohen schlanken Thurm an. Hinter uns sank die Sonne langsam als glühende Scheibe unter den Horizont; nur die Gipfel der Berge vor uns leuchteten noch in rot violettem Dufte und ohne hinüberzudämmern verwandelte sich der Tag plötzlich in Nacht.

Nach vierstündigem Ritte, — die müden Pferde waren durch keine Gewalt zu einem raschen Schritte zu bewegen, — machten wir vor dem Kloster der Franziskaner Halt. Auf dem Wege hatte sich ein Jude zu Pferde zu uns gesellt: Reb Izchak, der als Kind mit seinen Eltern aus Ungarn in Jerusalem einwanderte, seinen Geburtsort nicht mehr kennt, und nur schwer sich in deutscher Sprache verständlich zu machen weiß. Im Kloster mit uns eingetreten und als Jude erkannt, wurde er auf unfreundliche Art hinausgewiesen. Die erste Regung war in mir, ihm zu folgen. Der Gedanke aber, keine Herberge zu haben, wenn es gut geht in einem offenen Chan unter unsicherem Gesindel, oder gar im Freien übernachten zu müssen, überwog mein beleidigtes Gefühl und ich blieb.

Im reinlichen Refektorium, Bänke und Tische entlang den Wänden wurde ein einfaches Nachtmahl von zwei Laienbrüdern in freundlichster Weise gereicht. Ich ließ mir an Wein, Brot und schwarzem Kaffe genügen. Ich war von der

Seefahrt angegriffen und hatte noch unwohl, ohne in Jaffa einen Biſſen zu eſſen, in heißer Sonne den ſonſt angenehmen Ritt, von mehreren Stunden gemacht. Noch am folgenden Tage wirkte das Unwohlſein nach und ich betrat in Wahrheit die heilige Stadt nach einem achtundvierzigſtündigen Faſten.

Nach der Mahlzeit wurden wir eine breite Treppe empor je zwei in geräumige Stuben geführt, wo uns die reinlichſten Betten aufnahmen.

Wir ſollten uns nicht lange der Ruhe erfreuen. Ein heftiger Lärm, ein Schreien und Heulen weckte uns nach Mitternacht; es war als ob es ſich näher wälzte und die Mauern des Kloſters ſtürmen wollte.

Wir ſprangen erſchrocken auf, kleideten uns raſch an und langten Alle, faſt gleichzeitig, in der hochgewölbten, gegen einen kleinen Garten hin offenen Halle an. Die Mönche beruhigten uns, wiewohl ſie uns doch eine entſetzliche That, die eben geſchehen war, mittheilten: drei Beduinen brachen in die Tenne eines mohammedaniſchen Bauers und luden auf vier Kameele ſein eben eingeheimſtes Getreide. Als er ſich zur Wehre ſetzte, ſchoß ihn einer der Diebe nieder. Zwei Beduinen ergriffen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der dritte wurde gefangen genommen.

Die ganze Bevölkerung Ramlehs war aufgeſchreckt und ſchrie und wehklagte durch die nächtigen Straßen.

Ein Zufall eigenthümlicher Art ließ mich vierzig Tage ſpäter das blutig begonnene Drama in Ramleh zu Ende erleben. Ich werde davon zu erzählen haben.

Wir benützten den unſere Nachtruhe ſtörenden Zufall und hießen unſern Führer ſatteln, um die Morgenkühle zu genießen und zu früher Stunde unſere Sehnſucht nach Jeruſalem erfüllt zu ſehen.

Im Refektorium mit ſchwarzem Kaffee und Brot bewirtet, übergaben wir Jeder eine freiwillige Spende von ſechs Francs fürs Kloſter und nahmen von den Mönchen, die ſehr bedauerten, wegen Mangels an Vorrat, uns weder Speiſe noch Wein mitgeben zu können, herzlichen Abſchied.

Im Hofraume war wieder lebendiges Treiben und Drängen. Eine brennende Fackel beleuchtete unsere Pferde, die gesattelt, die Maulthiere, die beladen wurden; all das wieder unter heftigem, übrigens völlig unbedenklichem Schreien und Zanken unserer Führer und Begleiter. Ueber den bewegten Gruppen ragte eine ruhig hohe Palme und bewegte kaum im Nachthauche ihre Blätter. Um halb vier Uhr des Morgens war die Karawane zum Aufbruche bereit. Wir ritten durch enge ungepflasterte Straßen, die Häuser waren wieder stumm geworden, über ihnen da und dort eine Palme, eine Zypresse im Mondlicht glänzend. Alles in unsicheren Umrissen schweigend, bald im Lichte, bald im Schatten zitternd. Die Sterne, die größer als im Abendlande erschienen, flackerten, was hier keinen Regen verkündet und in den Lüften fing ein Lerchenjubel zu schmettern an. Der Himmel war leicht wolkig und zeigte uns die Pracht des Sonnenaufganges nicht; es wehte ein frischer Hauch und selbst bei voller Tageshelle blieb es nur angenehm warm. Wir hatten bis Jerusalem von keiner Hitze zu leiden.

Jerusalem.

Der Weg. — Adler und Eidechsen. — Ein Schech. — Kiriat Jearim. — Anblick der h. Stadt. — Ein Ueberfall. — Kriē schneiden.

Das Land, das den Anblick einer von der Sonne verbrannten Hutweide gewährte, fing nun immer mehr an hügelig zu werden. Die Straße, wenn ein seit Urzeiten nicht gebauter Weg so genannt werden kann, wurde steinigt und den Pferden beschwerlich.

Nach drei Stunden waren wir in den Bergen. Auf den ersten Anhöhen zur Linken lag das Dorf Kubak. Wir ritten, zur Rechten und Linken hohe Felsen, durch enge steinigte schmal zusammengedrückte Thäler. An die halsbrecherischen Ritte auf dem Libanon gewöhnt, erschien mir dieser von Pilgern verrufene Weg völlig ungefährlich und meine Gefährten konnten nicht begreifen, wie ich, zuweilen mein Pferd heiter in Galopp setzte und über den felsigen Weg schmetternd hinsprengte. Ebenso erschien mir, der ich bereits Wüstenland gesehen hatte, die Landschaft nicht so kahl und nackt. Ueberall ragten einzelne, bald in Gruppen bald einzeln, uralte Oliven- und Johannesbrotbäume empor und Felsenritze und Spalte durch, drängte sich grünendes Gesträuch. Am Anfang des Wadi Aly begrüßten wir das Dorf Latrun.

Wir waren bereits an zwei Quellen vorüber gekommen und hielten an einer dritten Rast. Wir lagerten unter uralten Bäumen. Ein Adler flog von einer Felsenkuppe hoch auf und über die grau grünen umliegenden Felsblöcke blitzte aufgeschreckt zuweilen eine Eidechse an uns vorüber, zwei Spannen lang.

Während wir lagerten ritt ein schön bewaffneter Schech, mit fünf Begleitern durch Felsen hervor und an uns vorüber. Die malerisch gekleideten Reiter wurden von kleinen, schlanken feurigen Pferden getragen. Ich grüßte den Schech, worauf er auffallend ehrerbietig

dankte. Muſſa, der Kawaß, ſagte mir: „Das habt ihr gut gemacht, Herr! Er hält euch für einen wichtigen Mann, weil ihr ihn zuerſt gegrüßt habt.“

Wir brachen nach einer halbſtündigen Raſt auf und erreichten durch dichte Olivenbäume-Pflanzungen immer mehr empor zwiſchen Felſen und Bergen reitend Kuryet el-Enab, „die Stadt der Weintrauben.“ Eine mäßige Anhöhe baut ſie ſich von der Kante derſelben herab bis ins Thal mit weißen ſteinernen Häuſern, mit einer Moſchee, einer verfallenen, einſt größten Kirche in Paläſtina, von Wein, Feigen und Olivenpflanzungen umgeben, die ſich auch jenſeits der Thalhöhe einen Abhang empor ziehen und dem ganzen Bilde ein bewegtes friſches Anſehen geben. Die Mönchsüberlieferung will in dieſer Stadt das alte Anathot des Propheten Jeremias erkennen, neuere geiſtvolle Forſchung aber Kiriat Jearim, die „Stadt der Wälder“ dahin die Leute von Bethſemes die Bundeslade gebracht haben. Jetzt hauſet die Familie Abu Ghoſch hier, deren Häuptling noch vor wenigen Jahren jedem Reiſenden einen Tribut abverlangte.

An dem üppig angepflanzten Dorfe Kulonieh vorüber durch das Terebintenthal, ſahen wir zur Linken das Dorf Liſta und im Hintergrunde auf einem kegelförmigen Berge das Grab des Propheten Samuel.

Der Weg fing jetzt an beſchwerlicher zu werden, die Berge kahler und endlich war kein Baum, kein Grashalm ſichtbar. Wir wußten uns Jeruſalem nahe und die Unruhe es zu erblicken ließ den Weg noch länger und beſchwerlicher erſcheinen. Ich ſpornte mein Pferd einen Bergrücken hinan, da erhob ſich wieder ein zweiter, eben ſo traurig und kahl. Und ſo einigemal. Endlich that ſich zur Rechten eine Thalkluft auf und drin lag das Kloſter des Kreuzes, das auf der Stelle hingebaut iſt, wo der Stamm zum Kreuze an dem Chriſtus gerichtet worden iſt, genommen worden ſein ſoll.

Auf einer Bergebene angelangt, begegnete uns ein mohammedaniſch gekleideter alter Mann, er ging hinter einem Eſel her, auf dem ein junges Weib in blauem weiten Gewande ritt; ſie

verhüllte ihr Angesicht, als wir näher kamen. Der Alte sprach den arabischen Gruß: „Maruh haba.“

Mussa war einige hundert Schritte vorangesprengt und die Rechte ausstreckend rief er mir zurückgewendet zu:

„El Kods!“ so heißt Jerusalem arabisch.

Ich setzte mein Pferd in raschen Gang und sah vor mir — Jerusalem.

Der Himmel war grau gewölkt und die Stadt selbst mit ihren Kuppeln und Minareten, Häusern und Ruinen, umgeben von einer hohen phantastisch gezackten Mauer, lag in einem matten Bleiglanze. Sie selbst schien mir ein altergrauer Pilgrim, der hierher kam und hinsank um zu sterben und vom Schmerz versteint worden ist, wie jene Mutter, nachdem ihr der Zorn des Gottes die Kinder getödtet hatte.

Dies also ist die Stadt des Helden, des Dichters, des Königs. Dies ist die Tempelstadt des weisen, des Menschen und Geister beherrschenden Salomo. Von hier leuchtete eine Centralsonne der Geister: der Glaube an nur einen, ungetheilten Gott der Welt, über die ganze Erde hin und machte diese kleine Stadt zur Weltstadt, zu der man wenn man sie erreichen will, nach den Worten der Schrift: „hinaufziehen“ muß. Sie zog die Geister hinauf, wie die Sonne die Milliarden Thautropfen, in denen sie sich in allen Farbenbrechungen spiegelt.

Ich hielt den Zügel meines Pferdes stramm, damit es sich nicht bewege und mich nicht störe. An meinem innern Auge gingen die Thaten und Gestalten alter Jahrhunderte vorüber. In mir sprach es: Gräber auf Gräbern in Gräbern! Ich war tief gerührt und mich im Sattel vor der Stadt Jehovas beugend, fielen Thränen in die Mähnen meines Pferdes. Ich hörte meine Reisegefährten hinter mir herkommen, die von den Pferden gestiegen waren, um die Stadt zu Fuße pilgernd zu betreten und gab, um von ihnen in meinen Gedanken nicht gestört zu werden, dem Pferde die Sporen und ritt allein die Höhe hinab.

Reb Jizchak, der sich uns vor Ramleh gesellt hatte und den wir von den Klostergeistlichen abgewiesen sahen, war schon früher

unserer Karawane vorangeeilt, um wie ich später erfuhr meine längst angekündigte Ankunft zu melden. Ich selbst war jetzt dem Zuge einige Hundert Schritte voraus und schon den Mauern der Stadt nahe. Da trat ein Mann, den ich früher nicht bemerkt hatte, plötzlich an mich heran, faßte mit seiner Linken den Kragen meines Oberkleides, während die Rechte ein langes blankes Messer schwang.

Meine Gedankenversunkenheit, aus der ich durch die plötzliche Erscheinung und ihren stummen Angriff emporgerissen wurde, wich einem unsagbaren Entsetzen und als ich fast automatisch die Pistole aus dem Halfter zog, — jedenfalls konnte der Angreifende mir mit seiner Waffe zuvorkommen — ließ der Mann rasch von meinem Kleide ab, beide Arme sinken, und schrie bis in die Lippen erblassend: „Schema Israel! Was wollen Sie vollbringen?“ Alles dieß war kaum in einer Minute geschehen und den Glaubensgenossen erkennend, mußte ich, der ich eben noch selbst blaß vor Schreck sein mochte, laut auflachen. Er aber erklärte mir, daß jeder jüdische Pilger, ehe er die Stadt betrete, in Trauer über ihre Zerstörung, wie um einen blutverwandten Todten sein Kleid zerreißen müsse. So ließ ich mir denn von Herrn Mosche Kural, der von diesem Geschäfte ein spärliches Einkommen hat, eine „Krie schneiden“, d. h. das Kleid zerreißen, während ich ihm den üblichen Spruch nachsagte: „Zion ist zur Wüste geworden, es liegt zerstört.“

Darauf ritt ich durch das Jaffathor in das mir gastlich aufgethane Haus des Directors, des Sir Montefior'schen ärztlichen „Dispensatory“ Herrn Dr. Fraenkel.

Vom langen Ritte und der Sonnenglut fieberhaft aufgeregt, begab ich mich zur Ruhe bis zur Abendkühle, während welcher Zeit mich der kaiserlich österreichische Consul durch seinen Dragoman begrüßen ließ, mich die Vorsteher der sephardischen und der deutsch-holländischen Gemeinde willkommen hießen, und die Rabbiner der Gemeinde „Chassiden“ schriftlich anfragten, zu welcher Stunde sie sich mir vorstellen könnten.

Der österreichische Consul.

Erster Gang. — Das Consulatsgebäude. — Rot-weißes Banner. — Gräfin Pizzamano. — Emilia. — Persische Schache. — Münzensammlung.

Der erste Gang in Jerusalem führte mich durch den buntfantastischen lebhaften Bazar, durch enge, meist abwärts führende, ungepflasterte Gassen, die, jemehr sie sich vom Bazar entfernen, immer einsamer und stiller werden. Zwischen hohen und steinernen Häusern mit kleinen verschlossenen Thüren mit engen Holzgittern in den glaslosen Fensterräumen, dann unter Wölbungen hin, über Schutthaufen, da und dort über Aeser von Katzen, Hunden und sogar über eine den Querraum einer Gasse völlig versperrende Kameelleiche, fühlte ich mich in den lebhaftesten und schmerzlichsten Widerspruch mit all' den Gefühlen und Gedanken versetzt, welche ein Pilger in die heilige Stadt mitbringt. Selten nur begegnete ich einem Reiter, oder einer, um es richtiger zu bezeichnen, vermummten, nicht verschleierten Frau, einem weiß beturbanten Moslim, einem schwarzen Sklaven, oder polnisch gekleideten Juden. Man schreitet, und der Gedanke in der von der Pest oft heimgesuchten liegt nicht fern, wie durch eine Stadt, in der sie eben gewüthet und einen großen Theil der Bevölkerung hingerafft hat. Vom Himmel herab zittert ein weißblaues heißes Glutmeer und immer wieder sagt sich der Wanderer wie erstaunt darüber: Du bist in Jerusalem!

Endlich aus Wölbungen hervor erblickte ich zur Rechten ein überkuppeltes, halbverfallenes Bad und eine Straße, die an seiner Seite mäßig aufwärts führt, von welcher mein Begleiter berichtete, daß sie die Via dolorosa sei. Zur Linken stehen verfallende Häuser und dem Voranschreitenden schaut das phantastisch überzinkte, hochgewölbte Damaskusthor entgegen. Hart an demselben führt ein schmaler Staubweg einen Schuttberg empor, zu dessen Linken sich die schöne sarazenisch gebaute Stadtmauer hinaufzieht, während man rechts jenseit der Leidensstraße thurmhohe Zypressen und zwei Palmenbäume aufragen sieht, die auf dem Berge Moria wurzeln und ihre Schatten über den Opfer heiligen Raum des Tempelplatzes werfen.

Vor mir auf einem kleinen Plateau, von dem zierliche Steinstufen hinauf geleiten, stand, den Schuttberg krönend, das österreichische Consulatsgebäude. Zu beiden Seiten der Treppe ein jung angelegter Garten, in welchem unter Blumen aller Art, Granatbäume ihre blutroten Blüten wiegten. An der verschlossenen Pforte angelangt, drehte ich ihr den Rücken und sah zu meinen Füßen tief und einen entgegengesetzten Berg empor, die kuppelreiche, im Sonnenglanze grauweiß funkelnde Stadt.

Ein Zug an der Schelle der Pforte und sie wurde von einem bewaffneten Diener aufgethan. Auf einem terrassirten Hofraume spielten hinter einem hölzernen Gitter zwei Gazellen; über einer Zisterne glänzte der kaiserliche österreichische Adler. Eine hölzerne, von Blumen eingefaßte Treppe führte mich in einen mit türkisch bunten Teppichen belegten Salon, wo mich, da der Consul momentan nicht anwesend war, seine liebenswürdige Gattin empfing, an ihrer Hand ein dreijähriges Mädchen, das mich aus großen märchenhaften schwarzen Augen anschaute und arabisch grüßte.

In einiger Entfernung stand malerisch gekleidet eine Bethlehemitin, die Aja der kleinen Emilia.

Ich kannte die Gräfin Pizzamano von Wien her, wo sie in geistiggeselligen Kreisen durch anmuthende Schönheit und liebenswürdigen Geist sonnenhaft wirkte.

Graf Pizzamano, aus einer altpatrizischen, später in vier Zweige getheilten Familie Venedigs stammend, wohin sie aus Böhmen eingewandert war, und deren Paläste noch jetzt verschiedene Plätze der Dogenstadt zieren, trat bald ein. Eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge heiter wohlwollend, begrüßte er mich herzlich in deutscher Sprache, die er zuweilen mit italienischem Akzente betont. Seit acht Jahren in Jerusalem, war Oesterreich vor seiner Sendung dahin in der heiligen Stadt nicht vertreten und seiner maßvollen Energie ist es zu danken, daß nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder seit dem Jahre 1855 das Banner Oesterreichs in Jerusalem aufgehißt wurde. Das weiß-rote Wappen, welches der „glorreiche" Herzog Leopold von Oesterreich zum Andenken an seine bei der Erstürmung von Ptolomäus bewiesene Tapferkeit gestiftet hat.

Die Consuln von Frankreich, Spanien, England, Preußen und Nordamerika folgten später dem Beispiele Oesterreichs. Eine andere Macht ist in Jerusalem nicht vertreten.

Graf Pizzamano ist ein fleißiger Sammler. In einer in gothischem Stile gebauten gemalten Erkerstube zieren vierzig Portraite persischer Schache die fantastisch gezierten Wände. Abgesehen von der Portraitähnlichkeit sind sie in kunsthistorischer Beziehung durch die originelle Pracht der Kostüme kostbar und ein merkwürdiger Besitz. Die Münzensammlung beschränkt sich zwar nur auf alt jüdische, seleuzidische und sirische Münzen, dürfte aber in Exemplaren von Gold, Silber und Kupfer eine der vollständigsten sein. Lampen, Basreliefs, Säulenknäufe, Ringe, Spangen und was an dergleichen in Palästina und Sirien häufiger gefunden wird, gewähren ein interessantes Studium, wie sie zugleich für den, dem Italiäner innewohnenden Kunst- und historischen Sinn auch hier ein erfreuliches Zeugniß geben und wohl eine nähere kritische Beschreibung verdienen würden.

Wir besprachen einiges, das sich auf meine Sendung bezog, wobei ich gleich nach der ersten Stunde den bei späteren Anlässen sich immer mehr darstellenden praktisch klaren Geist des Grafen

kennen, vor Allem aber die jedem Bureaukratismus fern abgewandte hehere ruhige Weiſe bewundern lernte, mit dem er die wichtigſten Geſchäfte wie ſpielend, ohne jede leidenſchaftliche Regung, mit ruhigem Ernſt abthut. Eine Eigenſchaft, die dem Orientalen gegenüber von beſter Wirkung iſt.

Wir ſchieden in herzlicher Weiſe, nicht ohne Bedauern der Hausfrau, daß ich, um meinen Glaubensgenoſſen kein Aergerniß zu geben, jede Einladung zu Tiſche ablehnen mußte.

Der Chacham Baſchi.

Patriarchaliſche Erſcheinung. — Sehnſucht nach Meſchiach. — Muſik klingt weit. — Gegenbeſuch. — Stöcke am Sabbat. — Süße Kuchen.

Ich verfügte mich hierauf zum Oberrabbiner Herrn Chajim Niſſim Abulafia von Jeruſalem.

Vor Jahren ſtellte die türkiſche Regierung, die den Chacham Baſchi als einen von ihr beſtättigten Würdenträger ehrt, eine doppelte Ehrenwache vor das Haus, die vor einem Dezennium der Koſten wegen dankbar abgelehnt wurde. Ich ſtieg eine ſchmale ſteinerne Treppe empor, trat über eine offene Terraſſe, wo zwei Frauen raſch ihr Antlitz verhüllten und wurde in einen geräumigen Saal geführt, der nach orientaliſcher Sitte ringsum mit niedrigen Divanen umgeben war. Auf einem derſelben ſaß der mehr als achtzigjährige Greis. Das Haupt, von einem blaugrauen Turban umwunden, ließ die Haare nicht ſehen, ein langer weißer Bart fiel auf einen weißwollenen weiten Talar. Er ließ ſich von zwei Dienern emporheben, um mich zu begrüßen. Eine ehrwürdige patriarchaliſche Geſtalt. Er legte die rechte Hand an Bruſt und Stirne und winkte mich neben ſich zum Sitzen.

„Verzeihe“ begann er in ſpaniſcher Sprache, „daß wir Dir nicht vor das Thor der Stadt entgegen gezogen ſind.“

Es wäre beſchämend für mich geweſen, wenn Du, der ehr-

würdige Greis, mir, dem jüngeren Manne entgegen gekommen wäreſt.

„Wenn Opfernde nach Jeruſalem kamen, ging ihnen der Hoheprieſter immer entgegen. Und Du bringſt ein Opfer.“

Nicht ich, eine edle Frau.

„Biſt Du nicht ſoweit gereiſet?“

Eine Sehnſucht meines Lebens iſt erfüllt, Jeruſalem zu ſehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt Dir nebſt dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Paſſafeier betend ſchließen: „Leſchono habo be Jeruſchalaim“.

„Du haſt Grund dich zu freuen! dir wird mehr Heil, als Moſes, unſerem Lehrer. Er durfte das verheißene Land nur von fern ſehen. Du haſt es betreten. Wir aber, die wir hier geboren ſind, warten ſehnſuchtsvoll traurig auf den Meſchiach.“

Mit der grüßenden Handbewegung an Bruſt und Stirne, reichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe. Mittlerweile hatten einige Rabbiner in orientaliſcher Tracht, um dem Herrn des Hauſes durch ihre Gegenwart den Gaſt ehren zu helfen, ſich verſammelt und Platz genommen. Zwei Diener reichten Tſchibuk und Kaffe und auf ſilberner Taſſe eingemachte ſüße Früchte und Limonade dar. Nicht ohne früher das kurze, bevor man Speiſe oder Trank genießt, übliche Gebet geſprochen und, gegen den Hausherrn mich neigend, die Hand an Bruſt und Stirne gelegt zu haben, genoß ich des Dargereichten.

Der Chacham Baſchi hatte unterdeſſen, ſelbſt aus einem Tſchibuk rauchend, die Briefe aufmerkſam geleſen, und richtete wieder das Wort an mich:

„Dieſe Briefe freuen mich; ſie ſind aber nicht nötig. Wer ein gutes Werk thut, iſt empfohlen genug.“

Gott vielleicht, aber noch nicht den Menſchen. Du kennſt mich nicht und darum ſchienen ſie mir nötig.

„Du biſt ein trefflicher Mann, hätte man ſonſt gerade Dich gewählt? Wir ſind Alle Sklaven Gottes.“

Lies mein „Kol mebaſſer“ und gib mir dann Deinen Rath; ich will ohne dieſen in der heiligen Stadt nichts unternehmen.

Vielleicht ist Manches, wenn auch gut gemeint, nicht landesüblich.

„Es ist alles gut; ich habe schon früher davon gehört! Ich bin alt, aber was ich thun kann, Dich zu unterstützen, werde ich thun."

Dein Ansehen ist alt und ehrwürdig aber Dein Geist ist jung.

„Das ist die Gnade Gottes."

Ich freue mich, zu Dir gekommen zu sein, Dein Name ist bekannt, wie im Morgen- so im Abendlande.

„Musik klingt weit."

Erlaube mir, daß ich wieder zu Dir komme.

„Komme zu mir, ich will Dich unterstützen. Ich kann es um so mehr, als" — anspielend auf die anwesenden Rabbiner, „das Geschlecht der Tanaim und Amoraim noch nicht ausgestorben ist."

Ich schied, nicht ohne die Hand, wie schon beim Kommen, an die Mesusa der Thürpfoste und an die Lippen zu legen, welche fromme Sitte in Jerusalem durchweg geübt wird.

Zwei Tage darauf erwiederte mir der Chacham Baschi, umgeben von seinem ehrwürdigen Besdin, Rabbiner-Kollegium, unter Vortritt seiner Diener, feierlich den Besuch, wobei es mir auffiel, daß Alle, da es doch Sabbat war, sogenannte spanische, mit Silber beschlagene Stöcke trugen, während die deutschen Juden es für Sünde halten, sich am Sabbat eines Stockes zu bedienen. Vor seiner Ankunft hatte der Chacham Baschi mir, „damit mir die Ankunft in der heiligen Stadt wohlschmeckend sei" süße Kuchen gesendet.

Besuchende.

Vorsteher der Chassidim. — Oesterreichisches Geld an Russen vertheilt. — Synagogenbau. — Ein jüdischer Dichter. — Ein Mann aus Kremsier. — Widerwille gegen Ackerbau. — Anklage der Rabbiner. — Zorn gegen jüdische Wohlthäter. — Ein Tischlermeister.

Bald nach diesem Besuche begrüßten mich die Vorsteher der Gemeinde „Chassidim", an ihrer Spitze Herr Nissim Bak aus Galizien, der die einzige, leider feiernde hebräische Buchdruckerei in Jerusalem, die ihm Sir Montefiore einrichtete, besitzt.

Die Herren boten mir, unter bedauernder Darstellung, wie es in Jerusalem an Lehranstalten fehle, und wie sie den Gedanken an die Gründung einer solchen segnen, ihre Dienste aufs freundlichste an. Sie eröffneten mir dann ihr schmerzliches Anliegen, wie sie seit Jahren ohne ergiebigen Erfolg Geld sammeln, um eine Synagoge zu bauen, zu der sie den Grund bereits angekauft. Als ich sie auf den Curator in Wien verwies, dessen einzige Obliegenheit es sei, Almosen für das heilige Land einzusenden, lehnten sie denselben mit der Bemerkung ab, daß er das in Oesterreich gesammelte Geld, mit Ausschließung der gebornen Oesterreicher, einzig und allein den nur Schutz befohlenen Russen der Gemeinde „Peruschim" zuwende. Der österreichische Consul bestättigte mir die Thatsache. Die Herren sendeten mir später einen begeisternden von dem Consul mit unterzeichneten Aufruf an alle Glaubensgenossen zu, mit der schriftlichen Bitte: im Abendlande denselben zu verbreiten, um durch fromme Spenden zu ihrem andächtigen Ziele zu gelangen.

Brief und Aufruf sind diesen Blättern angehängt; möge der Letztere vom segenreichsten Erfolge begleitet sein!

Ich wurde am folgenden Morgen noch durch einige Besuche ausgezeichnet, die mir, wenn auch vorerst einen flüchtigen, doch charakteristischen Schattenriß von Personen und Zuständen in Jerusalem boten.

Ich saß in einer mit hochgewölbter Kuppel gedeckten Stube, wie sie alle in Jerusalem sind und hatte durch zwei in ein enges Gäßchen führende Fenster einen freien Ausblick über einen Theil der Stadt, auf den Oelberg und den jüdischen Begräbnißplatz im Thale Josafat. Ein mit schöner Bernsteinspitze versehener Tschibuk, der dem Erwachenden am Morgen noch vor dem Frühstück gereicht wird, war mit Tombak, dem gelben Tabak aus Persien gefüllt, und wirbelte blaue süßduftende Wolken empor.

Die funfzehnjährige Magd des Hauses, eine verheiratete spanische Jüdin Chanula, mit einem still anmutigen Gesichtsausdrucke, den Kopf mit einem Turban umwunden, die Brüste völlig frei, während die ganze Gestalt keusch verhüllt war, brachte das Frühstück. Jede Stube hat eine kleine flache Erhöhung, etwa eine einen Schuh hohe mit Teppichen bedeckte Bühne, auf der sich die Divane befinden. Vor dieser Erhöhung legte Chanula nach orientalischer Sitte ehrerbietig die Pantoffel ab, und mit bloßen Füßen sich nähernd, grüßte sie, die Rechte an Herz, Stirne und Mund legend. Sie stellte das Frühmahl auf den Tisch: Schwarzer Kaffe und Ziegenmilch, weißes Brot, von der Hitze flüssige Butter und Honig. Ich befand mich denn in Wahrheit im Lande, wo Milch und Honig fließt.

Ich ahnte nicht daß der Erste der mich besuchte, ein Genosse der Unsterblichen, ein Epigone der Prosoten-Sängerschulen, ein Sangesbruder des königlichen Harfenschlägers, ein — Dichter sei.

Es trat ein kleiner bleich und kränklich aussehender Mann, dessen Augen rot umrändert, asketisch glanzlos schienen, zu mir

herein. Zu beiden Seiten des mit einem schmutzig vergriffenen Sammtkäppchen bedeckten Hauptes schlängelten sich „Peies“ die polnisch historischen, unausgekämmten langen Haarbüschel. Der seidene Talar, die sogenannte „Schubeze“ ließ kaum einen längst verloschenen Glanz vermuten, und die vor der Estrade abgelegten Pantoffel schienen allen Gräberstaub des Thales Josafat seit vielen Jahren auf ihr durchlöchertes Haupt gestreut zu haben. Herr Jakob Sapir aus Wilna redete mich nach einem stummen Handreichen, ohne alle Einleitung also an:

„Hier ist alles Staub. Nach der Zerstörung blüht es überall auf der Erde, aus den Ruinen wieder auf; hier aber grünt nichts und blüht nichts, und doch reift eine bitter schmeckende Frucht hier: der Schmerz, daß Jeruschalaim untergangen ist. Erwarte Dir keine Freude hier, nicht von den Menschen, nicht von den Bergen!“

Ich freue mich Dich kennen zu lernen; ich habe schon in Wien von Dir vernommen, daß Du durch die Ruinen der heiligen Stadt wandelst und die Lichter Deines Liedes leuchten lässest.

„Die Schatten, die Schatten! sage. Aber ich staune, daß man in der trefenen Stadt Wien von einem jüdischen, armen Sänger in Jeruschalaim redet. Es gibt ja keine Wunder mehr!“

Hast Du Deine Gedichte gesammelt?

„Sammelt man dürre Blätter? Ich schenke wenn ein Lied fertig ist, es meinen Freunden und so fliegt es weiter; oder ich verbrenne es, und manches geht verloren. Was darf Dauer haben, wenn Jeruschalaim zu Grunde gegangen ist.“

Bringe mir ein Lied.

„Wenn mirs Gott beschert.“

Schreibe ein Klagelied auf Zion, und zeige Dich würdig des Don Jehuda Halewi, des großen Dichters.

„Wer ist groß nach David dem Könige?“

Sapir kam als zehnjähriger Knabe aus Rußland nach Jerusalem, wo er seit dem Einvierteljahrhundert lebt; er ist Schriftführer der Gemeinde „Peruschim“ mit einem Gehalte von 1000 Piastern d. i. 100 fl. C.-Mze. Nach einigen Tagen brachte er

mir ein Gedicht, das diesen Blättern angefügt ist. Seine Schwester ist an einen Oesterreicher, Moses Baumgartner aus Kremster in Mähren verheiratet, welcher der einzige Repräsentant des genannten österreichischen Kronlandes in der heiligen Stadt ist. Er trat eben auch, bleich und kränklich aussehend, mit seinem schönen, hellblonden, schwarzäugigen Knaben ein, um mich zu fragen, ob ihm sein Verwandter Herr E. B. aus Wien nichts sagen lasse? Dies schien wohl zu heißen, ob er ihm keine Unterstützung schicke. — Er lebt seit zwei Jahren arm in Jerusalem und gehört zu den Fanatikern. Er begegnete mir später noch oft ohne mich eines Grußes zu würdigen. Und zwar nach hier üblicher Anschauung mit Recht, denn ich hatte ihm kein Geld zu geben.

Ein hagerer Mann, mit unstättem Blicke und erschreckend semitischer Hast trat jetzt ein, und kündigte sich mir als Zeitungskorrespondenten aus der heiligen Stadt an. Herr M. S. ist aus einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gebürtig. Um seinen feinen Geschmack, oder seine Frömmigkeit zu beurkunden, steckte er sich in eine polnische Schubeze und ließ sich lange Schläfen-Haarbüschel wachsen. Nach talmudischen Studien hörte er medizinische Vorlesungen in München und Wien. In letzterer Stadt, wie er mir mittheilte, gab er sich vor zwanzig Jahren vergebens Mühe, für Ackerbautreibende in Palästina Simpatien und Unterstützung zu finden. Kaum hatte Ibrahim Paschas Gewaltherrschaft Ordnung und Gesetz einzuführen begonnen, mußte er wieder Sirien räumen, und so war für einen gesicherten Zustand im Lande weiter keine Hoffnung.

„Und warum," meinte mein Gast, „soll der Jude im Schweiße seines Angesichtes das Feld hier bebauen, wenn zur Zeit der Ernte der Beduine gewaltsam und straflos auf Kameelen einheimst, was er nicht gesäet, wo er nicht gepflügt hat? Aber auch die Rabbiner sind gegen den Ackerbau, wiewohl aus einem andern Grunde: sie fürchten, wenn Ackerbau getrieben würde, könnte

man von Europa her, statt Almosen zu schicken, auf den Gedanken kommen, Grund und Boden anzukaufen, wodurch ihnen, da sie nur fromm und nicht arbeitsam sein wollen, ein jetzt mühelos zufliegendes Geld entzogen würde. Aus gleichem Grunde sträubten sie sich, als von Sir Moses Montefiore eine Suppen-Anstalt gegründet werden sollte, mit der vertraulich unter einander gethanen Aeußerung: Da werden die Armen hinlaufen und essen, und wir werden weniger Geld bekommen. Und haben wir Schulen? In der heiligen Stadt gibt es keine! In einzelnen eklen Stuben können Sie die „Chedorim" der verkommensten Gemeinden in Galizien und unwissende Lehrer finden. Und für diesen Ruin meiner eigenen Kinder muß ich armer Mann noch zahlen! Warum sorgen die Rabbiner nicht für Schulen, warum schießen die Wohlhabenden nicht Geld zusammen? In Jeruschalaim nicht einmal eine Talmud Thora! In Jeruschalaim! Schreit das nicht zu Gott?"

Ich freute mich solche Gesinnungen zu vernehmen, war ich ja gekommen, eine Lehranstalt daselbst zu begründen. „Warum" fragte ich meinen Gast, „unterrichten Sie aber Ihre Kinder nicht selbst?"

Ich bin zu hastig, zu zornig, ich kann nicht Lehrer meiner eigenen Kinder sein!

„Lehren Sie fremde Kinder. Nehmen Sie denn lieber Almosen, statt wie Sie könnten, Ihr Brot zu erwerben?"

Wenn sie von Chuze lorez — d. i. von Außen her — die Narren sind und Geld schicken, soll ich der Narr sein und es nicht nehmen? Jeruschalaim ist leider eine Oremiklot, die Zufluchtsstätte allen Pöbels und das Schreien der Armen ist ein ohnmächtig fruchtloses, und uns kann nur eine Revolution gegen die Rabbiner helfen. Aber jeder fürchtet, bei der nächsten Geldvertheilung weniger zu bekommen, wenn er ein Wort redet, und so bleibt es beim alten Elend, bei der ewigen Not! Und was haben endlich die Herren — er nannte zwei glänzende, um die heilige Stadt hochverdiente Männer — hier gewirkt? Sie haben die Rabbiner, die Wohlhabenden eingeladen, und sich mit ihnen besprochen. Den Armen, statt sie zu hören, haben sie Geld

hingeworfen, wie Brotbissen den Hunden — die Rede des Mannes wurde immer heftiger — der Eine ist wie ein Abortus, und der Andere wie ein Hund von hier abgegangen.

Mir empörte sich das Herz und ich rief ihm zornig entgegen: „Jetzt sagen Sie mir aber, wie Sie mich nennen werden, wenn ich diese Stadt verlassen habe, wenn Sie Männer die so geistig, so edel, so aufopfernd, so großmütig sind, von Ihnen mit solchen Reden angespieen zu werden?“

Wir sind die Armen! Armut empört das Herz und Empörung ist rücksichtslos und undankbar Und doch ist hier — er rief es zähneknirschend — und doch ist hier Jeruschalaim! Jeruschalaim! hier ist Zion! hier ist Gott!

Ich hörte später, daß dieser Mann in Jerusalem, selbst unter den Frommen für exaltirt gehalten werde; übrigens ist er der Schwiegersohn des reichsten Oesterreichers in Jerusalem, des Herrn Zadok Levi aus Galizien, der in der heiligen Stadt drei Häuser besitzt und scherzweise der jerusalemitanische Rothschild genannt wird. Wir werden unserem Gaste noch in seltsamem Widerspruche mit sich selbst begegnen.

Er schied mit der Bitte: Alle zu hören und Niemanden zu glauben, auch ihm nicht.

Einen friedlicheren Eindruck machte ein vierter Besuch. Es kam ein Tischler Reb Jechiel aus Mogolnitz bei Warschau, der die zierlichst gearbeiteten Sachen aus Olivenholz vor mir zum Kaufe ausbreitete: Stöcke, Lineale, Büchsen, Becher, Briefbeschwerer u. d. gl. Auf allen diesen Gegenständen war in schöner hebräischer Quadratschrift die Jahreszahl und Jerusalem zu lesen.

Ich fragte ihn, warum er nicht auch mit lateinischen Lettern, als den allgemeinsten auf die Gegenstände schreibe, worauf er mir erklärte, daß die Engländer, welche zumeist die Käufer sind, ausdrücklich die hebräische Bezeichnung vorziehen.

Ich kam mit diesem gewerbefleißigen Manne später noch in Beziehung.

Klageort der Juden.

Witterung. — Salomonische Ueberreste. — Wehklage. — Ein Derwisch Jehovas. — Mokem kodesch. — Fanatische Ansprache.

Die Glut des Tages milderte sich. Mein Thermometer zeigte während eines vierzigtägigen Aufenthaltes von Ende Mai bis Anfang Juli zwischen 22 bis 32 Grad R. Zuweilen erhob sich der „Wind von Arabien" der Südostwind. Jenseit des todten Meeres gegen das arabische Gebirge zeigte sich dann die Luft dunkelglühend, die Sonne brach nicht helleuchtend durch, und es tauchte wie Rauch empor. Die Hitze war dann unerträglich. Nach 1 Uhr Mittags erhebt sich ein kühlender Nordhauch. Während des oben angedeuteten Zeitraumes sah ich nicht eine Wolke am weißlich blauen Himmel und bemerkte nur geringen Thau.

Ich ging mit einem Begleiter zu der noch emporragenden Mauer des Tempelplatzes nach dem Klageorte der Juden, wo sie namentlich am Freitag zum Abendgebet und zum Wehklagen über das untergegangene Heiligthum sich versammeln.

Die Juden sind im Besitze eines großherrlichen Fermans, der ihnen den Zutritt gegen eine sehr kleine Abgabe für alle Zeiten gestattet. Der Weg führte durch mehrere Straßen, bis wir in ein enges krummes Gäßchen einbiegend, an die Mauer gelangten. Diese ist 158 Fuß lang, 60 Fuß hoch und besteht aus 23 Steinschichten, deren unteren 9 Lagen aus Quadern, mitunter von 20 bis 30 Fuß Länge bei einer Dicke von 5 Fuß bestehen. Alle diese Blöcke sind gerändert, und zwar so, daß, nach-

dem die ganze Oberfläche flach rauh gemeißelt, am Umfange derselben eine einen Zoll tiefe Kante geschliffen ist. Diese so bearbeiteten Steine lassen über einander gethan Fugenlinien zwischen sich und geben der Mauer das Ansehen einer getäfelten Wand, die in den höheren Lagen kleinere Steine eines späteren Baues zeigt. Einzelne hervorragende Quadern führten die moderne Forschung zur Ueberzeugung, daß sie die Ueberreste eines Bogens von jener Brücke sind, die vom Tempel zum Berge Zion führte. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese Mauer in ihren Fundamenten und den über der Erde befindlichen untern Lagen ein echtes altjüdisches Denkmal aus der Salomonischen Zeit nach dem Ausdrucke des Josephus Flavius „unbeweglich für alle Zeit" ist. Dieser kiklopische Bau macht den gediegenen Eindruck, daß er nicht eher, als die Vesten der Erde selbst untergehen könne.

Schon ehe wir vor die Mauer traten, hörten wir ein heulendes Singen, heftige Schreie, herzerschütterndes Wehklagen, wie im Chore, aus dem die Worte emporweinten. „Wie lange noch o Gott?"

Es waren mehrere hundert Juden in türkischer und polnischer Tracht versammelt, die mit dem Antlitz gegen die Mauer gewendet sich neigend und beugend das Abendgebet verrichteten. Der Vorbeter, ein junger wüstleidenschaftlich und krankhaft aussehender Mann in polnischem Talare betete vor. Es waren die Worte des bekannten Minchagebetes aber in einer Weise, gedehnt, zerrissen, aufschreiend und wieder in sich versinkend, daß der durchtönende Gesang mehr ein rasendes Freiwerden gefesselter Naturlaute, das Stürzen eines tobenden Wasserfalles in einen finstern Abgrund schien. Weit abgesondert von den Männern standen an hundert Frauen, alle in langen weißen Gewändern, welche faltig die ganze Gestalt und das Haupt bedeckten. Weiße Tauben, die vom Fluge müde sich auf Ruinen niederließen. Wenn gemeinsame Gebetstellen zu sprechen waren, so fielen sie mit in die tobenden Männerchöre ein, breiteten die Arme hoch empor, so daß diese in den weiten Gewändern Flügel schienen, die sich in den offenen Himmel erheben wollen, und dann schlugen sie die Stirne an die Quadern der

Tempelmauer. Zuweilen, wenn der Vorbeter ermüdet war und ſtill weinend ſein Haupt an die Mauer lehnte, da war es eine Minute lang todtenſtill.

Der Zufall ſtellte mich neben ihn und ich konnte die Wahrheit ſeines erſchütterten Gemüthes bemerken; er ſah mich flüchtig an und ohne ſich im Gebete zu ſtören ſagte er mir: „Mokem kodeſch“ d. h. heiliger Ort und deutete auf meine Fußbekleidung.

Mein Begleiter hatte vergeſſen, mich aufmerkſam zu machen, daß ich die Schuhe ablegen müſſe. Ich that es denn und wurde in die Wirbel des in Schmerz und Klage tobenden Gottesdienſtes hineingeriſſen.

Nach dem Gebete entfernte ich mich mit der Menge; da trat der heulende Derwiſch Jehovas der Vorbeter Reb . . . . . ein Ruſſe, aus der Gemeinde Peruſchim an mich heran und ſprach mit heiſerer Stimme:

„Du biſt gekommen, um Neuerungen zu beginnen, ſeitdem die Zerſtörung Jeruſchalaims iſt, darf hier nichts aufgebaut werden.“

Ihr ſammelt doch Geld durch alle Welt um hier Synagogen zu bauen.

„Wir wollen keine Schkoles“ — ſcolas — erwiederte er, ohne auf eine Bemerkung Rückſicht zu nehmen. „Die Thora iſt genug.“

Du verwirfſt alſo den Talmud?

„Hier muß Alles beim Alten bleiben, bis Meſchiach kommt, und wir warten weinend und klagend auf ihn.“

Eine ſchweigende Menge begleitete uns und hörte dem Geſpräche zu, dem ich mit den Worten einen Abſchluß gab: „Ich bin nicht gekommen, um die heilige Thora zu verletzen, wenn es Gott gefällig iſt, werde ich, auch wenn es Deine Meinung nicht iſt, das Werk glücklich begründen. Du aber biſt nur Einer, ich will Alle hören.“

Du wirſt Alle hören, ſchon Morgen!

Mit einer grüßenden Handbewegung entfernte ich mich, den Mann und die Menge hinter mir laſſend.

Beim Paſcha.

Aermlichkeit der Wohnung. — Kiamil Paſcha. — Kaffe und Tſchibuk. — Geſelliger Anſtand. — Brief des Freiherrn von Bruck. — Blick auf den Tempelplatz. — Erzherzog Ferdinand Max. — Jagdgeräte. — Bedenkliche Situation des Paſchas.

Ich begab mich um die Mittagsſtunde zum Conſul, um von ihm dem Paſcha von Jeruſalem vorgeſtellt zu werden. Dieſer war bereits in Kenntniß geſetzt, daß ich ihm ein Schreiben Sr. Exzellenz des Freiherrn von Bruck zu übergeben hatte. Uns voran ſchritten zwei Kawaſſe, bewaffnete mohammedaniſche Diener. Jeder führte einen hohen Stab, deſſen oberes Ende mit einem großen ſilbernen Knopfe nach Art unſerer Portierſtöcke geziert war. Sie ſetzten die Stöcke klirrend auf die Steine vor ſich hin und die Hand in einen kleinen Halbkreis nach Rechts ſchwingend erhoben ſie dieſelben, um ſie wieder vor ſich hinzuſetzen. Alle Conſule im Oriente bedienen ſich ſolcher Liktoren.

Wiewohl ſchon in anderen Städten des Orients vielfach enttäuſcht, wenn ich Pracht und Ueppigkeit erwartet hatte; war meine Verwunderung doch groß, als wir im Hauſe des Paſcha, das auf dem Tempelplatze ſteht, anlangten. Wir ſtiegen zwei Steintreppen hinab, in einen unregelmäßigen, ſchmutzigen Hofraum, wo Soldaten, Gefangene und Sklaven, exotiſch bunte, phantaſtiſche Gruppen bildeten. Von hier führte uns eine Treppe empor; wir traten in einen großen Saal. Die Gerichtsſtube eines europäiſchen Landſtädtchens iſt anſehnlicher, ſie zeigt doch auf einem Tiſche ein

Cruzifix und die Bibel, etwa das Bild eines Potentaten an der Wand. Hier sahen wir kahle, weißgetünchte Wände, denen entlang sich Divane mit schmutzigem Kotton bekleidet, hinzogen. Sonst war kein Einrichtungsstück zu sehen. Dieß der Audienzsaal eines Pascha. Se. Exzellenz kam uns freundlich entgegen, und führte uns in eine Ecke des Saales, die einen Erker bildet. Er lud den Consul neben sich zur Linken den Ehrenplatz der Türken, auf einem Divan zum Sitzen ein. Mir und dem Dragoman, einem jungen blonden Griechen, waren Sesseln ihm gegenüber angewiesen, während er selbst gekreuzter Beine sichs bequem machte.

Der Pascha war in Segeltuch gekleidet, nur die Weste von blaugrauer Seide und gestickt, der Hals von einem schwarzseidenen Tuche umgeben. Ein roter Fes deckte sein orientalisch schön geschnittenes Haupt. Ein schwarzer, weiß durchschimmerter Vollbart umgab einen sanften, freundlich lächelnden Mund; die Augen hatten einen blaugrauen Glanz.

Tschibuke mit kostbaren Bernsteinspitzen, deren Zwischenringe mit Edelsteinen besetzt waren und schwarzer ungezuckerter Kaffe in kleinen Porcellantäßchen, die in silbernen Bechern saßen, wurden uns mit ehrerbietiger Begrüßung von barfußen, sonst anständig gekleideten Sklaven gereicht.

Es wäre gegen den feinen Anstand, belehrte mich der Consul, früher von Geschäften zu reden, ehevor man Kaffe und Tschibuk genommen hat. Nachdem beides geschehen war, überreichte ich dem Pascha den Brief des österreichischen Finanzministers, den er an Herz, Stirne und Mund legte, und dem Dolmetsch übergab. Dieser sich verneigend, erbrach ihn und weil er ihn in türkischer Sprache geschrieben fand, stellte er ihn dem Pascha wieder zurück. Er nahm den Brief und las mit einem sich immer mehr in seinem Antlitze spiegelnden Wohlgefallen, er war sichtlich sehr geschmeichelt und ließ mir durch den Dolmetsch sagen: „Ich bin bereit alle Deine Wünsche und Befehle zu erfüllen."

Meiner hatte sich unterdessen eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Mir zur Rechten war ein hohes Erkerfenster, welches

den Einblick auf Räume gewährte, die mit Kuppeln, Bogen, Säulen, Nischen, Trümmern, Hallen und riesigen Zypressen bedeckt waren. Es war die Plattform des Berges Moria und der ewig heilige Platz, wo der Tempel Jehovas stand. Mich ergriff eine derartige Aufregung und Wehmut, daß ich dem Gespräche nur scheinbar Aufmerksamkeit schenkte. Der Consul, der dies bemerkte, fragte mich, was mir fehle? Ich sagte ihm die Ursache und ließ den Pascha fragen ob er gestattete, daß ich eine Weile hinabsähe.

„Sieh nur hinab, so lange Du Freude daran hast", war seine Antwort: „und wenn Du hinabgehen willst, so werden meine Bewaffneten Dich geleiten."

Ich stand von meinem Sitze auf, und schaute hinab auf die wunderbare Szene.

Momente gibt es, wo in der Seele Vergangenheit und Zukunft zusammenschmelzen, wo sie alles in der Zeit oder im Raume hintereinander sich Begebende gleich gegenwärtig sieht und wie im Traumwachen nur der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Fantasie folgt. Die Seele schwebt in einem Meere von Empfindungen, in welchem große Gedanken aufgelöst, aber noch nicht zu klaren Kristallen angeschlossen sind. Wir fühlen uns von einer wehmütigen Freudigkeit, wie von einem Fliegen im Traume ergriffen und doch auch von einem Bangen. So schwebte mit Einemmale, was durch Menschenalter und Jahrtausende getrennt ist, an mir vorüber: ich sah einen Vater sich rüsten, den Sohn als Opfer zu schlachten, ich sah die Feuersäule durch die Wüste wandeln und den donnernden Berg brennen, ich hörte an dem Tempel Jehovas zimmern und den königlichen Sänger die Gottbegeisterte Harfe rühren. Zahlloses Volk wimmelte auf dem Tempelplatze und der hohe Priester im weißen Gewande brachte das Versöhnungsopfer dar. Ich sah Abfall und Verrat an Gott und schmachvolle Könige empörten sich und verzehrende Lohe schlug in Jehovas Zederngebälke! der Zorn des Herrn drohte und vernichtete furchtbar und er hat noch nicht abgelassen, Finsternisse und Drangsale auf sein erwähltes Volk zu wälzen.

Wenn es Abend wird in einer großartigen Gletscherwelt und die weißen Häupter in weich goldenem violetten Dufte glühen, verschwinden all' die verbindenden und weithin trennenden Schluchten, sie liegen in Nacht. Aus unsichtbaren Thälern klingen halbverwehte Glockentöne, die Seelen der bewegten Lüfte. Ein unnennbares Heimweh, eine wehmutvolle Musik der Gefühle ergreift uns und das wandelnde Licht und die es verfolgenden Dunkelheiten uud all' die himmelan ragenden Gestalten, die ganze große langsam sich entwickelnde That eines glorreichen Sonnentodes brennt, klingt und verklärt sich in der trunkenen Seele des Wanderers und spiegelt sich in einer Thräne.

Ich wüßte mit keinem anderen Bilde der Empfindung des Lesers näher zu bringen, was an elegisch Großem und wehmutvoll Freudigem durch meine Seele ging.

Nur mit Gewalt riß ich mich von dem Anblicke des ruinenhaft Erhabenen los, das unter meinen Blicken lag, denn ich fürchtete durch allzulanges Weilen am Fenster den Anstand zu verletzen.

Der Pascha fragte angelegentlich um das Befinden des Erzherzogs Ferdinand Max, der sich durch seine, einen andern Prinzen, der vor ihm den Orient bereiste, weit überbietende Großmut und Liebenswürdigkeit der Sitten viele Herzen gewonnen hat. Der Pascha ließ, um es mir zu zeigen, ein Jagdgeräte bringen, welches ein Meisterwerk belgischer Waffenarbeit ihm vom Herzog von Brabant als Gegengeschenk für drei arabische Pferde kurz zuvor zugesendet worden war. Dem österreichischen Consul wurde der Auftrag, das prächtige Geräte dem Pascha zu übergeben.

Er reichte jetzt diesem vertraulich die Hand und ließ mir seine Worte dolmetschen: „Das ist mein Bruder und seine Frau meine Schwester."

Nach einer Stunde freundlichsten Gespräches schickten wir uns zum Fortgehen an. Der Pascha reichte mir die Hand und ließ mir wiederholt seine Dienste anbieten. Dann schritt er, um uns das ehrenvollste Geleite zu geben, voran. Wir folgten ihm bis zur Treppe, hier empfahl er sich auf die herzlichste Weise und wir stiegen wieder die Treppe hinab, durch den Hof, wo etwa zwölf

Diener Spalier bildeten, unter welche der Consul Silber vertheilen ließ.

Kiamil Pascha ist unverheiratet, er besitzt auch keine Sklavinnen; doch hieß es, daß er einer von fast allen orientalischen Dichtern besungenen Leidenschaft huldige und man nannte einen Epigonen des Alkibiades seine Geliebte.

Er ist wohlwollend, allem Fanatismus fern und besonders Oesterreich zugethan, seitdem das Großkreuz eines seiner Orden die Brust des Pascha deckt. Er befand sich aber wegen des Aufstandes in Naplus, der im April 1856 so unheilvoll zu werden drohte in großer Verlegenheit, indem er beschuldigt war, 300,000 Pstr. bei dieser Angelegenheit — empfangen zu haben. Der österreichische und der französische Consul suchten ihn zu halten, „denn kommt ein neuer Pascha, so nimmt er auch Geschenke an, und wir wissen nicht, ob er uns eben so wohlwollend und fast christenfreundlich wie dieser sein wird."

Die Zionssynagoge.

Vier Synagogen. — Die heilige Lade. — Ehrenbezeigungen. — Verkaufte Thora. — Das Gebet der Frauen. — Ein Bräutigam. — Blumen und Früchte.

Um sechs Uhr Morgens am ersten Sabbat, den ich in Jerusalem erlebte, besuchte ich die Zionssynagoge, welche einer Ueberlieferung zu Folge zur Zeit der Zerstörung Jerusalems das „Midrasch" Lehrhaus des Rabbi Jochannan ben Sakai war. Dieser Umstand war für mich von einem besonders beziehungsreichen Interesse. Die Synagoge ist ein Eigenthum der sepharedischen Gemeinde und besteht aus vier Synagogen, die zusammengebaut ein ziemlich umfangreiches Gebäude darstellen. Eine steinerne Treppe in die erste Synagoge hinabsteigend, gelangt man durch sie in die anderen drei.

Das alte Gebände befand sich in einem sehr baufälligen Zustande. Die Localbehörden erlaubten keine Ausbesserung, bis es unter Ibrahim Pascha neu aufgeführt wurde. Man fand bei dieser Gelegenheit eine Steintafel die das Alter des Gebäudes auf 460 Jahre angab; wahrscheinlich war es auf dem Grunde der früheren Synagoge nur wieder hergestellt. Die Hallen sind hoch, luftig und hell, die Einrichtung ist prunklos, aber anständig.

Mir wurde der Ehrenplatz auf dem Almemer angewiesen; wie ich überhaupt mit allen synagogalen Ehren ausgezeichnet, und in jeder der vier Synagogen zu irgend einer frommen Funktion

während des einen Gottesdienſtes eingeholt wurde. Die Thorarollen in der Lade werden, ich ſah es ſo in allen Synagogen des Orientes — in einem hölzernen runden Gehäuſe, das mit Silber oder Kupfer beſchlagen, oder künſtlich ausgelegt iſt, verwahrt. Wenn man die meiſt gemalte Thüre der heiligen Lade aufgemacht hat, iſt ein ſeidener mit Inſchriften in Gold oder Silber verſehener Vorhang wegzuſchieben; dann erblickt man die Thorarolle, aus der heute vorgeleſen werden ſoll, in dem offenen Gehäuſe, das man nicht ohne eine kleine Anſtrengung heraufhebt, und durch die Synagoge trägt. Der Diener zeigt fortgeſetzt voranſchreitend mit der ſilbernen Jad die Stelle an der die heutige Leſung beginnt. Die über die Thora herausragenden Rollen ſind mit „Ezchajim", Lebensbäumen, die meiſt in Silber getriebene Granatäpfel darſtellen, geſchmückt.

Als ich ein ſolches Paar für den neuen Tempel in Wien kaufen wollte, wurde mir dieß nur darum geſtattet, weil ich ſelbſt eine Thorarolle in die heilge Stadt gebracht hatte. Das Ausführen einer Thorarolle, oder eines heiligen Gerätes iſt nicht erlaubt. Großes Aufſehen erregte daher der Verkauf einer Thora durch den Rabbi C. an die Prinzeſſin von Holland. Um den Sturm gegen den Mann zu beſchwören, richtete der Conſul ein Schreiben an den Oberſthofmeiſter der Dame, um die Thora zurückzuerhalten, welches jedoch ohne Erfolg blieb.

Bei der „Hagbaha", dem Emporheben und Vorzeigen der Thora, erheben ſich, wie auch bei uns alle von ihren Sitzen; die Frauen aber, die hinter vergitterten hölzernen Gallerien ſitzen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick: ſie breiten ihre Arme gegen die Thora wiederholt aus und werfen ihr mit inbrünſtiger Andacht, die Hände an die Lippen führend, Küſſe zu. Es iſt dies der faſt einzige thätige Antheil — da nur ſehr wenige leſen können — den die ſepharediſchen Frauen an dem Gottesdienſte nehmen.

Während des Vortrages der Thora hatte eine eigenthümliche Zeremonie ſtatt. Unter einem Baldachine ſaß mitten in der Synagoge ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, der vor acht Tagen Ehemann, und heute von ſeinen zwei „Unterführern" die neben ihm

saßen, zur Thora begleitet wurde. Nach dem Vorlesen des Abschnittes hörte er andächtig noch die für ihn besonders gelesene Stelle an: „Und Abraham war alt" bis „du sollst nehmen ein Weib für meinen Sohn." Der Synagogendiener besprengte unterdeß alle Andächtigen mit Rosenwasser, über das der Vorbeter einen Segenspruch sang.

Eine schöne Sitte ist es, daß die Söhne, wenn ihr Vater zur Thora gerufen wird, aufstehen und stehend die Vorlesung anhören; eben so erhebt sich die ganze Gemeinde, wenn ein Rabbiner emportritt. Mir wiederfuhr dieselbe Ehre.

Beim Austritt aus der Synagoge reicht der Diener jedem Andächtigen einen Blumenstrauß, oder eine Frucht hin, deren Duft unter Segenssprüchen eingeathmet wird.

Zwischenfälle.

Unterbrochene Thoravorlesung. — Der Chacham Baschi terrorisirt. — Erbetene Versammlung. — Absage. — Ein Bannstral.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden und wurde von allen höflich, von einigen mit einem gewissen Rückhalt empfangen. In drei kleinen Synagogen wurde heute, wie ich später erfuhr, das Vorlesen der Thora unterbrochen, und Beratung gepflogen, wie man dem herannahenden Unheil einer Lehranstalt begegnen könne? Manche Bemerkung in meinem „Kol mebasser" das ich allen Rabbinern zugeschickt hatte wurde mit Absicht, oder wirklich mißverstanden, und so suchten sie die Stimmung gegen die zu begründende Anstalt durch meine „Verkündende Stimme" noch zu verstärken.

Als ich gegen Abend den Chacham Baschi besuchte, erzählte er mir, es sei eine Anzahl Personen bei ihm gewesen, um ihn zu schelten. Als er ihnen ihre frechen Aeußerungen verbot und seine Würde entgegenhielt, äußerten sie: „Wenn die Thora in Gefahr ist, gilt das Ansehen des Rabbiners nichts." Sie drohten, ihn mit dem Banne zu belegen, den er Kraft seines hohen Amtes auf sie zurückzuschleudern entschlossen sei. „Wir Sepharedim", schloß er seine Mittheilung, „halten Deine Anstalt für gut und dem Religionsgesetze nicht entgegen. Ein Mann aus Wien hat gegen die Anstalt den Aschkenasim geschrieben, und dabei Dinge vorgebracht

von der Familie der Stifterin. Er hat auch gegen Dich Soldaten geworben, ehe Du gekommen bist. Du aber wirst nicht zu Schanden werden und von Deinen Feinden wird es heißen: „Jemachschemom."

Ich wünsche nur eine Versammlung der Rabbiner, um ihnen den Gegenstand vorzutragen und ihre Meinungen zu hören; ich werde gerne ihrer Belehrung mich fügen, wolle in Gnaden sie in die „Auda" den Versammlungsort der Gemeinde für morgen einladen.

„Lade Du sie ein, die Versammlung kann ohne mich stattfinden, da Du meiner Zustimmung der Gemeinde doch sicher bist."

Mir schien in dieser Antwort ein sich Zurückziehenwollen zu liegen, und ich erwiederte, wie gerade deswegen seine Anwesenheit nötig sei, indem er durch das Ansehen seiner hohen Person, wie durch das Aussprechen seiner gut heißenden Meinung auf die Anderen wirken werde. Er erlaubte mir hierauf in seinem Namen die Rabbiner für den morgigen Tag in seinen Divan zu laden.

Ich wohnte dem Abendgebete in der Privatsynagoge des Rabbi Josef Schwarz bei, desselben, der durch sein Werk „Palästina" die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich gezogen hat und richtete eine hebräische Einladung an die Rabbiner, von welcher der Synagogendiener mehrere Abschriften an die einzelnen Personen besorgte.

Am folgenden Tage kam vom Chacham Baschi eine schriftliche Absage, die Chachamim seien vom Lernen während der heutigen Nachtwache müde, sie schlafen, die Versammlung könnte auch besser morgen oder übermorgen abgehalten werden.

Ich glaubte in dieser Absage wieder ein sich Zurückziehen bemerken zu müssen, und verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi. Wieder waren Männer bei ihm gewesen, die großes Bedenken geäußert hätten. Der Vater der Stifterin habe in Wien einen Gottes-

dienſt mit Muſik im neuen Tempel eingeführt, der Gatte, die Kinder der Stifterin ſeien zum chriſtlichen Glauben übergetreten. All dieß habe ein Mann aus Wien hieher berichtet. Es könnte noch ein größeres Zerwürfniß unter den Sepharedim und Aſchkenaſim, das zu ſeinem tiefen Schmerze beſtehe — entſtehen, auch er würde in Europa verläumdet werden. Die Aſchkenaſim wollen eine Schrift aufſetzen und ihre Bedenken gegen die Anſtalt in derſelben niederlegen. Ich möchte nicht drängen; mit der Zeit gehe Alles. Die Verſammlung werde er auf morgen oder übermorgen ſelbſt einberufen.

Nach einigen Stunden ſandte mir der Chacham Baſchi eine Schrift an den k.k. öſterreichiſchen Conſul in welcher er meldete, daß er den öſterreichiſchen Unterthan U . . der ihn, das religiöſe Oberhaupt von Jeruſalem freventlich geſchmäht habe, mit dem Banne belegen wolle.

Um dieſe Meldung zu begreifen, iſt es nötig zu erklären, daß der Bann in Jeruſalem für den Mann auf dem er liegt, von ſehr bedenklichen Folgen begleitet iſt. Kein Jude darf dem mit dem Banne Belaſteten Lebensmittel verkaufen und keiner, wenn er Kaufmann iſt, ihm Waaren abkaufen. Jede Gemeinſchaft wird abgebrochen; er kann die Synagoge nicht beſuchen, Weib und Kinder entfernen ſich von ihm, ſeine bloße Berührung macht unrein. Weil nun zuweilen wegen gerinfügiger Urſachen der Bann ausgeſprochen und der Bannbelegte auch der politiſchen Rechte beraubt wurde, ſo behielten ſichs die Conſuln vor, daß wenn der Bann einen ihren Regierungen unterthänigen Mann träfe, ihnen die Meldung hiervon gemacht werden müſſe, um die Zuſtimmung zu geben.

Ich verfügte mich ſogleich zum Chacham Baſchi, um ihn zu bitten, das zu thun, was ihm ſeines Amtes ſcheine; doch möchte er die weltliche Macht nicht aufrufen, um religiöſe Angelegenheiten zu ordnen. Er ließ ſich beruhigen und ich hatte zu meiner

persönlichen Befriedigung den gezückten Blitzstral von dem Haupte meines Feindes abgelenkt.

Am folgenden Tage, den 2. Juni wurde ich, was ich wenigstens nicht so bald, wenn überhaupt noch erwartet hatte, durch ein Rundschreiben des Chacham Baschi zu der erbetenen Versammlung um 12 Uhr Mittags eingeladen. Er selbst, umgeben von seinen Chachamim, erwies mir vor denselben noch einmal die Ehre seines Besuches und versicherte mich seiner besten Gesinnungen, für mich und mein Vorhaben.

Die jüdischen Gemeinden.

Sepharedim. — Aschkenasim. — Peruschim. — Chassidim Wolhinier. — Chassidim Oesterreicher. — Chassidim Chabat. — Warschauer. — Ansche Hod.

Um einen klaren Einblick in die religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustände der Juden in Jerusalem zu gewähren, und zu zeigen, wie sie sich zu der mir gestellten Aufgabe verhielten, erscheint es vor Allem nötig, die in den voran gehenden Blättern wiederholt gebrauchten Namen: Sepharedim, Aschkenasim, Peruschim, Chassidim näher zu erklären, die Gemeindegliederung wenigstens im Umriß zu zeichnen, statistische und gesellschaftliche Zustände zu schildern.

Die Gesammtzahl der Juden in der heiligen Stadt ist nach amtlicher Erhebung 5,700 Seelen; sie stellt somit den dritten Theil der Gesammtbevölkerung dar, welche 18,000 Seelen umfaßt, und überragt die christliche um das Doppelte. Jerusalem zählt 3000 Christen, darunter 1000 Lateiner und 2000 Griechen und Armenier. Von den Juden sind 1700 österreichische Unterthanen und in Schutz Genommene, während Oesterreich nur 100 christliche Unterthanen, alle Secten zusammengenommen, in der heiligen Stadt zählt. Der Titel: Sr. apostolischen Majestät „König von Jerusalem" ist denn in dieser Rücksicht eben so gerechtfertigt, wie in jeder andern historisch-diplomatarischen.

Die Juden unterscheiden sich in sepharedische und aschkenasische.

Sepharedim.

Die spanisch-portugiesischen Juden, Sepharedim, werden jene genannt, die bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabelle II. von dorther in alle Welt auswanderten. Die Sepharedim in Jerusalem stammen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Egypten, Tunis, Tripolis, Marokko, Algier, Indien, Persien u. s. w. und bedienen sich des spanischen Idioms.

Sie bilden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen und die Großgemeinde von Jerusalem.

An ihrer Spitze steht der von den „Chachamim" d. i. Rabbinern gewählte Chacham Baschi, den die türkische Regierung bestättigt. Dieser entscheidet mit seiner „Bsdin" in allen religiösen Dingen. Für weltliche meist ökonomische Angelegenheiten wählen wieder die Chachamim — die Gemeindemitglieder haben durchaus keine Stimme — drei „Pakidim" Vorsteher; unter diesen stehen drei andere. Alle Pakidim werden in Rechnungssachen wieder von drei „Maschkichim" kontrollirt; diese wählt der Chacham Baschi aus seinem Rabbinerkollegium. Es ist somit eine Art von Gemeindevertretung hergestellt, die aber der Gemeinde selbst keinerlei Rechenschaft zu geben schuldig und von ihr nicht gewählt ist. So kommt es, daß die meisten „Balebatim" Familienhäupter mit dem Gebahren der Chachamim, deren an 100 sind und sich nur mit dem Erlernen des Talmuds ohne fortbildende Forschung beschäftigen, unzufrieden sind. Vorzüglich sind es aber die Arbeiter und die „Moghrebim", Juden aus Tunis, Marokko und Algier, welche mit der ökonomischen Verwaltung und mit der Vertheilung der Gelder durch die Chachamim nicht einverstanden sind, und sich in neuerer Zeit von der Großgemeinde loszutrennen streben, um die aus ihrer Heimat fließenden Almosen gerechter unter sich zu vertheilen. Es droht hier dasselbe Unheil, welches wie wir sehen werden, unter die Aschkenasim durch Zersplitterung in viele Gemeinden herein gebrochen ist.

Die Gemeinde besitzt die vier in diesen Blättern bereits ge-

schilderten Synagogen, sechs Häuser, von denen eins in Jaffa, und mehrere unbebaute Plätze.

Fromme Stiftungen „Jeschibot" bestehen 36, die meist von Ausländern mit einem gewissen Kapitale gegründet sind, und deren Zinsen jene Chachamim erhalten, die zum Andenken der Stifter Talmud studiren und beten.

Mancher Chacham hat deren mehrere, die meisten keine. Die Jeschiba „Perera" ist mit 16,386 Piastern fundirt, die geringsten nur mit 1000 Piastern.

Ein eigentliches Gemeindevermögen besteht nicht; eine Steuer wird nicht erhoben. Neue Ansiedler müssen sich einkaufen und zwar mit so viel Kapital, als sie in einem Jahre Einkünfte haben. Wenn sie sterben, nimmt die Gemeinde den Nachlaß ohne Rücksicht auf Erben im Auslande, was aber jedesmal durch freiwilliges Uebereinkommen festgestellt wird.

Den Pakidim liegt die Pflicht ob, bei jedem Sterbenden zu erscheinen; sie siegeln den Nachlaß, bringen ihn in die „Auda", den Versammlungsort der Gemeinde, wo er zu Gunsten der Gemeinde an dem Meistbietenden gegeben wird. Die Witwen, die zahlreich einwandern und ohne Erben sind, nehmen Chachamim als solche an, um nach ihrem Tode Jemanden zu haben, der „Kadisch" das Gebet zum Gedächtnisse an die Todten für sie sagt, und eine Kerze am wiederkehrenden Todestage für sie anzündet. Bei ihrer Einwanderung müssen sie sich ebenfalls mit der Gemeinde abfinden.

Die Gemeinde sendet ferner Boten, um Almosen zu sammeln, mit Ausnahme von Rußland und Polen, in alle Welt, zumeist nach Afrika.

Zu diesen von außen zufließenden Einkünften kommen der Gemeinde durch das ihr allein zustehende Recht, Grabstätten zu verkaufen, jährlich an 20,000 Piaster zu und andere 20,000 Piaster durch ihr Privilegium der Fleischausschrotung.

Alle diese Beiträge reichen aber nicht aus, auch nur die Zinsen der Schuld zu zahlen, die seit Menschenaltern auf der Gemeinde la-

stet und immer größer anwächst, zumal noch viele direkte Auslagen hinzukommen.

Die Gemeinde schuldet:

Ein direktes Kapital, das zurückgezahlt werden muß	12,000	Dukaten.
Zinsen für Kapitale, die ihr von Einwanderern geschenkt wurden, und so lange diese leben, bezogen werden	8,000	„
Die Zinsen von Legaten für die „Jeschibot"	10,000	„
Eine Gesammtschuld also von . . .	30,000	Dukaten.

Direkte Auslagen hat die Gemeinde:

An das Dorf Siluan auf der Höhe des Josafatthales für Ueberwachung, vielmehr für Nichtbeschädigung des Begräbnißplatzes .	10,000	Piaster.
Geschenke an vornehme Türken, vorzüglich für den freien Zutritt zur Tempel-Westwand	30,000	„
An die Bewohner von Bethlehem für den Zutritt zum Grabmale Rachels . . .	5,000	„
Für die Talmud Thoraschule	20,000	„
Gehalt des Chacham Baschi	5,000	„
Gehalt des Kanzlers und der Diener . .	5,000	„
Unterstützung an Arme, Witwen und Waisen	30,000	„
	105,000	Piaster.

Die Gemeinde nimmt ein nach dem Maßstabe des vorigen Jahres:

Von Todten, Grabsteinen, Heiraten, Waareneinfuhr, Weinabgabe, Fleischertragniß . . .	500,000	Piaster.
Spenden von Amsterdam	80,000	„
„ aus der Türkei und Sammlungen in verschiedenen Ländern variren; doch ergiebt sich in guten Jahren eine Gesammteinnahme von	1,000,000	Piaster.

Die Kopfsteuer wurde während des orientalischen Krieges nicht bezahlt; man war aber einer neuen Steuerausschreibung gewärtig, hoffte jedoch, durch den Hat Humajum wenigstens die Geschenke an die Efendis einziehen zu können. Ein beklagenswerthes Ersparniß für die Gemeinde von 20,000 Piastern ergibt sich seit mehreren Jahren dadurch, daß sie die Talmud Thora aufgelöst, und um die laufenden Zinsen zu zahlen, das Stiftungshaus an die Familie Rothschild zur Einführung des Spitals um 96,000 Piaster verkauft hat.

Was thaten aber die Chachamim und Vorsteher mit dem Kapitale? Haben sie es zum Theil verwendet, um rückständige Zinsen zu bezahlen und zum Theile als Gründungskapital für den Fortbestand der Lehranstalt zurückgelegt? Keines von Beiden. Sie theilten das Geld, nach echt türkischer Landesanschauung einfach unter sich und sonst Wohlhabende auf den Grund hin, daß es ihre Voreltern gewesen sind, die das Geld zum Ankaufe des Hauses zusammen gethan haben.

So unglaublich eine solche Thatsache klingt, wird sie noch durch eine zweite überboten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde bei meiner Ankunft einer Lehranstalt ermangelte, welche die kleinste und ärmste Gemeinde Europa's nicht zu besitzen sich schämen würde.

Aschkenasim.

Die Aschkenasim stammen nur in geringer Anzahl aus Deutschland, d. i. aus Aschkenes und Holland; die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren. Sie rechtfertigen insofern allesammt die Bezeichnung: Deutsche, als sie deren Sprache verstehen, und wenn auch in einem wunderlichen Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen. Wohl auch verleiht ihnen ihre Uneinigkeit den Anspruch auf deutschen Charakter; denn seit etwa 30 Jahren haben sie sich von den sepharedischen Glaubensgenossen, mit denen sie bis dahin eine Gemeinde bildeten, getrennt, und sich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Die Zahl der Aschkenasim in der heiligen Stadt ist 1700. Wir werden sie nach ihren Gemeinden hier aufführen.

Peruschim.

„Porisch" d. h. abgesondert; sondern sich die Mitglieder dieser Gemeinde, 850 an Zahl, von den übrigen Glaubensgenossen stolz ab; sie werden auch Pharisäer genannt.

Fanatisch, bigot, intolerant, streitsüchtig und in Wahrheit nicht religiös, ist ihnen der Schein und die Beobachtung der Zeremonialgesetze Alles, die Moral wenig, die Sitte nichts. Und so liefern sie, wie wir später nachweisen werden, das bei Weitem größte Kontingent zu den von der Missionsgesellschaft zum Christenthume hinüber Bezahlten.

Sie nennen sich Schüler des Rabbi Elja Gaon, der vor einem halben Jahrhunderte in Wilna lebte. Ihr Hauptsitz war früher in Zafet, erst seit dem Erdbeben im Jahre 1837, flüchteten sie sich, wenige zurücklassend, nach Jerusalem.

Sie haben kein geistliches Oberhaupt. An ihrer Spitze als Vorsteher steht Rabbi Schaje Bordaki aus Minsk in Rußland. Alle sind in Rußland geboren, und als dieser Staat sie vor mehreren Jahren zur Rückkehr aufforderte, und sie nicht dem Rufe folgen wollten, gab er sie preis. Sie begaben sich theils unter englischen, in der größeren Zahl aber unter österreichischen Schutz. Der Sitz ihrer Verwaltung ist in Wilna, woher sie jährlich bei 15,000 Rubel, das sind 300,000 Piaster, zu denen von anderen Ländern noch bei 80,000 kommen; zusammen 380,000 Piaster als Unterstützung erhalten.

Da sie von Oesterreich nur in Schutz genommen, keineswegs seine Unterthanen sind, so muß es, wie mir der k. k. Consul bestättigte, auffallen, daß von Wien her mit Umgehung der wirklichen österreichischen Unterthanen, der Gemeinde Peruschim Almosengeld zugewendet wird, welches von Oesterreichern ihren österreichischen Glaubensgenossen in guter Meinung zugedacht ist. Nur der ehrwürdige Rabbiner in Wien und in Eisenstadt sendet Geld an die österreichische Gemeinde durch das k. k. Consulat.

Die Peruschim stehen mit Ungarn durch den Rabbiner in Preßburg, mit Deutschland durch den Rabbiner in Altona, mit

Preußen durch den Rabbiner in Königsberg, mit Bayern durch den Rabbiner in Würzburg, mit Holland durch ein Handlungshaus Leeren in Amsterdam in Verbindung.

Chassidim Wolhinier.

Die Mitglieder dieser Gemeinde stammen aus Wolhinien, aus der Moldau, aus Bessarabien; sie sind in Zafet und Tiberias ansässig und erst seit 12 bis 16 Jahren auch in Jerusalem als Gemeinde angesiedelt.

Der Sitz ihrer Verwaltung, welche diese Gemeinden der drei heiligen Städte leitet, ist in Berditschew und Sardagura, in der Bukowina, wo auch der Sitz ihres geistlichen Oberhauptes. Als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Nissim Back. Sie sind ihrer religiösen Anschauung nach den Peruschim verwandt, nur hängen sie dem sepharedischen Ritus an, während die Letzteren dem aschkenasischen huldigen. Weniger fanatisch als die Peruschim, leben sie in größerer Sittenreinheit. Das Studium des Talmud ist nicht Hauptsache, ihnen steht ein ideales Denken höher, das sie zum Kabalismus führt.

Sie erhalten jährlich 5000 Rubel, 100,000 Piaster, aus ihrer Heimat, 50,000 aus anderen Ländern; zusammen 150,000 Piaster.

Chassidim Oesterreicher.

Diese stammen aus Galizien und Krakau und haben sich wegen Geldstreitigkeiten vor sechs Jahren von dem Chassidim Wolhinier, mit denen sie der Gesinnung nach so ziemlich übereinstimmen, losgelöst. Sie bilden seitdem eine eigene Gemeinde, die nur 150 Seelen zählt. Ihrer eine kleine Anzahl lebt auch in Zafet und in Tiberias; der Sitz ihrer Verwaltung ist Lemberg, als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Rabbi Mosche Schmelke Horwitz.

Sie erhalten aus Galizien 7000 fl., 80,000 Piaster, aus anderen Ländern an 6000; zusammen 86,000 Piaster.

Chassidim Chabat.

Wenn man die Mittellaute des Wortes Chbt, wie es mit Weglassung der Selbstlaute geschrieben wird, — Chochme (Weisheit), Bine (Vernunft), Deie (Erkenntniß) — neben einander stellt, C, B, D, geben sie das Wort „Chabat". Diese Gemeinde ist eigentlich in Chebron seßhaft, wo ihre Mitglieder die einzigen Aschkenasim sind. In Jersalem besteht nur ein Filiale von 40 bis 50 Seelen, unter einem Lokalvorsteher Herrn Salamon Epstein. Der Vorsteher der Gesammtheit ist Rabbi Schimon Menasche, der zu Chebron wohnt. Der Sitz des geistlichen Oberhauptes der Chabat, das zugleich die Verwaltung leitet, ist Libawiz in Rußland. Die Anschauungen und Sitten der Chabat neigen zu den Peruschim.

Haupt- und Filialgemeinde beziehen aus Rußland 2000 Rubel, 40,000 Piaster, aus anderen Ländern 5000; zusammen 45,000 Piaster.

Warschauer.

Diese Gemeinde ist aus Peruschim und Chassidim zusammengesetzt, deren einige den aschkenasischen, andere den sepharedischen Ritus beobachten; der Seelenzahl nach sind sie 150. Auch sie haben sich wegen Geldstreitigkeiten erst vor 8 Jahren als eigene Gemeinde konstituirt. Sie stehen theils unter englischem, theils preußischem und österreichischem Schutze. Ihre Vorsteher sind Rabbi Juda Elia Deiches und Herr Mordachai Maier Robinson.

Sie erhalten aus Polen 4,500 Rubel, 90,000 Piaster, aus anderen Ländern 5000; zusammen 95,000 Piaster.

Ansche Hod.

Die Anfangsbuchstaben dieses Namens A und H bedeuten abgekürzt: Aschkenes: Deutschland und Hod: Holland, also Männer, die aus diesen beiden Ländern hierher kamen. Ihrer sind nur 60 an der Zahl und bilden erst seit etwa 6—7 Jahren eine eigene Gemeinde. Ihre deutsche Abkunft ist kaum bemerkbar; sie tragen orientalische, oder polnische Tracht, lange Schläfenhaare;

die Peruſchim, mit denen ſie ſich verſchwägern, ſind ihnen Vorbild. Als Vorſteher fungiren Rabbi Joſef Schwarz und Herr Juda Leb Goldſchmied.

Sie beziehen aus Amſterdam 60,000, aus anderen Ländern 2000; zuſammen 62,000 Piaſter.

Die Geſammtſumme der jährlich nach Jeruſalem fließenden Almoſen kann, da Privatſendungen nicht immer bekannt werden, ohne Uebertreibung auf achtmalhundertachtzehntauſend Piaſter angenommen werden.

Ein geiſtliches Oberhaupt haben die Aſchkenaſim in Jeruſalem nicht; doch beſteht in der Gemeinde der Peruſchim und Warſchauer ein „Besdin“. Die Vorſteher werden nicht von ihren Gemeinden, ſondern von Europa her gewählt. Die Verſammlungen derſelben finden ohne Zuziehung von Vertrauensmännern ſtatt.

Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid.

Churba. — Nachmaindes. — Bestrittenes Eigentum. — Brand. — Die Aschkenasim fliehen. — Rückkehr nach der Pest in Zafet. — Baukosten. — Grundsteinlegung.

Die Aschkenasim besitzen nur eine Synagoge in Jerusalem, die sogenannte Churba. Als Nachmaindes im 13. Jahrhunderte nach Jerusalem kam, kaufte er „ein schönes aber zerstörtes Gebäude mit marmornen Säulen und prächtiger Kuppel", das, eigentlich aus mehreren Gebäuden bestehend, einen großen klosterartigen Hof bildete. Er verwandelte einen Theil desselben in eine Synagoge; der übrige schönere, jetzt noch bestehende Theil des Gebäudes wurde den Juden später entrissen und in eine Rosinenmühle umgewandelt.

In dieser Synagoge beteten Sepharedim und Aschkenasim vereint, bis die ersteren die in Schutt liegende Zionssynagoge wieder herstellten.

Der Besitz wurde später den Aschkenasim von den Mohammedanern wieder streitig gemacht. Trotz vorgezeigter Dokumente über das rechtmäßige Eigenthum bestättigte ihnen der Kadi erst nach Empfang von 260 Dukaten, daß die Synagoge seit Jahrhunderten ihr Eigenthum sei. Nichtsdestoweniger wurden ihnen einzelne Theile des Gebäudes entrissen, und zu entwürdigenden Zwecken verwendet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts kam der Rabbi Jehudah Hachaßid aus Polen nach Jerusalem, und wurde daselbst wegen seiner trefflichen Eigenschaften zum Vorsteher der Aschkenasim gewählt. Er vergrößerte die Synagoge, schmückte sie

reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das fromme Oberhaupt den Namen: Synogoge des Rabbi Jehudah Hachaßid. Die Aſchkenaſim gerieten ſpäter durch Peſt und Bedrückung der Mohammedaner in ſolche Armut, daß der glänzende Erfolg einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommenen Pilgerreiſe ihres Vorſtehers Rabbi Moſcheh Hakohen durch ganz Europa, 25,000 Stück Dukaten nicht ausreichten, die Schuldenlaſt der Gemeinde zu tilgen. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigſten Gläubiger die Synagoge, gaben ſie den Flammen preis und vertrieben die Aſchkenaſim, die nach Zefat, nach Chebron und in alle Welt flüchteten.

Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten ſich allmälig mit Schutt, daß ſie kaum aus demſelben hervorragten. Erſt im Jahre 1812 als die Peſt in Zefat ausbrach, wagten ſich an 20 Aſchkenaſim verkleidet wieder nach Jeruſalem.

Ein vier Jahre ſpäter in Konſtantinopel erwirkter Ferman ſtellte ſie ſchuldenfrei dadurch, daß die Mohammedaner keinen Anſpruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aſchkenaſim erheben durften. Zugleich wurde ihnen geſtattet, ein Lehrhaus, ein Midraſch mit einer Betſtube einzurichten. Ein ſpäterer Ferman Mehmed Ali's in Egypten gab den Aſchkenaſim im Jahre 1836 auch ihr Eigenthum, die Synagoge zurück, die bald darauf wieder eingeweiht wurde.

Dieſe Synagoge befand ſich während meiner Anweſenheit im Umbaue durch die Peruſchim begriffen. Ein frommer Mann aus Bagdad Herr Jecheskiel vermachte zum Bau dieſer Synagoge 100,000 Piaſter. Bis jetzt ſind 400,000 verausgabt, welche die Peruſchim aus ihrem Reſervefond theilweiſe vorgeſtreckt haben. Die Vollendung der Synagoge dürfte 1,000,000 Piaſter in Anſpruch nehmen. Freiherrn von Rothſchild wurde die fromme Ehre zu Theil, den Grundſtein, wir hoffen eines ſchönen und ewigen Gebäudes, zu legen.

Allgemeine Zustände.

Chedorim. — Unwissenheit. — Wie sich Sepharedim und Aschkenasim charakterisiren. — Ihre Tracht. — Politisches Zerrbild. — Leichenhöfe. — Fleischhausschrotung. — Peruschim wenden sich nach Mekka. — Fleischbank. — Krida. — Sehnsucht nach Egypten. — Chasaka. — Chaluka und Kadima. — Versteigerung der Sendbotenschaft. — Einbruch-Diebstahl am Versöhnungstage. — Neßach. — Montefiore und der Bettler. — Rath des k. k. Internuntzius. — Aasschinder und Almosen.

Neben der Hauptsynagoge der Aschkenasim gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Midraschim und Jeschibot, mit denen meist Betstuben verbunden sind, wo von Erwachsenen Talmud studirt wird, und religiös theologische Disputationen statt finden.

Eine höhere Lehranstalt für die Jugend haben die Aschkenasim niemals besessen, nicht einmal eine Talmud Thora; vielmehr lassen sie ihre Kinder in kleinen dumpfen und schmutzigen Stuben den kulturhistorischen „Chedorim" bei armen Rabbinern geistig körperlich verkümmern. Mir graut vor der Erinnerung an diese Mistbeete für herauswuchernde Unwissenheit, an diese finstern Höhlen der Ungesundheit und des Elends.

Wenn ein talmudisches Wissen unter den Aschkenasim in Jerusalem besteht — das meiste traut man den Peruschim zu — so wurde dasselbe nicht in der heiligen Stadt erworben, sondern von den Einwanderern aus der Heimat mitgebracht. Sie studiren keine Bibel und lernen diese nur aus dem Talmud, an [illegible] grammatikalische Vorkenntniß herangehen. Alles

Studium aber ist hier nur eine mechanische Gedächtnißsache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forscher! Ich erzählte einem als sehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reisen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tausend Meilen weit von hier?“ fragte er mich erstaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Palästina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez“ d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menschen nur Barbaren schienen. Ein Vorsteher lernte, schon in alten Tagen, erst seinen Namen hebräisch unterschreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu bestättigen hatte.

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für freigeisterisch, für ungelehrt und bornirt; dagegen die Sepharedim den Aschkenasim den Ruf der Frommheit, der Gelehrsamkeit und der spitzfindigsten Ränkesucht einräumen. Sie besuchen gegenseitig nicht ihr Besdin und nur die Aermsten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben so wenig sind die Aschkenasim unter sich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choßid das Schlimmste bezeichnen will, so sagt er: „Du bist ein Porisch!“ d. h. einer von den Peruschim. Hingegen ruft der Porisch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choßid?“ d. h. einen von den Chassidim.

Der Sepharedi in der malerisch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anstand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung seines Angesichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beispiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit seinem mohammedanischen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aschkenasim, namentlich die Russen und Polen sind hastig, unruhig in jeder Bewegung, grimassirend, spitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erscheinung ist durch die bekannte pol-

Allgemeine Zustände.

Chedorim. — Unwissenheit. — Wie sich Sepharedim und Aschkenasim charakterisiren. — Ihre Tracht. — Politisches Zerrbild. — Leichenhöfe. — Fleischausschrotung. — Peruschim wenden sich nach Mekka. — Fleischbank. — Krida. — Sehnsucht nach Egypten. — Chasaka. — Chaluka und Kadima. — Versteigerung der Sendbotenschaft. — Einbruch-Diebstahl am Versöhnungstage. — Neßach. — Montefiore und der Bettler. — Rath des k. k. Internunzius. — Aasschinder und Almosen.

Neben der Hauptsynagoge der Aschkenasim gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Midraschim und Jeschibot, mit denen meist Betstuben verbünden sind, wo von Erwachsenen Talmud studirt wird, und religiös theologische Disputationen statt finden.

Eine höhere Lehranstalt für die Jugend haben die Aschkenasim niemals besessen, nicht einmal eine Talmud Thora; vielmehr lassen sie ihre Kinder in kleinen dumpfen und schmutzigen Stuben in den kulturhistorischen „Chedorim" bei armen Rabbinern geistig und körperlich verkümmern. Mir graut vor der Erinnerung an diese Mistbeete für herauswuchernde Unwissenheit, an diese finstern Höhlen der Ungesundheit und des Elends.

Wenn ein talmudisches Wissen unter den Aschkenasim in Jerusalem besteht — das meiste traut man den Peruschim zu — so wurde dasselbe nicht in der heiligen Stadt erworben, sondern von den Einwanderern aus der Heimat mitgebracht. Sie studiren keine Bibel und lernen diese nur aus dem Talmud, an den sie ohne grammatikalische Vorkenntniß herangehen. Alles

Studium aber ist hier nur eine mechanische Gedächtnißsache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forscher! Ich erzählte einem als sehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reisen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tausend Meilen weit von hier?“ fragte er mich erstaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Palästina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez“ d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menschen nur Barbaren schienen. Ein Vorsteher lernte, schon in alten Tagen, erst seinen Namen hebräisch unterschreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu bestättigen hatte.

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für freigeisterisch, für ungelehrt und bornirt; dagegen die Sepharedim den Aschkenasim den Ruf der Frommheit, der Gelehrsamkeit und der spitzfindigsten Ränkesucht einräumen. Sie besuchen gegenseitig nicht ihr Besdin und nur die Aermsten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben so wenig sind die Aschkenasim unter sich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choßid das Schlimmste bezeichnen will, so sagt er: „Du bist ein Porisch!“ d. h. einer von den Peruschim. Hingegen ruft der Porisch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choßid?“ d. h. einen von den Chassidim.

Der Sepharedi in der malerisch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anstand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung seines Angesichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beispiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit seinem mohammedanischen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aschkenasim, namentlich die Russen und Polen sind hastig, unruhig in jeder Bewegung, grimassirend, spitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erscheinung ist durch die bekannte pol-

nische häßliche Tracht und den an ihr haftenden Schmutz im besten Falle nur unbehaglich.

Es gewährt eine fast heitere Betrachtung, wie große politische Zustände zuweilen ein kleines verzerrtes Spiegelbild werfen. Wie der russische Staat dem türkischen ein Ende bereiten wollte, so suchen namentlich seine jüdischen Söhne in Jerusalem die Herrschaft der türkischen Juden langsam zu untergraben und wenn möglich zu entreißen. Der Zaar vermuthet kaum, daß seine ehemaligen Unterthanen seine unbesoldeten Hilfstruppen im Oriente sind.

Wir haben gesehen, mit welchen Schulden, mit welchen Ausgaben die Sepharedim belastet sind, Ausgaben selbst für Dinge, die den Aschkenasim mit zu Statten kommen. Aber nicht nur, daß diese keinen Beitrag leisten, suchen sie, rührig, schreibselig, intriguirend, wie sie sind, die mehr trägen und geistig weniger beweglichen Orientalen zu bekämpfen und zu übervortheilen.

Eine der Haupteinkünfte der Sepharedim mit denen sie die Gemeindeausgaben decken, ist der Leichenacker, indem sie die Gräber und die Grabsteine verkaufen. Wir wollen nicht unbedingt annehmen, daß die Forderung immer eine billige gewesen sei, und so mag es wohl aus diesem Grunde gekommen sein, daß die Peruschim seit 2½ Jahren einen besonderen Platz zur Beerdigung ihrer Todten angekauft haben, welchem Beispiele jetzt die Wolhinier folgen wollen.

Aber auch den Gewinn der Fleischausschrotung, ein Monopol der Sepharedim, suchten die Peruschim ihnen zu entziehen, und da begab sich ein ganz besonderer Fall.

Wie etwa der Sultan die Kuppel der heiligen Grabkirche wird eindecken lassen, weil die christlichen Sekten keine der andern den Ruhm und den materiellen Vortheil gönnen wollen, so

trat auch hier der Mohammedaner zwiſchen die ſtreitenden jüdiſchen Sekten und entſchied zu Gunſten ſeiner orientaliſchen Mitbürger.

Das kam ſo:

Die Mohammedaner nehmen in der jüdiſchen Fleiſchbank das dem Juden zum Genuſſe nicht geſtattete Hintertheil der Thiere ab. Der Kadi muß jedoch dem Schlächter das Zeugniß ausſtellen, daß er und ſeine Voreltern rechtmäßige, ſtreng gläubige Juden geweſen ſind, und direkt von Israel abſtammen. Der Schlächter muß vor dem Schlachten, außer der hebräiſchen Gebetformel, während er das Thier mit dem Kopfe nach Mekka wendet, eine mohammedaniſch-arabiſche, das „Biſſem Alah agbar" ſprechen. Kein Mohammedaner würde ſonſt das Fleiſch eſſen. Als die Peruſchim, auf das Monopol der Sepharedim eiferſüchtig, eine Fleiſchbank eröffneten, verweigerte der Kadi ihrem Schlächter jenes Zeugniß. Der Mohammedaner hält die Aſchkenaſim nicht für echte Juden. Dennoch fingen die Peruſchim an Fleiſch auszuſchroten; ihr Schlächter wendete den Kopf des Thieres nach Mekka und betete das mohammedaniſche Gebet. Die Mehrzahl der Mohammedaner nahm Anſtand das Fleiſch zu kaufen, denn jenes Zeugniß, wußten ſie, war nicht ausgeſtellt worden. Da erhob plötzlich der fromme Schech Aſſib Lärm, daß die Aſchkenaſim dem Schafe, bevor ſie es ſchlachten, am Halſe die Haare ausrupfen, und das Thier quälen. Kein Mohammedaner, der auch vom Thiere glaubt, daß es im Paradieſe aufgenommen wird, holte mehr Fleiſch und die Bank Bordaki und Komp. mußte mit einem Verluſte von 40,000 Piaſtern — von Europa her geſendete Almoſen — aufgegeben werden.

Noch jetzt müſſen in Jeruſalem von den für Juden geſchlachteten Thieren dem Prieſter die rechte Schulter, ein Theil des Kopfes ohne Zunge und der Magen gegeben werden, während von Wein, Oel und Raki die „Truma" d. i. die Hebe, weil die Prieſter nicht mehr als ganz rein angeſehen ſind, begraben werden.

Eines Tages während meiner Anwesenheit gab es in Jerusalem kein Fleisch; der Schlächter verweigerte zu schlachten, weil das Besdin seinem Neffen, einem neunzehnjährigen unwissenden Menschen, das Zeugniß eines tief gelehrten Rabbi, mit dem er durch Europa betteln gehen wollte, versagte. Die Juden schrieen, wie einst in der Wüste: „Wollte Gott, wir wären in Egypten gestorben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen.“ Ich konnte den Vorgang nicht begreifen, und hatte folgendes Gespräch darüber:

„Ist denn der Schlächter nicht von der Gemeinde angestellt, folglich euer Diener, dem ihr befehlen könnt?“

Er ist unser Diener.

„So befehlt ihm, seine Schuldigkeit zu thun.“

Er gehorcht nicht.

„So zahlt ihm den Gehalt nicht, und wenn er sich noch nicht fügt, so jagt ihn fort.“

Das dürfen wir nicht.

„Ihr dürft einen widerspänstigen Diener nicht fortthun?“

Er hat die Chasaka.

Chasaka besitzt jeder der ein Amt antritt, ein Haus bezieht, eine Pension genießt, wenn er sich durch sechs Monate im Besitze derselben befindet. In Jerusalem bewährt sich in Wahrheit der Spruch: Glücklich die Besitzenden, denn nicht allein darf ihnen ein solcher Besitz nicht entzogen werden, er erbt auch auf Kinder und Enkel fort. Nun befinden sich viele Chachamim, rücksichtlich mancher Jeschibot und anderer einträglichen Rechte in gleichem Falle und sie hüten sich streng, die altehrwürdige Legitimität der Chasaka anzutasten.

Die in den vorangehenden Blättern nur annäherungsweise angeführten Unterstützungsbeiträge, die aus Europa kommen, sind natürlich auch von Zufälligkeiten abhängig, die sie bald erhöhen, bald vermindern können.

Die Vertheilung der Gelder geschieht in doppelter Weise: als „Chaluka“ d. i. per Kopf, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder

Alter, daher eine mit vielen Kindern geſegnete Familie einen bedeutenden Betrag erhält, und als „Kadima“, nach dem Range und Anſehen der Perſon. Die Anſche Hod die nur nach der erſteren Weiſe Unterſtützung erhalten, ſind am beſten, faſt reichlich verſorgt; ſie ſind die einzige Gemeinde die keinen Armen zählt.

Doch nicht alles Geld, das fromm und wohlthätig geſpendet wird, fließt, mit Ausnahme deſſen das von Lemberg kommt, nach Jeruſalem. Verwaltungskoſten, Zerſplitterung, der Mangel jeder Kontrolle, das Wechſeln der Geldpreiſe machen, daß nicht alles Geld an die wahrhaft Dürftigen gelangt. Wir werden auf dieſen Gegenſtand noch zurückkommen.

Die Armut der Einzelnen iſt eine oft Entſetzen und Erbarmen erregende; während die Vorſteher die ebenfalls als Arme einwanderten, ihre Frauen in Seide kleiden, mit Schmuck von Gold und Edelſteinen behängen. Einer von ihnen verheiratete ſeine Tochter, die am Hochzeitstage ein Kleid für 1000 Piaſter und einen koſtbaren Schmuck trug, während das Feſtmahl, zu dem alle Honoratioren Jeruſalems geladen waren, 1500 Piaſter koſtete.

Ehe der aufopfernde thätige Herr Albert Cohn das zweite Mal nach Jeruſalem kam, wurde durch mündliche Kurrende den Frauen der Rabbiner verboten, während ſeiner Anweſenheit ihren Schmuck zu tragen. Wir ſind weit entfernt, wiewohl man es von den Armen behaupten hört, und zwar mit dem charakteriſtiſchen Ausdrucke: ſie „freſſen“ bei den gewiß ſehr ehrenhaften Vorſtehern an ein verbrecheriſches Vorenthalten der Gelder zu glauben. Es ſcheint nur, daß ſie in menſchlich verzeihlicher Selbſtüberſchätzung ihren Rang zu hoch anſehen, und darnach, nur etwas zu hoch und groß die „Kadima“ für ſich in Abzug bringen.

Mit welcher Ehrfurcht begrüßen wir ihn, wenn ein Scheliach, ein Sendbote aus Paläſtina in unſere Stube tritt, um Almoſen für die armen Glaubensgenoſſen in Jeruſalem zu ſammeln! Haftet nicht noch der Staub der heiligen Erde an ſeinem Kleide? Sein Auge

weilt und weint über den Trümmern des Tempels und dann sich losreißend aus dem Kreise seiner Familie, zieht er fort und gibt sich den Stürmen des Meeres und den Gefahren einer langen Landreise preis. Er erzählt uns von den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem, die für uns weinen und beten.

Wie aber, wenn dieses Sendbotengehen ein ganz einfaches Geschäft ist, das dem Manne selbst den größten Theil dessen zuwendet, was von uns gläubigen Gemütes allen den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem zugedacht ist?

Die Sendbotenschaft wird in der heiligen Stadt an den Meistbietenden gegeben; gewöhnlich um einem sonst achtbaren Chacham oder Rabbiner zu Vermögen zu verhelfen. Er muß jedoch eine bestimmte Summe dafür an die Gemeinde bezahlen. Der Mehrbietende erhält das Recht. Er ist nicht verpflichtet, seine Reise sogleich anzutreten, er kann dies nach Monaten, ja nach Jahren thun, wenn er nur die Zinsen des Ersteigerungspreises, der nicht unbedeutend zu sein pflegt, an die Gemeinde bezahlt. Es gibt Einige, die seit 5 und 8 Jahren die Zinsen zahlen. Zurückgekehrt erhält der Sendbote den dritten Theil des Ertrages seiner Reise, aber nicht sein Einlagskapital; es ist also menschlich verzeiblich, daß er dieses selbst abzieht und nur den Rest der Gemeinde überbringt, die ihm sein Drittheil auszahlt.

Vor einigen Jahren wurde am Versöhnungstage im Bazar bei einem jüdischen Goldschmiede eingebrochen und Gold gestohlen. Nach einem Jahre kam an Tag, daß der Sohn des Vorstehers einer der strenggläubigsten Gemeinden sich aus der Synagoge im weißen Bußhemde entfernt und nach vollbrachtem Einbruch-Diebstahl wieder zurückkehrte und zerknirscht mit seiner Gemeinde beim Beten des Sündenbekenntnisses an die Brust geschlagen habe. Aus Achtung vor dem Vater wurde das Verbrechen nicht anhängig gemacht, und von den Juden selbst ausgeglichen.

Wenn dieſe gerade an dem heiligſten Tage des Judenthumes verübte That das Entſetzen wachruft und von der Eziehungsweiſe des Vaters ein trauriges Zeugniß ablegt, ſo wollen wir doch dem Vater das Verbrechen des Sohnes nicht anrechnen. Eines aber, wenn ſich auch die Feder dagegen ſträubt, eines müſſen wir niederſchreiben, weil es einen Einblick in die Verderbtheit der Sitten bei aller ſtrengen religiöſen Obſervanz thun läßt: derſelbe Mann, der Einbrecher, der Dieb, der Heuchler, der Gottesläſterer ging bald darauf als Sendbote nach Europa, um Geld für die Armen zu ſammeln. Natürlich mit einem Schreiben des Besdin an alle Gläubigen, wie dieſer fromme, ehrenvolle, gelehrte Rabbi vor vielen auserwählt worden ſei u. ſ. w.

Doch nein! Nicht: und ſo weiter.

Ein mehr humoriſtiſches Vergehen eines Sendboten nach Amerika war es, daß er in Smyrna von Chriſten zubereiteten Wein kaufte und als koſchern aus Chebron, aus der Umgebung des Erbbegräbniſſes der Patriarchen, den Gläubigen verkaufte. Zur Ehre der Jeruſalemitaner ſei aber bemerkt, daß dieſer Rabbi aus — Jaffa war.

Um einen ferneren Einblick in die Verhältniſſe zu gewähren, möge folgende mehr heitere Thatſache hier Platz finden. Sir Moſes Monteſiore brachte in mehreren Fäſſern harte Thaler mit, und hielt es guten Herzens, wie er iſt, für ſeine Pflicht, jedem Armen einen Thaler perſönlich zu reichen. Viele Stunden währte die Arbeit und der Anblick einer traurigen Armut. Der Zufall fügte es, daß der edle Spender, ſich ſelbſt vergeſſend, auch das ausgegeben hatte, deſſen er zu ſeiner Weiterreiſe bedurfte. Er mußte Geld borgen. Es fand ſich bald ein Mann, der mit vielen Freuden und — Intereſſen bereit war, und die nicht unbedeutende Summe in blankem Golde überbrachte. Dieſer aber war ein Mann, der Tags zuvor unter den Dürftigen der dürftigſt Ausſehende einen Silberthaler aus der Hand des paläſtinenſiſchen Wohlthäters empfangen hatte.

Mit dieſer Thatſache hängt der Rath zuſammen, den mir der k. k. Internunzius in Konſtantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorſteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermſten vorgeſtellt werden.“

Dämoniſch humoriſtiſch iſt die Satire, die ſich ein deutſcher Arzt über den Müſſiggang und das Almoſennehmen eines chaſſidiſchen Vorſtehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jeruſalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorſteher beim Namen und fragte ihn: „Willſt Du eine „Mizwe“ eine fromme Handlung thun?“ Als der Vorſteher ſich mit Vergnügen bereit erklärte, ſagte er ihm: „So ſchinde dieſes Aas ab, denn im Talmud heißt es: Beſſer ſich vom Schinden des Aaſes ernähren als Almoſen nehmen.“

Die Karaiten.

Geſchichte der Gemeinde. — Die Synagoge. — Maimonides getreten. — Fluch. — Kein Minjan.

Mein Gaſtfreund, dem ich von meinem Beſuche der Karaiten in Konſtantinopel erzählt und den Wunſch geäußert hatte, auch in Jeruſalem deren Gemeinde zu beſuchen, lud mich eines Sabbat ein mit ihm in ihr Haus, wo ſie alle beiſammen wohnen, zu gehen.

Um es dem nicht kundigen Leſer in Kürze zu ſagen, ſind die Karaiten, auch Karäer oder Jeruſalemiten genannt, Juden, welche nur den Text der Bibel als Geſetz heilig halten, daher ſie Karäer, d. h. Textler, im Gegenſatze zu den Mekebalim d. h. Tradizions-Gläubige heißen. Die Letzteren nehmen an, daß Gott Moſen mündliche Erklärungen der Lehre ertheilt haben ſoll, welche ſich als eine im Talmud niedergeſchriebene Ueberlieferung erhalten haben.

Wir traten in ein ſehr reingehaltenes Haus, in deſſen Hofraum den Mauern kleine marmorne Tafeln eingefügt ſind, die mit hebräiſcher Goldſchrift berichten, daß dieſer oder jener karäiſche Pilger die heilige Stadt beſucht habe. Eine mit kleinen Marmorſäulchen gezierte Treppe hoch, wurden wir in einer mit bunten Teppichen belegten Stube vom Vorſteher, der von ſeiner Frau und ſeinen Kindern umgeben, in einem Buche las, freundlich empfangen. Die Frau trug ſchönen Goldſchmuck um ihren Fes, die

kleinen Mädchen Blumen in den aufgelösten, mit goldenen Flittern gezierten Haaren.

Der Hausherr erzählte mir, auf mein Ersuchen um einige geschichtliche Nachrichten über die karaitische Gemeinde in Jerusalem Folgendes:

„Wir sind die ältesten Einwohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels. Vor zweihundertsiebenzig Jahren waren zweihundert Karaiten in der heiligen Stadt, die wegen ausbrechender Pest auswanderten; so daß zwanzig Jahre kein Karaite in Jerusalem zu finden war. Seit hundertundfünfzig Jahren sind wir wieder hier angesiedelt, unser ältester Grabstein ist nur hundertundzehn Jahre alt; doch mögen viele in der Erde eingesunken liegen. Jetzt sind wir nur zweiunddreißig Seelen, darunter vier Familienhäupter. Es ist schmerzlich, daß Deine Landsleute, die Aschkenasim uns verachten, die Sepharedim besuchen uns doch zuweilen und wir sie; doch nehmen wir uns nur aus unserer Gemeinde Frauen und begraben unsere Todten nicht zu den ihren. Wir sind auf Fleiß und Arbeit angewiesen, denn die Unterstützung unserer Brüder aus der Krim ist nur sehr unbedeutend. Durch die Theurung der letzten Jahre aber sind die sonst Reichen arm und die Armen brodlos geworden. Bücher, nach denen Du fragst, haben wir keine, uns ist das eine genug, das die Weisheit der ganzen Welt einschließt: Ich werde Dir unsere Thora zeigen."

Er lud uns hierauf ein, die Synagoge zu besuchen. Wir stiegen die Treppe, die wir heraufgekommen waren, und dann noch eine zweite herab, die uns zu einem kleinen unterirdischen Raume führte, der durch eine viereckig ausgeschnittene Oeffnung in der Decke Licht empfängt. Ein kleiner Glaslüster mit vier brennenden Oellampen mischte sich mit der Tageshelle, ohne der kleinen, mit schönen Teppichen belegten Synagoge den Reiz des magischen Dunkels zu benehmen.

Gegen Osten hinter dem Betpulte über der heiligen Lade ist eine silberne Platte angebracht die mit großer Goldschrift das jüdische Glaubensbekenntniß jedem Eintretenden entgegenhält: „Höre

Israel! der ewige unser Gott, der Ewige ist Einer!" Die Thora ist nicht, wie sonst überall auf zusammenzurollenden Blättern, sondern in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Inizialen und Arabesken. Die letzte Blattseite giebt Nachricht über die Entstehung, das Alter und den Schreiber des Manuskriptes mit folgenden Worten:

„Ich Moses, Sohn des seligen Menachem Dalbures, habe dieses Buch, welches genannt wird „Makniſche" geschrieben und übergeben dem geehrten Rabbi Mordechai, dem Sohne des seligen Isack als ein würdiges Geschenk im Monate Siwan, im Jahre zweiundachtzig des sechsten Jahrtausends. Gott gönne es ihm, über das Buch nachzudenken, ihm und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende aller Geschlechter. Amen! Und es bewahrheite sich das Wort, das geschrieben steht: Es weiche nicht das Buch dieser Lehre von deinem Munde, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Damit du beachtest zu thun, Alles was darin geschrieben steht, dann wirst du auf deinen Wegen glücklich und weise sein. Sei stark! Amen! Selah!"

Neben diesem Buche befindet sich auch eine Thora auf gerollten Pergamentblättern, die in neuerer Zeit geschrieben ist.

Als wir aus der Synagoge herauf wieder in den Hofraum kamen, war die ganze kleine Gemeinde versammelt. Alle sabbatlich geschmückt. Mein Gastfreund machte mich aufmerksam auf die Freundlichkeit Aller, die sich durch unseren Besuch sehr geehrt fühlen. Alle sagten fast wie aus einem Munde uns Lebewohl, während der Vorsteher mich zu wiederholtem Besuche einlud.

Wiewohl sie in religiösen Dingen vollkommen unabhängig sind, betrachtet die türkische Regierung den Chacham Baschi doch als ihr geistliches Oberhaupt. Er gebietet jedoch nur, daß sie die Feste der Juden wenigstens äußerlich beobachten und achten müssen. So dürfen sie, wenn es auch ihnen gestattet wäre, an gewissen Tagen ihre Kaufläden nicht offen halten u. dergl.

Mit den Karaiten in Jeruſalem hat es ein eigenthümliches, geheimnißvolles Bewandtniß:

Als die Juden in Jeruſalem im Jahre 1762 ſehr gedrückt lebten und die türkiſche Regierung ihnen eine unerſchwingliche Steuer auferlegte, ordnete der Chacham Baſchi eine Verſammlung in der Synagoge der Karaiten an, weil ſie heimlich abgehalten werden mußte, und die Synagoge, wie wir geſehen haben, ſich unterirdiſch verborgen befindet. Als der Chacham Baſchi die Treppe hinabſtieg, fühlte er ſich plötzlich ſchwach, und er ſtrauchelte. Das fiel Allen auf, ſie waren überzeugt, daß da böſe Mächte ihr Spiel treiben. Sie gruben raſch die Stufen der Treppe ab und fanden die Schriften des Maimonides, welche die Karaiten, um ſie mit Füßen zu treten unter der Treppe vergraben hatten. Der Chacham Baſchi verurtheilte ſie wegen dieſes Frevels zur Zahlung der Steuer und fluchte ihnen, daß ſie niemals ein Minjam, d. i. die zum Gebete nötigen zehn Männer in ihrer Gemeinde haben ſollten.

Rabbi Joſef Schwarz erzählte mir ebenfalls von dieſer Sage und erwähnte eines merkwürdigen Zufalls, den er ſelbſt erlebt hat: Vor etwa zwanzig Jahren wanderten mehrere karaitiſche Familien aus der Krim nach Jeruſalem ein. Es herrſchte große Freude darüber in der kleinen Gemeinde, denn nun ſollten ſie zahlreich genug ſein, um einen Gottesdienſt als Gemeinde feiern zu können. Die Freude verwandelte ſich aber in Entſetzen. Die Einwanderer ergriff vor der Stadt die Peſt und vom Thore bis zum Hauſe der Karaiten ſanken die Männer todt hin, die Andern ſtarben ſpäter im Hauſe ſelbſt und ſo haben ſie wieder keine Minjan.

Mission.

Consul Finn. — Literarische Gesellschaft. — Non olet. — Das Museum. — Die Bibliothek. — Die Missionskirche. — Hebräische Gebetbücher. — Eine Jüdin mohammedanisch. — Religion eine Waare. — Unsittliche Mittel zur Bekehrung. — Materielle Wohlthaten. — Gleichgültigkeit der Juden. — Christen, die Juden geworden sind.

Ein Geschäftsbesuch des englischen Consuls, Herrn J. Finn, bei meinem stets um mich freundlich besorgten Gastfreunde, verschaffte mir die Bekanntschaft dieses in vielfacher Beziehung interessanten Mannes.

Er spricht und schreibt vortrefflich hebräisch und ist dadurch um so geeigneter, die Zwecke der englischen Missionsgesellschaft in Jerusalem zu fördern. Er gründete im Jahre 1849 eine „Jerusalemitanische literarische Gesellschaft" welche meist archäologische Zwecke in Bezug auf das heilige Land verfolgt. Ihr Programm und die von ihrem Präsidenten, Herrn Finn, im Jahre 1851 gehaltene Eröffnungsrede mit dem hebräischen Motto: „Z'bi hi l'kol haarazoth!" Palästina ist der Ruhm aller Länder, ist in Beirut gedruckt. Der Umstand, daß nur Protestanten Mitglieder dieser Gesellschaft werden können, gab Stoff zu unserem ersten Gespräche.

„Wenn Karl Ritter, oder Humboldt zufällig Mohammedaner, oder Juden, oder auch Katholiken wären, die Gesellschaft würde ihnen den Eintritt wehren?"

Gewiß!

„Dann wünsche ich der Gesellschaft den ironischen Zufall, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Robinsons, z. B. der sich die größten wissenschaftlichen Verdienste um das heilige Land erworben hat, zufällig ein Jude wäre und mehr leistete, als alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Gesellschaft, nnd dem es ein Stolz wäre, dieser Gesellschaft nicht anzugehören."

Sie sprechen wie ein gebildeter Europäer; hier aber nimmt Alles eine religiöse Färbung an; die Geistlichen würden die Aufnahme nicht dulden. Wäre die Gesellschaft in Ramleh, oder sonst einer Stadt Palästina's, die Aufnahme wäre möglich, in Jerusalem ist sie es nicht, weil hier Alles religiös ist.

„Die Wissenschaft aber ist eine Kosmopolitin."

Es gibt keine Wissenschaft ohne Religion.

„Nimmt die Gesellschaft von einem Nichtprotestanten auch keine Unterstützungen an?"

Das thut sie.

„Sie nimmt also von einem Jeden nur Pfunde (englische), aber keine geistig schwerer wiegenden Talente an. Sie macht es, wie jener Imperator, der als man ihm die auf Kloaken gesetzte Steuer brachte, und sich ein Hofschranze darüber ein Lächeln erlaubte, das Geld an die Nase brachte und sagte: „Non olet!"

Wir schieden in heiterer Weise; der Consul mit freundlicher Einladung, ihn und das Museum der Gesellschaft zu besuchen. Herr Finn sandte mir noch am selben Tage das Programm der Gesellschaft, das ich mit den von mir herausgegebenen „Inschriften des Judenfreithofes in Wien" mit meinem biblischen Gedichte „Rahel" den hebräischen Elegien: „Nach der Zerstörung" und einigen hebräischen Landkarten Palästina's erwiederte. Alle diese Gegenstände wurden in der Bibliothek der Gesellschaft dankbarst aufgenommen.

Ich besuchte bald darauf das schön und geräumig erbaute k. Großbritannische Consulatsgebäude, in dessen weitläufigem Kreise sich auch die anglikanische Kirche befindet. Von der geistvollen

Frau des Consuls, der abwesend war, freundlich empfangen, bot sie mir von den gerösteten Weitzenkörnern, die sie eben ihren schönen Knaben vertheilte, mit den Worten an: „der gerösteten Frucht wird schon in der heiligen Schrift Erwähnung gethan.“ Sie lud mich für den nächsten Tag zum Thee; leider durfte ich es nicht wagen, der Einladung zu folgen, es hätte mich dieß unter den Juden verketzert. Wie ich mich denn auch hüten mußte, wenn ich den preußischen Diakonissinnen, an deren eine ich Grüße von Wien her zu bestellen hatte, begegnete, sie anzusprechen. Sie begleiteten ihre jungen Elevinnen, unter denen auch Judenmädchen waren, auf Spaziergängen.

Die Bibliothek der literarischen Gesellschaft ist eine bereits ansehnliche und enthält kostbare und gelehrte Werke der vorzüglichsten europäischen und asiatischen Sprachen. Das Museum ist erst im Werden. Eines der interessantesten Stücke ist eine in Barelief sitzende Greisengestalt, die Rechte wie zu einem Befehle emporhebend, der Kopf hat den Ausdruck und die Bildung eines polnischen Rabbiner, über sie hält ein Sklave einen Sonnenschirm. Robinson erklärte dieses Geschenk Layards für einen Sanherib. Lampen, Spangen, Lanzenspitzen u. dgl. die auf dem Libanon gefunden wurden, Säulenreste, Kapitäle, Schnörkel, Muscheln, Mineralien u. dgl. liegen noch bunt durcheinander. Am meisten zog mich ein mehrere Zentner schwerer Steinklumpen an, der sich bei näherer Besichtigung als ein Aggregat von Hunterttausenden kleinster Purpurschnecken-Muscheln ergab, und von Sidon hierher gesendet worden ist. Herr Finn versprach mir, auf mein Ersuchen ein ähnliches Konglomerat für das k. k. Museum in Wien nachzusenden.

Im Bibliothekssaale empfing mich der Sekretair der Missionsgesellschaft, der treffliche Photographien aller heidnisch, biblisch und kirchlich heiligen Monumente und Trümmerreste verfertigt, deren eine schöne Auswahl ich mir aneignen durfte.

Er konnte sein Befremden darüber nicht unausgesprochen lassen, daß die Juden Jerusalems sich so sehr gegen eine Lehranstalt sträuben, die von einer Jüdin gestiftet, von jüdischen Lehrern in streng altgläubiger Weise geleitet, von frommen Rabbinen

überwacht werden sollte, während doch manche selbst von den chassidischen Gemeinden ihre Kinder in die Missionsschule schicken, um sie da Unterricht in Elementargegenständen und in Sprachen genießen zu lassen. Kranke Juden, ehe das Rothschildsche Hospital gegründet war, begaben und begeben sich noch in das englische Krankenhaus und kein Rabbiner rügt es, wenn sie da die gemeinschaftlichen Speisen genießen.

Er führte mich in die Kirche, einen schon von Außen her sich einfach schön darstellenden gothischen Bau.

Die Kirche strebt mit drei Spitzbogen empor, zwischen denen braunes Holzgebälke ist. Auf dem Hochaltare kein Kreuz, statt dessen zwei schwarze Marmortafeln auf denen die zehn Gebote mit — hebräischer Goldschrift eingegraben sind. Auf den einfachen dunklen Holzbänken, die an aufstrebenden Eichenstäben bunte Glaskugeln — zur Beleuchtung beim Abendgottesdienste tragen — lag ein zufällig liegengebliebenes Gebetbuch in — hebräischer Sprache. Es enthält die üblichen, althergebrachten jüdischen Gebete mit kleinen Weglassungen, wohl auch Einschaltungen, die sich auf den christlichen Glauben beziehen. So wird die Anschauung und Phantasie des neuen Christen nicht nur geschont, sondern ihnen vielmehr gehuldigt, und der Neugetaufte so zum andern Glauben allmälig herüber gewöhnt.

Diese Kirche füllt sich, wenn sich alle in Jerusalem wohnenden bekehrten Juden in ihr versammeln, mit einer stattlich zahlreichen Gemeinde! Welche jüdische Gemeinde der Erde und wenn sie selbst zu den großen zählt, hat wie die in Jerusalem das Schauspiel aufzuweisen, daß sich hundertundeinunddreißig getaufte Juden in einer Kirche versammeln?

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für minder strenggläubig, und so ist die Thatsache um so auffallender, daß die russischen Juden allein, über die Hälfte: 71 Seelen, in den Missionshandel geliefert haben; während sich die übrigen 60 fast auf alle Länder vertheilen.

Der Uebertrit zum Mohammedanismus ist ein sehr seltener Fall; die Gattin eines österreichisch jüdischen Unterthans verliebte sich in einen Türken, und von diesem vor den Pascha geführt, erklärte sie Mohammedanerin werden zu wollen. Der verliebte und daher sehr unglückliche Gatte wendete sich an den Consul mit der Bitte den Uebertritt seiner Gattin zum Islam zu hindern. Zufällig fand ein Formfehler statt; es war nämlich, als sie ihre Absicht Mohammedanerin werden zu wollen, vor dem Pascha aussprach, kein Dragoman gegenwärtig und somit konnte der Uebertritt als ungültig erklärt werden. Nach einiger Zeit — die schöne Polin lernte unterdessen von ihrem geliebten Türken im Koran lesen — wurde wieder und diesmal nach strenger Rechtsform eine Sitzung anberaumt, bei welcher sie jedoch erklärte, Mohammed nicht mehr als Propheten verehren zu können. Aus dem Hause des Türken kehrte sie reuig in das Haus ihres jüdischen Gatten zurück.

Im Zeitraume der acht letzten Jahre kamen nur noch etwa vier Fälle vor, in denen österreichische Unterthanen auf den Koran schwuren. Der Consul erklärte, daß er gegen den Religionswechsel, wenn er aus Ueberzeugung geschieht, nichts einzuwenden habe, daß aber der zum Islam Uebertretende nicht aufhöre ein österreichischer Unterthan zu sein. Diese Erklärung hielt Manchen vom Uebertritte ab.

Wie frappant auch die Erscheinung wirkt, so viele, meist zum Protestantismns überläuferische Juden in der ihnen heiligsten Stadt der Erde zu finden, was die Erfolge der Missionsbemühungen als bedeutend herauszustellen scheint; so mindern sie sich gar sehr, wenn man sie vom sittlich-religiösen Standpunkte aus und die Persönlichkeiten betrachtet, die sich — von den Hirten einhürden lassen.

Wenn auch in der Lage, war es nicht mein Vorhaben, die Mittel kennen zu lernen und nach ihnen zu forschen, welche von der Mission angewendet werden, um Juden zur Taufe zu bewegen.

Daß es aber ein goldenes Netz sei, mit welchem der heilige Menschenfischfang getrieben wird, darüber waltet, wenigstens in Jerusalem kein Zweifel ob und Jeder der darnach fragt, kann diese Auskunft erhalten.

Mir selbst ist ein Fall bekannt, daß einem jüdischen Schriftgelehrten von der englischen Bibelgesellschaft eine lebenslängliche Rente von 4000 Fl. in Silber jährlich, ohne alle weitere Verpflichtung, als sich taufen zu lassen angeboten wurde. Beide Personen, zwischen denen der Handel stattfinden sollte leben noch, der eine in Wien, der andere in Konstantinopel. So einfach und keines Lobes werth die Ablehnung ist; eben so schmachvoll erscheint der Antrag.

Die Lateiner unterstützen ebenfalls diejenigen, die katholisch werden, jedoch erst, wenn sie übergetreten sind. Die Protestanten geben Handgeld und demoralisiren die Familien. Wenn Eltern ihre Kinder streng anlassen, ewiedern diese nicht selten trotzig, drohend: „Ich gehe zur Mission."

Eines Tages, als ich mit meinem Gastfreunde durch den Bazar ging, redete mich ein Mann an, ihm 3000 Piaster zu schenken, die er der Mission schulde; ich rette ihn so, mit seinem Weibe und sechs Kindern vor der Taufe. Dieser Mann stahl 25000 Piaster und als die Juden sich für den Dieben nicht verwenden wollten, ging er aus Rache zur Mission und eben kein Glaubenskoloß, ging dieser edle Rhodiser unter die Protestanten. Dieß eine Beispiel mag beweisen, auf welcher Stufe der Moral und der Sittlichkeit diejenigen stehen, welche die Mission nach der unvertilgbaren Ansicht der Juden im gelobten Lande zu „Götzendienern" macht. Es ist bekannt, daß manche Juden eigens nach Jerusalem reisen, um sich hier, wo es mehr Vortheile gewährt, taufen zu lassen. Es kommt wohl auch vor, daß solche Religions-Reisenden sich wie sie eben der Weg führt in mehreren Städten taufen lassen; wahrscheinlich um sich für die Wiedertaufe in Jerusalem vorzubereiten.

Charakteristisch für den jüdisch-polnischen Witz, wie für die Mission ist es, was ein Jude äußerte: „Das einzig gute Ge-

schäft, das sich noch gehalten hat, wenn man sich taufen ließ, wer hats verdorben? die Juden mit ihrer Konkurrenz."

Unter den Getauften in Jerusalem befindet sich ein Mann aus Rußland, welcher der griechisch unirten Kirche angehörte, sich beschneiden ließ, und schließlich von der Mission zum Protestantismus „gewonnen" wurde. Aber auch zum Judenthume kehren manche zurück, auf deren gerettete Seelen die Mission mit Stolz hingewiesen hatte. Siehe da wieder einige Peruschim darunter! ihren Schreiber Herrn Jeikef Sapir, der über den Fall Jeruschalaims so schöne Elegien dichtet, siehe Herrn Munje, Lehrer in einem ihrer Chedorim, siehe Herrn Pense, der jetzt wieder als Sendbote in Indien und Australien Geld für seine armen Glaubensgenossen im heiligen Lande sammelt.

Die Religion, nicht die mosaische allein — ist eine Waare in Jerusalem und Käufer und Verkäufer, die Krämer sind nicht würdig, daß sie, wie einst ihre berüchtigten Ahnen, zum Tempel hinausgejagt werden.

Wenn von dem freiesten Volke der Erde, welches das erste die Stimme gegen den Sklavenhandel erhoben hat, hier Seelensklaverei getrieben wird, wenn auf die Not, das Elend der Kreatur christliche Spekulationen angelegt werden; so empört sich das Herz der Moral, lehnt sich der Geist der Cultur, der Gedanke des Erlösers der Christen selbst dagegen auf.

Wenn man von dem Zwecke, den die Mission verfolgt, absieht — man kann aber von dem Unsittlichen und Schlechten nicht absehen — so ist die Wirksamkeit derselben eine materiell wohlthätige und im allgemeinsten Sinne Kultur fördernde.

Die Mission hält ein gut eingerichtetes Spital mit 36 Betten für Kranke jeden Glaubens bereit. Eine Nähschule, die 80—100 Frauen Erwerb gibt. Ein nicht lange gegründetes Handwerkinstitut zählte 6 Zöglinge: polnische Knaben, die das Tischler- und Drechslerhandwerk lernen. Eine Agrikultur-Anstalt beschäftigt an 100 Menschen.

Daß es aber ein goldenes Netz sei, mit welchem der heilige Menschenfischfang getrieben wird, darüber waltet, wenigstens in Jerusalem kein Zweifel ob und Jeder der darnach fragt, kann diese Auskunft erhalten.

Mir selbst ist ein Fall bekannt, daß einem jüdischen Schriftgelehrten von der englischen Bibelgesellschaft eine lebenslängliche Rente von 4000 Fl. in Silber jährlich, ohne alle weitere Verpflichtung, als sich taufen zu lassen angeboten wurde. Beide Personen, zwischen denen der Handel stattfinden sollte leben noch, der eine in Wien, der andere in Konstantinopel. So einfach und keines Lobes werth die Ablehnung ist; eben so schmachvoll erscheint der Antrag.

Die Lateiner unterstützen ebenfalls diejenigen, die katholisch werden, jedoch erst, wenn sie übergetreten sind. Die Protestanten geben Handgeld und demoralisiren die Familien. Wenn Eltern ihre Kinder streng anlassen, ewiedern diese nicht selten trotzig, drohend: „Ich gehe zur Mission."

Eines Tages, als ich mit meinem Gastfreunde durch den Bazar ging, redete mich ein Mann an, ihm 3000 Piaster zu schenken, die er der Mission schulde; ich rette ihn so, mit seinem Weibe und sechs Kindern vor der Taufe. Dieser Mann stahl 25000 Piaster und als die Juden sich für den Dieben nicht verwenden wollten, ging er aus Rache zur Mission und eben kein Glaubenskoloß, ging dieser edle Rhodiser unter die Protestanten. Dieß eine Beispiel mag beweisen, auf welcher Stufe der Moral und der Sittlichkeit diejenigen stehen, welche die Mission nach der unvertilgbaren Ansicht der Juden im gelobten Lande zu „Götzendienern" macht. Es ist bekannt, daß manche Juden eigens nach Jerusalem reisen, um sich hier, wo es mehr Vortheile gewährt, taufen zu lassen. Es kommt wohl auch vor, daß solche Religions-Reisenden sich wie sie eben der Weg führt in mehreren Städten taufen lassen; wahrscheinlich um sich für die Wiedertaufe in Jerusalem vorzubereiten.

Charakteristisch für den jüdisch-polnischen Witz, wie für die Mission ist es, was ein Jude äußerte: „Das einzig gute Ge-

schäft, das sich noch gehalten hat, wenn man sich taufen ließ, wer hats verdorben? die Juden mit ihrer Konkurrenz."

Unter den Getauften in Jerusalem befindet sich ein Mann aus Rußland, welcher der griechisch unirten Kirche angehörte, sich beschneiden ließ, und schließlich von der Mission zum Protestantismus „gewonnen" wurde. Aber auch zum Judenthume kehren manche zurück, auf deren gerettete Seelen die Mission mit Stolz hingewiesen hatte. Siehe da wieder einige Peruschim darunter! ihren Schreiber Herrn Jeikef Sapir, der über den Fall Jeruschalaims so schöne Elegien dichtet, siehe Herrn Munje, Lehrer in einem ihrer Chedorim, siehe Herrn Pense, der jetzt wieder als Sendbote in Indien und Australien Geld für seine armen Glaubensgenossen im heiligen Lande sammelt.

Die Religion, nicht die mosaische allein — ist eine Waare in Jerusalem und Käufer und Verkäufer, die Krämer sind nicht würdig, daß sie, wie einst ihre berüchtigten Ahnen, zum Tempel hinausgejagt werden.

Wenn von dem freiesten Volke der Erde, welches das erste die Stimme gegen den Sklavenhandel erhoben hat, hier Seelensklaverei getrieben wird, wenn auf die Not, das Elend der Kreatur christliche Spekulationen angelegt werden; so empört sich das Herz der Moral, lehnt sich der Geist der Cultur, der Gedanke des Erlösers der Christen selbst dagegen auf.

Wenn man von dem Zwecke, den die Mission verfolgt, absieht — man kann aber von dem Unsittlichen und Schlechten nicht absehen — so ist die Wirksamkeit derselben eine materiell wohlthätige und im allgemeinsten Sinne Kultur fördernde.

Die Mission hält ein gut eingerichtetes Spital mit 36 Betten für Kranke jeden Glaubens bereit. Eine Nähschule, die 80—100 Frauen Erwerb gibt. Ein nicht lange gegründetes Handwerkinstitut zählte 6 Zöglinge: polnische Knaben, die das Tischler- und Drechslerhandwerk lernen. Eine Agrikultur-Anstalt beschäftigt an 100 Menschen.

Ich begegnete ihnen oft des Abends, wenn sie von der Bearbeitung eines Feldes, das die Missionsgesellschaft ankaufte, heimgingen. Manche, die sich von der Mission Almosen direkt zu nehmen scheuen, werden hier mehr darum beschäftigt, um ihnen einen Vortheil zu gewähren und sie durch Dankbarkeit an die Mission zu fesseln. In jedem Falle sind sie verpflichtet jeden Abend, eine Missionpredigt anzuhören.

Der Arbeit Lohn in der Glut der syrischen Hitze ist nur 4 Piaster, das ist 24 Krzr., und doch drängen sich so Viele heran, ihn zu verdienen.

Mir lieferte dieß wieder den Beweis, daß die Handwerker und Arbeiter den sehr gedrückten aber ungleich ehrenwerten Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems darstellen, und daß sie auch gerne ihre Hände regen, wo ihnen die Arbeit Schwülen drückt.

Die Mission vertheilt endlich Almosen, Kleidungsstücke, sie bezahlt Mietzinse, schickt Kranken oder Wöchnerinnen Speisen, Kaffe, Thee, Zucker u. s. w.

Eine treue Darstellung der jüdischen Zustände in der heiligen Stadt fordert die Gerechtigkeit auf, diese wohlorganisirten und auf die Armut berechneten Einrichtungen um so mehr zu nennen, als sie eben dazu beitragen, Schwache zum Abfall vom Judenthume zu verleiten, anderseits aber eine sittliche Gegenwirkung wach rufen sollen.

Die Mission hat erst vor dreizehn Jahren ihre Arbeit begonnen, die Taufen sind der Zahl nach im Zunehmen, und einsichtsvolle ruhige Beobachter sagen ihr, auch rücksichtlich der Katholiken eine Zukunft voraus, nicht allein in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung. Die Mission hat etwas von der Wüste, oder von der Natur der Gletscher, die langsam aber sicher immer vorrücken, und immer neue grüne Erde bedecken.

Ein Großes ist geschehen durch die Errichtung des Rothschild'schen Hospitals, dieses treffliche Institut emanzipirt vorerst die Kranken von der Mission.

Die anderen durch Herrn Albert Cohn getroffenen Einrichtungen sollen manchen von der Mission im Stillen organisirten Widerstand gefunden haben, und es wurde von einem in dem Lokalzuständen offiziell kundigen Manne der Verdacht ausgesprochen, ob die Mission es nicht auch mit sei, die durch russisch-polnische Juden gegen die Errichtung der Simon von Lämel'schen Lehranstalt wirke? Ich lehnte diese Absicht ab, weil Herr Finn, als er den unvernünftigen Widerstand sah, mir freiwillig anbot, diejenigen Tumultuanten, die englische Unterthanen sind, zur Rechenschaft ziehen zu wollen, wenn sie ihm durch den österreichischen Consul genannt werden würden.

Die Erfolge der Mission sind aber theilweise durch die Juden selbst verschuldet.

Während in einer deutschen, oder österreichischen Gemeinde der Uebertritt eines Juden zum Christenthume eine schmerzliche Bewegung hervorbringt, ein Aufsehen erregt; so verhalten sich die Juden in Jerusalem ziemlich apatisch in dergleichen Fällen. Entweder weil sie durch die häufige Erscheinung abgestumpft sind, oder weil sie der Mission den gewöhnlichen sittlich Verkommenen gerne gönnen.

Während meiner Anwesenheit entlief ein sechzehnjähriger aus Sklow in Rußland geborner Knabe von der Gemeinde Peruschim der Cohnschen Lehranstalt, wo er das Uhrmacherhandwerk lernte. Nach fünf Tagen, während welcher man von ihm nichts erfahren hatte, sendete ihn der griechische Patriarch, zu dem er sich mit der Bitte, ihn in der griechischen Kirche aufzunehmen, geflüchtet hatte, dem österreichischen Consulate mit dem Bemerken zu: daß die griechische Kirche keine Art von Proselitenmacherei mit ihrer Würde vereinbar halte. Der Knabe erklärte hierauf, katholisch werden zu wollen. Nun war es die Pflicht des katholischen Consuls, dem lateinischen Kloster eine solche Absicht eines österreichischen Unterthans bekannt zu geben. Da der Knabe seine herbeieilenden Eltern nicht sehen wollte, und wenn man ihn dazu zwänge, drohte sich ein Messer durchs Herz zu bohren; so ließ der Consul gerechter und toleranter Weise die Vorsteher und Rabbinen der Peruschim von dem

Falle ebenfalls verständigen, damit sie zusehen, ob sie den Knaben nicht dem Judenthume erhalten könnten? Das lateinische Kloster sendete unverweilt zwei Priester; von den Rabbinen und Vorständen der Peruschim erschien Niemand.

Die Familie des Getauften, wenn sie auch anfangs bestürzt ist, beruhigt sich bald und schneidet durchaus mit ihm die Familienbande nicht durch; er besucht sie, er speist mit ihr und wird nach wie vor mit „Reb" und seinem jüdischen Namen angesprochen. Die Familie weiß, daß in den allermeisten Fällen die innere Ueberzeugung dieselbe geblieben ist, und ich hörte es aussprechen: „Er wird schon zurück kommen, wenn er sich geholfen haben wird." Dann herrscht große Freude.

Da dieses Kapitel den vom Judenthume Abgekehrten gewidmet ist, wollen wir auch ein Wort von denjenigen sagen, welche dem Christenthume abtrünnig werden, und zur Väterkirche zurückkehren. Wenn sie durch die notwendige Bluttaufe und das Wegwerfen vieler bürgerlicher und sozialer Vortheile mehr aus Ueberzeugung zu handeln scheinen, als diejenigen, die durch Taufwasser weltliche Vortheile zu gewinnen wissen; so theile ich ganz die einmal von Hammer-Purgstall gegen mich ausgesprochene Gesinnung: „Ich verachte jeden Renegaten, den religiösen wie den politischen."

Der Uebertritt zum Judenthume kommt auch in Jerusalem nur selten vor. Den Rabbinen ist es eine vom Talmud gebotene Pflicht, demjenigen, der sich zum Judenthume bekehren will, den Schritt zu erschweren und ihn zurückzuhalten. Proselitenmacherei ist, seitdem aus den gewaltsam bekehrten Idumenäern der verhaßte König Herodes hervorgegangen ist, den Juden von Rabbi Schamai nicht gestattet.

Ich lernte in Jerusalem nur zwei vom Christenthume abgefallene Juden kennen; während mir eine ansehnliche Anzahl geborner Juden genannt worden ist, die sich taufen ließen, und wieder zum Judenthume zurückgekehrt sind.

Herr Warder Greſſon iſt ein in Philadelphia in Amerika 1799 geborner Chriſt, der von ſeinen Renten lebend, im Jahre 1848 nach Jeruſalem gekommen iſt, und ſich beſchneiden ließ; ſein Name iſt jetzt Jiſroël Boas.

Herr Peter Rumpf iſt im Jahre 1814 in Leuin in Niederpreußen geboren. Er lernte Nägel ſchmieden und arbeitete im Jahre 1833 beim Nagelſchmied-Fabrikanten Moſes Roſenbaum in Zell bei Würzburg, den er auf früherer Wanderſchaft kennen gelernt hatte. Durch ihn wurde er mit dem Judenthume bekannt und von demſelben angezogen. Nichtsdeſtoweniger gehörte er in den Jahren 1842 bis 1846 dem Basler Miſſionsvereine an. In Engelhardtszell, wir wiſſen nicht wie, gelangte er, weil er für die Miſſion in Oeſterreich wirken ſollte, in den Beſitz eines öſterreichiſchen Paſſes und als Oeſterreicher geltend, arbeitete er, im Jahre 1845 in Wien bei dem Nagelſchmiedmeiſter Krum in der Vorſtadt Neulerchenfeld; ſpäter in Preßburg, Peſth, Temeswar. Auf ſeinen Wanderungen durch aller Herren Länder gelangte er auch nach Amſterdam; hier ließ er ſich im Jahre 1848 beſchneiden und ging hierauf nach Hamburg, wo er aus uns unbekannten Gründen nicht geduldet wurde. Er ſchiffte ſich im Jahre 1849 nach Amerika ein, wo er die Bekanntſchaft des in dieſen Blättern wiederholt genannten Rabbi Joſef Schwarz machte, und durch deſſen begeiſterte Schilderungen des gelobten Landes angezogen, im Jahre 1856 nach Jeruſalem kam. Etwa um ſein Handwerk zu betreiben und ſich, rüſtig und jung wie er iſt, ſein Brot zu erwerben? Wozu auch eine ſolche Kraftverſchwendung in dem heißen Klima! Er nimmt Chaluka und lernt hebräiſch beten, das, wie er mir ſagte, „ſchwerlich mehr in ſeinen harten Schädel zu nageln ſein wird.“

Entscheidende Versammlung.

Der Sprecher der Aschkenasim. — Pädagogische Weisheit. — Nicht der Stachel nicht der Honig. — Abstimmung. — Sieg der Sepharedim. — Erstaunen der Aschkenasim. — Ihr Verhalten. — Besuch des Rabbi Berdaki.

Der für meine Mission wichtigste Tag, war der zweite Juli, zugleich merkwürdig für die Annalen der jüdischen Gemeinden in der heiligen Stadt durch den Umstand, daß seit der feindlichen Sonderung der religiösen Parteien sich zum ersten Male alle Vorsteher im Diwan des Chacham Baschi vereinigten. Unerhört aber in den jüdischen Versammlungen Jerusalems war, daß über Berathung und Beschlüsse Protokoll geführt wurde.

Der Chacham Baschi nahm als Präsident der Versammlung in der Ecke des Divans seinen Sitz ein; ihm zur Linken reihten sich die Chachamin und Vorsteher der sepharedischen, dann die Rabbinen und Vorsteher der aschkemasischen Gemeinden. *

---

* Chachamim und Gemeinde-Vorsteher der Sepharedim: Chajim Nissim Abulafia, David Chazan, Salomon Löwi, Mordechai Sasin, Chajim Pisanti, Majer Panigel, David Carlo, Jakob Löwi, Mosche Mejuchas, Juda Papa, Bechor Cohen, Elia Mugdar, Jakob Finci, David Cohen, Chajim Gagin.

Vorsteher der Gemeinde Peruschim: Jeschaja Berdaki, Sundel Salant.

Vorsteher der Gemeinde Aschkenasim „Chassidim:" Nissim Back, Mordechai Aaron.

Mit anwesend waren die beiden dirigirenden Aerzte des Rothschild'schen Hospitales Herr Dr. Neumann und des Montefiorischen Dispensatory Herr Fränkel, die ich um europäische Bildung als Zeugen zu haben, eingeladen hatte.

Den achtundzwanzig Männern und Greisen, den Frömsten und Gelehrtesten der heiligen Stadt gegenüber, hatte ich selbst Platz genommen. Die Versammlung übte auf mich, den Laien, eine imposante Wirkung aus, wenn ich auch bereits wußte, daß Manche gekommen waren um gegen die Kultur zu stimmen und die Zivilisation mit Verachtung von sich zu weisen. Ich fühlte mich mehr, wie ein Angeklagter vor seinen Richtern, denn wie ein Bote, der manchen Gefahren durch Länder und Meere trotzend auf silbernen Schalen ein goldenes Gastgeschenk zu überbringen hat. Der Gedanke jedoch an die durch Religion und Geschichte geheiligte Szene auf der die Versammlung statt fand, das Vertrauen auf den verständigen Sinn der Väter, daß sie eine ihrer Jugend entgegengetragene Wohlthat nicht abweisen werden, erhoben und trösteten mich, und in solchen Gedanken mich ergehend, begrüßte ich ehrfurchtsvoll das Synhedrion der heiligen Stadt.

Ein bleicher, asketisch aussehender schlanker, nicht mehr junger Mann, in polnischer Tracht mit langem Barte und langen Schläfenhaarbüscheln, die schwarzglühenden Augen auf mich gerichtet, erhob sich und nahm das Wort. Er sprach im Namen aller Aschkenasim, die sich während der ganzen Versammlung schweigend verhielten.

Herr Bordaki sprach hebräisch und unterschied den doppelten Zweck meiner Mission, die wissenschaftlich moralische Bildung der

---

Vorsteher der österreichischen Gemeinde: Moses Schmelka Herwitz, Mosche Jossel.

Vorsteher der Warschauer Gemeinde: Elia Juda Deiches, Mordechai Meier Rabinson.

Vorsteher der Gemeinde Chabat: Salomon Epstein.

Vorsteher der Deutsch-holländischen Gemeinde: Joseph Schwarz, Mose Sachs.

Kinder, und deren materielle Unterstützung. „Wir bedürfen keiner Schule. Wir Peruschim und alle andern Kongregazionen der Aschkenasim haben hinreichend viele Chedorim, wo unsere Kinder Unterricht erhalten. Die im „Kol mebasser" angedeutete Unterrichtsmethode, den Kindern Begriffe und Lehren spielend beizubringen, sie ohne Anstrengung zu unterweisen, sie religiöse Lieder singen, und zur Stärkung ihres Körpers gymnastische Uebungen machen, vielleicht gar tanzen zu lassen, ist völlig falsch. Kindern muß man nicht den Unterricht leicht, vielmehr schwer machen, sonst erscheint ihnen die Lehre nicht wichtig genug. Unsere Kinder bedürfen keiner physischen Kräftigung, keiner Erholungszeit im Freien; sind sie gesund."

„Hältst du Schulen" nahm ich das Wort „in denen außer Talmud Bibel gelehrt wird, für schädlich? Ist Elementarunterricht in der hebräischen Sprache, Beibringung von religiösen Begriffen, Gebete, Reinsprechen der eigenen und der Landessprache der Religion zuwider?"

„Schulen" entgegnete Herr Bordaki und wie es schien mit voller Beistimmung derjenigen, deren Sprecher er war, „Schulen in denen außer Talmud irgend ein Gegenstand gelehrt wird, sind, wenn auch nicht geradezu gegen die Vorschriften der Religion, aber gewöhnlich die Veranlassung zu späterem Abfall von der Religion, wie wir dieß in vielen Beispielen in Europa sehen. Nicht meine orientalischen Brüder hier, aber Du kennst Mosche dessе, (Moses Mendelsohn aus Dessau) und Dein „Kol mebasser" ist in seinem Geiste geschrieben. Alles das, was Du in der Schule gelehrt wissen willst, ist nicht nur nicht nötig, vielmehr in jeder Beziehung schädlich, vorzüglich aber in religiöser. Mein eigener Sohn und viele, ja alle Kinder der Gemeinden lernen ohne alle vorbereitende Kenntnisse gleich Talmud. Ich stimme daher gegen die Anstalt, die Du beabsichtigst. Was aber die materielle Unterstützung der Kinder mit Speise und Kleidung anbelangt, so wollen wir sie annehmen, dabei ersparst Du noch die Ausgaben für Hausmiete, für Lehrer und Verwaltungskosten, welcher Betrag unserer Chedorim zugewandt werden könnte."

Ein aſchkenaſiſcher Rabbi warf die Bemerkung hin: „Ich will den Stachel und auch den Honig nicht!“

Ich nahm das Wort:

„Der Zweck der von einer edlen Frau begründeten Stiftung iſt beſtimmt ausgeſprochen, und von der k. k. öſterreichiſchen Regierung empfohlen. Ich habe weder die Macht, noch die Abſicht von demſelben abzugehen. Es liegt nicht im frommen Sinne der Stifterin Etwas einführen zu wollen, was irgend wie die Gewiſſen beſchweren könnte. Ich bringe als ihr „Scheliach aus Chuze leorez“ als ihr Bote außer dem Lande Israels her, in guter Meinung und redlichen Herzens, eine Wohlthat den Gemeinden der heiligen Stadt. Wenn ihr ſie annehmen wollet, ſo iſt die Angelegenheit abgethan, und ich bitte nunmehr den ehrwürdigen Präſidenten der Verſammlung, die Stimme jedes Einzelnen zu hören, und zu zählen.“

Der Chacham Baſchi forderte die Abſtimmung der Aſchkenaſim, welche folgendes Reſultat ergab:

Von ihren 9 Vorſtehern ſtimmte nur Herr Joſef Schwarz und Herr Niſſim Back für, 6 gegen die Anſtalt. Herr Moſes Sachs der fanatiſche Eiferer für Unterricht, der Ankläger des Obſkurantismus der Rabbinen, als welchen wir ihn bereits kennen gelernt haben, entfernte ſich vor der Abſtimmung.

Der Chacham Baſchi gab hierauf ſeine Stimme mit dem Bemerken ab: „Nachdem die zu gründende Anſtalt in keiner Weiſe den heiligen Geſetzen unſerer Religion entgegen, vielmehr geeignet iſt, dieſelben noch feſter und ehrwürdiger zu machen; ſo ſtimme ich, Kraft meines Amtes und meiner prieſterlichen Würde, ich Chajim Niſſim Abulafia, Oberrabbiner der heiligen Stadt Jeruſchalaim, für die Gründung der Anſtalt.“

Einhellig mit ihm ſtimmte das Besdin und die Vorſteher, Namens der Großgemeinde von Jeruſalem, 15 an der Zahl. Es ſtimmten ſomit in der Verſammlung 18 für, 6 gegen die Anſtalt, welche bedeutende Mehrheit noch dadurch an moraliſchem Gewichte gewann, daß eben die Großgemeinde mit ihrem geiſtlichen Tribunale und ihren Vorſtehern ſich in ihr befand.

Herr David Chazan, Oberrabbiner der Gemeinde in Smyrna, jetzt Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem stellte hierauf den Antrag, daß nunmehr noch eine weitere Besprechung über die Art und Weise der Gründung gepflogen werde, wobei diejenigen, welche gegen dieselbe gestimmt haben, keinen weitern Beruf anwesend zu bleiben, fühlen dürften. Die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden, mit Ausnahme der Herren Schwarz und Back entfernten sich, und es wurde nach einer kurzen allgemeinen Besprechung beschlossen, daß, da die Sitzung bereits 3½ Stunden in der heißen Mittagszeit gedauert habe, zur Vereinbarung eines Programmes eine zweite Versammlung angeordnet werden möchte.

Die Herren Doktoren Fränkel und Neumann konstatirten das in deutscher Sprache abgefaßte Protokoll. Die Debatte wurde in hebräischer Sprache geführt; Herr Doctor Neumann, derselben vollkommen kundig, hatte die Güte, Dolmetsch zu sein.

So wurde eine Versammlung geschlossen, die an und für sich bedeutungsvoll und karakteristisch auch nach einer andern Richtung hin eine eigenthümliche Wirkung hervorbrachte. Der Beschluß dieser Versammlung war gleichzeitig ein Sieg der Sepharedim über die sie fort und fort bedrängenden Aschkenasim. Beide Parteien schienen erstaunt; die Sepharedim über sich selbst, denn sie fühlten sich plötzlich ihrer Majorität bewußt, und von einem moralischen Drucke befreit, den der Fremde, der Geduldete, über sie seit Langem in ihrem Vaterlande geübt. Die Aschkenasim staunten hingegen über den Muth einer selbstständigen That, den sie ihren trägen, orientalischen Glaubensgenossen lange nicht mehr zugetraut hatten. Zugleich aber war die Gründung einer Lehranstalt, ein Trost für die Sepharedim, welche die Beschämung tief fühlten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde einer solchen entbehre. Kurz vorher auch, nach Verkündigung des „Hat humajum" hatte der Chacham Baschi des kaiserlich türkischen Reiches in Konstantinopel an alle Rabbinen und Gemeinden den

Auftrag ergehen lassen, für religiösen und wissenschaftlichen Unterricht der Jugend zu sorgen und Schulen zu gründen. Die Großgemeinde in Jerusalem hätte, wegen der auf ihr liegenden Schuldenlast, nimmer dem Befehle entgegen kommen können, und so schien es ihr, wie vom Himmel zu sein, daß ihr von der Ferne her, unerwartet die Mittel geboten wurden, wahrscheinlich die erste Gemeinde des weiten türkischen Reiches zu sein, die dem weisen Wunsche der Regierung entsprechen konnte.

Ueberall fügt sich gesittet die Minder- der Mehrzahl der Meinungen. Die Aschkenasim, schon weil sie die Fremden im Lande sind, hätten die türkischen Unterthanen in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht nicht weiter stören sollen. Die Meisten aber einer sie demütigenden Herrschaft entflohen, hier gastfrei aufgenommen und geschützt, fast keinem Gesetze unterthan, sind sie übergreifend, herrschsüchtig, der entronnene und Herr gewordene Sklave. Sie konnten, und hier ist vorzugsweise von den Peruschim die Rede, die plötzliche selbstständige That der Sepharedim und ihre eigene Niederlage nicht ertragen, und so fingen sie gegen Das heimlich zu intriguiren an, was sie in öffentlicher Sitzung feierlich beschließen sahen. Ohne übrigens daran zu zweifeln, daß manche aus „heiliger Einfalt" gegen ein Institut eiferten, das echte Religiosität, Tugend und Bildung zu verbreiten berufen sein sollte; muß auf die hier dargelegten Motive Rücksicht genommen werden, wenn man auf den folgenden Blättern die unmächtigen, meist pöbelhaften Versuche die Gründung einer Lehranstalt zu stören, lesen wird. Es werden übrigens noch manche andere Motive, als die der religiösen Ueberzeugung zu Tage kommen.

Zwei Besuche.

Herr Bordaki. — Vier Ellen weit im gelobten Lande. — Glasscherben und Diamanten. — Gespräch mit Rabbi Hirsch aus Preßburg.

Noch an demselben Tage erwiederte Herr Bordaki, begleitet von zwei Rabbinen seiner Gemeinde, meinen ihm abgestatteten Besuch. Es freute mich des Mannes willen, daß er, trotzdem er als Gegner in der Sitzung gegen meine Sache aufgetreten war, diese von der Person schied und einem freundlichen Gesetze der Höflichkeit huldigte.

„Sie haben", begann er, „eine lange beschwerliche Reise, und in dieser heißen Sommerszeit angetreten. Im Talmud heißt es, wer nur vier Ellen des gelobten Landes betritt, dem wird Aulom habo, künftiges Leben, zu Theil."

Auch ohne gute Werke?

„Ein Mann" erwiderte er „hatte wenig Geld und kaufte für einen Theil desselben alte Glasscherben, die wie es sich später zeigte Diamanten waren. Da klagte er: Warum habe ich nicht für all meinen Willen gute Werke eingetauscht?"

Wie aber, wenn sich durch Unverstand oder Bosheit der Menschen Edelsteine in Glasscherben verwandeln?

„Wird Gott entscheiden!"

Wir schieden in freundlichster Weise, ohne uns wieder zu begegnen.

Nach dieſem wurde mir der Beſuch des Rabbi Hirſch Markus aus Preßburg zu Theil, um mich zu bitten nicht bittern Herzens die Stadt zu verlaſſen; es ſeien viele ſchlechte, aber auch gute Menſchen in der heiligen. Hat nicht Gott ſelbſt Sodoma und Gomorha *eines* Gerechten wegen ſchonen wollen?

„Ich fühle mich zu ſchwach, um dem Herrn nachzuahmen. Iſt denn eine Schule in der das Geſetz des Herrn, die Gebete zu ihm gelehrt werden ſollen, wirklich ſo etwas Schlechtes, daß gerade die Deutſchen und Sie unter ihnen, ſich dagegen ausgeſprochen haben?“

Jetzt hat die Schule nichts Bedenkliches, aber in Zukunft kann ſie böſe Früchte tragen.

„Haut dann den Baum um, aber was hat die von Euch als gut erkannte Pflanze verbrochen?“

Man kann nicht zweien Herren dienen. Weltliche Wiſſenſchaft zieht von der heiligen den Geiſt ab. Man darf nichts Neues hier lernen, das Alte muß bleiben, bis Meſchiach kommt.

„Haben denn die Weiſen, welche den Talmud verfaßt haben, nicht auch Mathematik, Aſtronomie, Medizin ſtudirt? Haben ſie nicht das Reich der Thiere und der Pflanzen erforſcht? Waren ſie nicht kundig der Philoſophie?“

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Iſt nicht eine Kinderbewahranſtalt unter den Augen Ihres eigenen Lehrers, des weitbekannten, frömmſten Rabbiners Sofer in Preßburg entſtanden?“

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Ich nehme Ihr Schweigen als Zeichen der Zuſtimmung an.“

Ja, aber die Kinder ſollen arabiſch leſen und ſchreiben lernen in Ihrer Schule!

„Sie ſind mein verehrter Rabbi Hirſch! aus Ungarn und ſprechen deutſch; viele frommſte Rabbinen in Galizien ſprechen, wie Sie, deutſch, nebſt dem Hebräiſchen polniſch, in Frankreich franzöſiſch, in England engliſch. Iſt es nun gegen die Religion, wenn die Kinder die Landesſprache Paläſtinas, arabiſch lernen?“

Rabbi Hirſch Markus ſchwieg.

„Warum antworten Sie nicht?

Wir sind zu schwach hier im heißen Klima, um nebst der Thora noch etwas zu lernen.

„Der Geist kann auch bei schwächlichen Körpern sich kräftig bilden. Aber wissen Sie lieber Rabbi Hirsch! warum die Juden hier so schwächlich sind? Weil Kinder heiraten dürfen. Weil die Kinder von ihren Eltern nur eines lernen, — betteln, lieber Rabbi Hirsch! Benützt Ihr die so großmütig geschaffene Handwerksschule? Eben ist ein Knabe ihr wieder entlaufen."

Er war zu schwach.

„Und zählt doch 17 Jahre und zählte schon 15, als ihn die Eltern heiraten ließen?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Sie wollen nicht reden?"

Lieber Herr Doktor! könnten Sie mir nicht in Triest eine Verbindung mit einem Kaufmann einleiten, ich möchte gern einen Holzhandel von dort nach dem Lande Israels einführen. Es wäre ein sehr gutes Geschäft.

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft, verehrter Rabbi Hirsch! und habe just heute von Ihnen gelernt: Man kann nicht zweien Herren dienen. Ich habe nichts vom Handel gelernt. Ich bin zu schwach, um neben der Wissenschaft noch etwas anderes zu lernen."

Sehen Sie, Sie sind doch bös auf uns und werden über uns schreiben, denn man sagt, daß Sie sind ein großer Schreiber. Und doch sind gute Leute in Jeruschalaim!

Der liebe, gute Rabbi Hirsch Markus!

Episode.

Ausflug. — Rückkehr. — Szene an der Tempelmauer. — Reskript des österreichischen Consuls.

Ich war von der Aufregung und Arbeit der letzten Tage um so mehr müde geworden, als der Eindruck des ungewohnten Klimas ein mich fast lähmender war. Meine ärztlichen Freunde riethen mir einige Tage, bis die Gemüther sich in Ruhe geschwungen haben würden, vorüber gehen zu lassen, und so unternahm ich, da sich eben angenehme Reisegesellschaft ergab, den Zug nach Jericho, an den Jordan, ans todte Meer, nach dem Kloster S. Saba, nach Hebron, Betlehem, und zum Grabe Rachels. Die Reise war in vier anstrengenden Tagesritten vollendet, und die Schilderung derselben, soll, um hier nicht episodisch störend hereinzuspielen, später mitgetheilt werden.

Freitag den 6. Juli langte ich gegen Abend, von meinem Gastfreunde, der sich schon wegen des nahen Sabbat in einiger Verlegenheit um mein rechtzeitiges Eintreffen befand, freudig begrüßt, wohlbehalten in Jerusalem wieder an. Der Mann, der mir mit dem Schlüssel zum Grabe Rachels entgegen gekommen war, ein Sepharedi, theilte mir mit, daß während meiner Abwesenheit Schmähbriefe an den Straßenecken angeschlagen worden seien, und bat mich gleichzeitig, seinen Knaben in die Anstalt aufzunehmen. Am selben Tage lud der Synagogendiener der Warschauer Gemeinde ein, sich zahlreich zum Gebete an der Tempelmauer einzufinden. Wirklich fand eine größere Versammlung statt, Mütter brachten ihre Kinder mit, Männer beteten Psal-

men um Abwehr der „Gefehre“ des Unheils. Einige Fanatiker wollten, um ſich beſſeres Gehör in den Himmel zu verſchaffen „Schofar“ das Lärmhorn blaſen, was jedoch unterblieb.

Um den fortgeſetzten Intriguen und Beunruhigungen der polniſch ruſſiſchen Aſchkenaſim ein Ende zu machen, erließ der öſterreichiſche Conſul folgende Zuſchrift an die Vorſteher:

„Ich habe durch vielſeitige Mittheilungen erfahren, daß von einzelnen Individuen gegen die von Frau Eliſe von Herz-Lämel geſtiftete Anſtalt und gegen den Herrn Dr. Frankl Demonſtrazionen ſtatt finden. — Weit entfernt, Sie in ihrer religiöſen Ueberzeugung ſtören zu wollen, oder Ihnen Etwas in dieſer Rückſicht zu befehlen, mache ich Sie jedoch für jede Demonſtrazion gegen die Anſtalt, oder eine etwaige perſönliche Beleidigung des Mannes, der dieſelbe zu gründen gekommen iſt, verantwortlich. Ich werde, nachdem die Anſtalt unter den Allerhöchſten Schutz Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich geſtellt iſt, jede Störung nach dem ſtrengſten Sinne des Geſetzes ahnden. Ich hoffe und wünſche, daß Sie mich nicht in die unangenehme Lage bringen werden, meine mir vorgemeſſene Pflicht zu erfüllen.

Pizzamano.“

Der Conſul wollte mir einen Kawaß zur fortgeſetzten Begleitung geben; ich lehnte dies freundliche Anerbieten ab, um nicht Furcht merken zu laſſen. Doch trug ich, wenn ich allein ausging, meinen kleinen Revolver bei mir. Niemals jedoch iſt mir Jemand nahe getreten; vielmehr wichen mir die polniſch Gekleideten meiſt ſcheu aus.

Pamphlete.

Stil der Religionstribunen. — Tapezierung des Sarges. — Prosa und gereimte Prosa. — Karrikaturen.

Ich lasse hier, um eine Probe des Stiles der modernen Religionstribunen Jerusalems, eine Parodie des verhallten Prosetenzornes zu liefern, einige der herbsten Pamphlete, mit denen ich ausgezeichnet worden bin, in worttreuer Uebersetzung folgen. Der Literarhistoriker wird sie schon der Stilistik wegen nicht undankbar aufnehmen. Andere Leser dieser Blätter mögen meine Selbstverleugnung kennen lernen, wenn es gilt, ihnen eine sachliche, der Wahrheit streng gemäße Darstellung selbst dann zu geben, wenn es dem Wehrlosen Schmach und Hohn aufs Haupt regnete in der dreimalheiligen Jeruschalaim. Diese Plakate wurden in verschiedenen Nächten, bald an Hausthüren, wo Rabbinen wohnten, bald an den meinen und an den Pforten des englischen Missionsgebäudes angeklebt gefunden. Leider gelangten nicht alle in meinen Besitz. Die Originale, alle anonym, liegen wohlgeordnet in meinem Pulte mit der Weisung bezeichnet: die innere Fläche meines Sargdeckels mit ihnen dereinst zu tapezieren, als Zeichen meines Martirthums.

„Im Namen des heiligen Gottes und im Namen des Besdins und einzelner Gemeindemitglieder legen wir in den Bann den Böſewicht Frankl — ſein Name ſei vertilgt! der in der heiligen Stadt Jeruſalem ein Haus der Ungläubigen zu errichten gekommen iſt. Wir legen in Bann Alle, die in dieſes Haus der Ungläubigen gehen. Es ſoll Jeruſalem nicht einer verworfenen Stadt gleichen. Wehe uns über den Bruch!“

„Frankl aus Wien hat das Geſetz Moſes und Israels geläſtert und geſchmäht. Er ſei vor Gott dem Herrn des Himmels und der Erde in Bann gelegt. Der Conſul kann uns züchtigen, aber nicht den Bann von ihm nehmen!“

„Wer iſt dieſe Frau, die ruchlos einen Ruchloſen zu den Thoren Jeruſalems ſendet? Wir wollen es euch ſagen ihr Frommen! Sie lebte mit einem Manne, der vom Glauben der Väter abgefallen iſt. Wenn ſie ſterben wird, hat ſie Niemanden, der ihr das Gebet „Kadiſch“ nachſagen wird, denn ihre Kinder ſind vor Gott geflohen und ſind Götzendiener geworden. Wer war ihr Vater? Einen Tempel hat er in dem neuen Niniveh mit bauen helfen, wo ſie Muſik machen und nach Art der Chriſten ſingen. Alſo ſteht es geſchrieben in einem Briefe, der aus Chuze leorez — aus Wien — in unſere heilige Stadt geſendet worden iſt.“

„Es iſt bekannt, daß, wenn ein mit dem Banne Belegter ſtirbt, ſo läßt das Besdin ſein Grab ſteinigen. Jetzt aber, da dieß aus Furcht vor dem Könige, vor der Landesregierung — nicht möglich iſt, verpflichten wir uns, wir alle Aſchkenaſim, daß ein Jeder, der auf den Gottesacker kommt, einen Stein werfe auf das Grab des Verpönten, indem er dabei ſpreche: „So geſchehe dem Verpönten, dem Sünder, und der Andere zur Sünde verleitet.“ Iſt aber juſt ein Sepharedi zugegen, der es mit

dem Sünder hält, ſo mag der Aſchkenaſi dieß von fern thun und den Fluch ausſprechen. Und ſo ſoll geſchehen ſieben Jahre hintereinander fort und fort nach ſeinem Tode. Jeder, der ein Stück von ſeinem Grabſteine abbricht, wird werden geſegnet von Gott, indem er dadurch den Namen Gottes heiliget."

„Es iſt bekannt, daß der verpönte Böſewicht Frankl eine Schkola errichtet und verlauten läßt, daß er bereit iſt, in die Schule mit dem Conſul und dem Paſcha zu gehen, um ſie einzuweihen. Daher finden wir uns veranlaßt, den Bann über ihn auszuſprechen, und warnen jeden Juden hinzugehen, weil er im Banne iſt. Unrein iſt die Stelle, wo er ſich befindet. Dort wo man die Sefer Thora hineinſtellt, er hat in die Bundeslade auch ein Kreuz gethan. Wehe über ſeine Abtrünnigkeit! Die Rabbinen haben ſolches geſehen, warum haben ſie ihm beigeſtimmt? Wir verlangen denn von unſern Brüdern, die noch gottesfürchtig ſind, daß keiner hingehe. Gebe Gott, daß der Bann die Wirkung habe, daß er eine Stunde früher, ehe er das Haus einweiht, der Welt entwurzelt werde!"

„Höret doch ihr Sepharedim! Seht den Unterſchied zwiſchen euren ruſſiſchen und polniſchen Brüdern: Ihr habt aus freiem Willen eingewilligt, euere Kinder Schrift und Sprache der Völker lehren zu laſſen. Iſt das nicht das größte Vergehen und Verbrechen, daß ihr die Stimme eures Lehrers und Meiſters nicht hören wollet und widerſpänſtig ſeid gegen ihn? Wiſſet, daß euch dieſer Frevel vergolten werden wird, und bildet euch nicht ein, daß dieſe Lehranſtalt nach eurem Gutheißen geleitet und geführt werden wird; ſondern nach der Meinung und Geſinnung der Gottloſen und Gotteslästerer. Daher kehret zurück und vernichtet das Dokument, das ihr unterſchrieben habt, damit ihr nicht zu Spott und Schande werdet in allen Ländern wo der Name Jeruſalem, die heilige Stadt genannt wird. Es könnten ſonſt Tage kommen, wo ihr gern umkehren möchtet, es aber nicht mehr möglich ſein wird."

„Du Sohn eines Mörders und einer Hure, Frankl! warum biſt Du gekommen nach den Thoren Jeruſalems? Du nahſt, Verruchter! eine Quelle des Verderbens zu eröffnen. Geh, geh, Böſewicht, Götzendiener, Unreiner! Bilde Dir nicht ein, wenn Du die Juden züchtigen wirſt, daß ſie von ihrem Glauben ablaſſen werden. Wiſſe Du Narr! daß Du im Banne biſt, ſowohl in dieſem, wie auch im künftigen Leben.“

„Hochmütig ſeid ihr Sepharedim! und huldigt doch ihm! Der Hochmütige iſt den Götzendienern verglichen, Euch ſind die Schimmer Gottes verblichen! Ihr häufet aber noch Unrecht zu Unrecht vor Gott und kehret das Unterſte zum Oberſten, zu Schmach und Spott! Laſſet ab von Frankl, dem Vieh, denn was iſt er hie? Er iſt ein Hund an dem nichts iſt, der geht zu Grund! Mög er ſich eine Krie reißen, von ihm wird es wie im Profeten Jeſaias heißen: „Sie gehen dann und trachten die Leichname jener abtrünnigen Menſchen, deren Wurm nie erſtirbt, deren Feuer nie erlöſcht und die allem Fleiſche ein Greuel ſind.“

Zu dieſem letzten gereimten Pamphlete geſellten ſich auch Karikaturen, die ein edles Zeugniß von dem künſtleriſchen Sinne des ſüßen Pöbels in Jeruſalem geben; leider ſcheinen ſie uns nicht künſtleriſch genug, um ſie in Holzſtöcke graben und hier abdrucken zu laſſen. Wiewohl die fantaſiereichen Erfinder den Stock gar wohl verdienen möchten, wenn die Eltern auf Zucht ihrer Knaben hielten.

Auf den Oelberg.

Ein Boden für Märtirer. — David als tragiſcher Held. — Blick über Jeruſalem. — Fünf Palmen nur. — Jebel Tur. — Legendariſche Fußſtapfen. — Ewige Szene.

Es iſt ein Stück Erde dieſes Jeruſalem, aus der die Dornen des Martirthums ſeit Jahrtauſenden ſprießen. Ich trug in ſchweigender Geduld und bändigte den ſittlichen Zorn in mir. Du biſt Einer gegen Tauſend, ſprach es in mir, ein müd' gejagtes Wild und der Hunde ſo viele!

Ich wußte, von welchen unwürdigen und unwiſſenden Individuen die Schmähblätter herrührten und ich las ſie wie Tagesneuigkeiten mit neugierigem Intereſſe. Als aber eines von ihnen mir die fromme, gute, durch jede Tugend ausgezeichnete Mutter im Grabe in ſo entſetzlicher Art ſchmähte, da fühlte ich den Widerſtand in mir gebrochen und ich war bis in der Seele betrübt. Ich griff nach meinem Stabe und ging zum Thore hinaus und hinter mir her fühlte ich es wehen, das Grauen, das in dieſer Stadt für alle Zeiten wohnt.

Als ich das ausgetrocknete Bett des Kidron überſchritt und den Oelberg hinan ſtieg, ſchwebte mir die rührende Stelle aus dem Buche Samuel vor: „Und das ganze Land weinete, und der König ging über den Bach Kidron, den Oelberg hinan und weinete und ſein Haupt war verhüllet.“

Niemals früher, ſo oft ich das Buch las, war mir die Geſtalt des königlichen Dichters plaſtiſcher aus dem Dunkel der Jahrtauſende entgegengetreten, als jetzt auf meinem einſamen Gange.

Wenn ihn die Dichter beſingen, ſo iſt es immer der Hirtenknabe, der den Rieſen ſchlägt, der den düſtern Sinn des Königs mit Harfenklängen bändigt, dem die Weiber ſangen und ſpielten: „David ſchlug zehntauſend“. Die dreifache Krone des Dichter-Helden und Königthums beglückte dies eine Menſchenhaupt. Großmuth ſchmückte ſeine Seele, die der edelſten Freundſchaft offen war; Schönheit den Leib, die alle Frauenherzen ihm gewann. Alle Herrlichkeit der Gottesweihe verklärten den beglückten Herrn des gelobten Landes, den Beherrſcher eines von Gott ſelbſt auserwählten Volkes.

Wie traurig dagegen ſein Ende!

Iſt es nicht im Buche Samuel wie der letzte Akt einer Tragödie zu leſen? David hat die Gipfel alles ſchönen Erdenglückes erſtiegen, ſein Dichterruhm, ſeine Königsmacht erfüllen die Länder und die Meere. Da kommt ihm die Kunde, daß ſich ſein Haus, ſein eigener Sohn gegen ihn empört hat.

Was iſt all der Schmerz, alle Sorge, die er, um das menſchliche Leben völlig zu erſchöpfen, wohl auch erlitten hat, gegen dieſen einen tiefſten Kummer!

Der greiſe Fürſt in ſeinem Harem und von Schmeichlern wie die Könige alle, umgeben, vernimmt vielleicht nicht wie ſonſt die Stimme derjenigen, die um Gerechtigkeit flehen und das Volk hat keine Verhörer vom Könige. Sein Sohn, der um die Volksgunſt bulend, der Gerichtspflege ſich annimmt, ſtiehlt ihm das Herz der Männer in Israel.

Da man dem Könige meldet, daß ſich Abſalom, den er in Frieden hieß nach Hebron ziehen, um daſelbſt einen Gottesdienſt zu thun, empört hat, bäumt ſich der tapfere König empor, wirft er die Bruſt in Stahl, greift der ſieggewohnte Held nach dem Schwerte? Nichts von alledem! Was kann er im Kampfe gewinnen? Wenn er ſiegt, wie wird er den, dem Tode verfallenen Empörer ſtrafen, der ſein eigen Fleiſch und Blut iſt? Seine im Kampfe mit dem fremden Feinde errungenen Triumfe, werden ſie nicht erblaſſen, wenn er zum Bürgerkriege das Schwert erhebt? Im tollen unerwarteten Aufruhr fallen ihm die Zügel der Re-

gierung aus den zitternden Händen und so ruft er denn seinen Treuen, die sich um ihn sammeln, zu: „Auf lasset uns fliehen!“ Beugen ihm nicht auch Erinnerungen dunkler Art die Seele und läßt er nicht, wie zu einer Versöhnung mit sich selbst in schmerzlicher Befriedigung ein Strafgericht des Herrn über sich ergehen?

Aber auch die Bundeslade, die ihm die Priester nachtragen, sendet er zurück. Würde sie ihm nicht das Volk um sich versammeln helfen? Ist sie nicht die heilige Fahne des Judenthumes und das Panier seines Reiches? Wo sie, ist der König. Verläßt ihr edler Tänzer die ihm angetraute Braut? Er flieht. Seine zehn Weiber läßt er zurück, um seine Burg zu bewahren und lehrt Husai den Arachiten, wie er ein Verräther werden solle.

So gibt der König die Krone und das heilige Banner, der Held seine Stadt, der Mann sein Haus preis und — weint.

Und da ein Mann vom Geschlechte des Hauses Saul ihn mit Steinen bewirft und ihn einen Bluthund und losen Mann schilt und ihm flucht und die Gewaltigen zu des Königs Rechten und Linken diesen schlagen wollen, da wehrt er ihnen mit den Worten: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen.“

Wie? Vielleicht hat es der Herr damals auch geheißen, als Goliat das Volk verhöhnte. Der mutige Knabe besann sich aber nicht lange und schlug den Riesen und die Philister und alle die sich ihm später widersetzten.

Aber die Jugend ist entschwunden und die Kraft des Mannes ist gebrochen. Weiber umgeben den hinfälligen Greis. Wir erkennen Den nicht mehr, der zehntausende schlug! Und da er sich endlich aufrafft, nachdem ihm sein Sohn Krone und Ruhm geraubt und den Vater vor den Augen des ganzen Israel geschändet hat, und man ihm räth sich nicht an die Spitze des Heeres zu stellen, da spricht der sonst die Schlachten ordnende Feldherr seltsam genug: „Was euch gefällt, will ich thun!“ Er will wohl nicht verantwortlich für Thaten sein, die blutig sind, und die gethan werden müssen. Der seinem Feinde Saul und

seinem Freunde Jonathan die unsterblich rührende Todtenklage anstimmte, der in sich gebrochene Mann hat bei der Todesnachricht seines Sohnes nur den dumpfen Aufschrei mehr in der Brust: „Mein Sohn Absalom, mein Gott, mein Sohn Absalom! Wolle Gott, ich müßte für Dich sterben! O, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Nicht der König, nicht der Held, nicht der Dichter mehr, es steht der nackte Mensch vor uns, auf den es brennende Pfeile von einem unbarmherzigen Himmel nieder regnet.

Aber auch die Freuden der wieder gewonnenen Königsmacht schmecken dem Könige bitter. Er muß hinaus gehen und freundlich reden mit den Knechten. Die Empörung erhebt noch da und dort ihr Haupt und der König fürchtet, der Aufwiegler Seba werde ihm mehr Leides thun, als Absalom. Hungersnot drückt nach dreijähriger Mißernte das Volk und er gibt sieben Männer des Hauses Saul den Gibeoniten preis, daß sie sie hängen und versöhnt seien, da es um ihretwillen Mißernte ist.

Fünf Männer von ihnen sind die Söhne der einst geliebten Michal, seiner Retterin vom Tode; sie sind die Neffen des treuesten Freundes Jonathan. Er darf nicht dankbar fühlen und nur der eisernen Nothwendigkeit gehorchen.

Es kommen noch Kriege gegen die Philister; David ist aber müde und seine Männer sagen ihm: „Du sollst nicht mehr mit uns ausziehen in den Streit.“

Die eigene Kraft ist gewichen, er will sich der gesammten Kräfte bewußt werden, und er zählt das Volk. Die Pest wütet, als Rächerin dieser That.

Und der König ist alt und kann nicht warm werden, man bringt ihm die schöne jungfräuliche Abisag aus Sunem, daß sie vor dem Könige stehe, sein pflege, und wärme den Herrn. Und sie war eine schöne Dirne und pflegte des Königs und dienete ihm. Ihm mundete nicht mehr der Wein, nicht köstliche Speisen, und nicht das Lied der Harfe heißt er mehr ertönen.

Es ist ein langsames Sterben und der Vater hat nicht mehr die Kraft, als sein Sohn Adonai den noch lebenden König beerben will, zu fragen: Warum thust Du also? Und doch hatte er,

wie Bath Seba dem Sterbenden vorhält, geſchworen, bei dem Herrn ſeinem Gotte, ſein Sohn Salomo ſoll König nach ihm ſein und auf ſeinem Stuhle ſitzen. Wie aber ſcheidet der geiſtvollſte und heldenhafteſte König Israels? Nachdem er mit frommen Worten Ehrfurcht vor Gott, Treue für das Geſetz Moſes empfohlen hat, ſind ſeine letzten Gedanken ein Vermächtniß der Rache: „Laſſe Joab und Simei, dem ich ſchwur, ihn nicht zu tödten mit dem Schwerte, nicht unſchuldig ſein; denn Du biſt ein weiſer Mann und wirſt wohl wiſſen, was Du ihnen thun ſollſt, daß Du ihre grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringeſt.“

Sind die letzten Regierungsjahre nicht ein ſchmerzlich geiſtiges Abſterben? Dem Heldenkönige wäre beſſer geweſen, in der Jugend mit ſeinen Vätern begraben zu werden. Wie oft wird uns von dem Fürſten erzählt, der da ausrief: „Vor dem Tode iſt Niemand glücklich zu preiſen.“ Ein ſchmerzlicheres Beiſpiel für die Wahrheit dieſer Betrachtung iſt der König David und der Dichter, der ihn als Helden einer Tragödie wählen würde, hätte ihn vielleicht ſo zu faſſen, wie er ſich hier uns darſtellt: nach all ſeinen Triumfen, nach all ſeinen Siegen, eine purpurne Geſtalt dem gemein Menſchlichen preisgegeben, gebrochen vom Alter, beſiegt vom Unglück und ein Bild, wie Jugend und Schönheit, Schwert und Krone, Lied und Geiſt welken, brechen und vergehen.

Ich war den Oelberg langſam in einer halben Stunde hinangekommen und vor mir lag die Stadt Davids. Jenſeit des Kidronthales tief zu meinen Füßen, das den mit alten Olivenbäumen bepflanzten ſteinigten Berg von der Stadt ſcheidet, hebt ſie ſich empor mit ihren tauſend Kuppeln, Zinnen und Terraſſen. Kein Zimmer in Jeruſalem hat eine flache Decke, jedes iſt mit einer Kuppel überwölbt, ſo daß jedes Haus ſo viele Kuppeln zählt, als es Stuben hat, die alle ein Stockwerk hoch gebaut ſind. Einen breiten Bergrücken herab und im länglichen

Fünfecke gestreckt liegt die Stadt durch diesen Kuppelreichthum großartig da; die Steine, aus denen sie gebaut ist, leuchten weißgrau im Sonnenglanze. Wenn wir über diese steinernen Wellen hinblicken, so wölben sich zwei größere aus ihnen empor, es sind die Kuppeln der Grabkirche. Mitten in diesem Kuppelmeere ragt ein Felseneiland auf als ein längliches Viereck; abgeflacht, trägt es zwei blaugrau schimmernde Moscheen. Dies ist der Berg Morea mit der Omar- und Aksamoschee. Der scharf umgränzte Platz auf dem der Tempel Salomo's stand, liegt vor uns. Einige finstere Riesenzypressen ragen zwischen halbverfallenen Bogen, neben trümmmerhaften Bauen empor und fünf Palmen, nicht mehr sind in Jerusalem zu sehen, neigen ihre Blätterfächer über heiße Dächer. Sie tragen in Jerusalem keine Früchte, wie die Gazellen in der Gefangenschaft keine Jungen haben. Ueber all die Stadt ragt der Berg Zion auf. Von fünf zerstreut liegenden Gebäuden flattern bunte Banner, es sind die Flaggen von Oesterreich, Frankreich, England, Spanien und Preußen; sie haben sie, weil es heute Sonntag ist, aufgehißt. Wir hören kein Glockengeläute, die Stimmen des Verkehrs hallen nicht so hoch zu uns herauf, eine tiefe Stille lagert auf der Stadt. Die Umgebungen sind bis an die fantastisch gezackten Mauern hinan nackt, traurig und gräbervoll. Wir sehen keinen Menschen, kein Thier. Hat die Pest innerhalb jener Mauern gewütet und harren die Todten der Geier und Hyänen? Niemand scheint da zu sein, daß er sie begrabe.

Weit hinaus zur Rechten erhebt sich ein grünender Berg, das Rama des Profeten, wo er begraben liegt und was noch ferner sich ausbreitet, wie von der Sonnenglut geschmolzenes funkelndes Silber, es ist das todte Meer. Ein schwarzgrüner schmaler Streif, aber nur dem scharfen Auge sichtbar, bezeichnet den Lauf des Jordans und hinter ihm heben sich die Berge von Moab empor und verbergen dem Auge die rote Wüste.

Auf der Höhe liegt das kleine Dörfchen Jebel Tur und erhebt sich ein kleiner kuppelüberwölbter, auf Säulen ruhender Bau, der als Himmelfahrtkapelle bekannt ist. Die Mönchslegende zeigt einen im Felsenboden befindlichen unförmlichen Eindruck als die Fußstapfe Christi, die er emporsteigend eingedrückt haben soll, dem Berichte des Evangelisten Luka entgegen, der Christum von den Jüngern in Bethanien scheiden und verschwinden läßt.

Ich bestieg das Minaret der nebenan gebauten kleinen Moschee, um den für ein ganzes Menschenleben unsterblichen Eindruck in Auge und Seele zu empfangen, den diese Szene mit ihren geisterhaften Bevölkerungen dreier Jahrtausende auf Geist und Fantasie ausübt.

Möge die Legende noch so fromm fabeln und für jedes Wort und jede That eine Stelle zeigen, wo sie gethan, wo jenes gesprochen worden ist, möge noch so scharfsinnige topografische Forschung Entdeckungen machen, welche schon von der nächsten widerlegt werden, wir betrachten das große Ganze: Dies sind die noch unerschütterten Berge, dies die unzweifelhaften Thäler und Schluchten, dies der Kidronbach und die Siloaquelle; diese die unverändert gebliebenen, einzig wahren Stätten, wo das geistige Schicksal der Menschheit in ältesten und in späteren Zeiten für Jahrtausende entschieden worden ist.

Beschuldigungen.

Nicht beschnitten. — Ein Kreuz für die Bundeslade. — Verbindung mit der katholischen Geistlichkeit. — Verweigerte Unterschrift. — Wieder Geldmotive. — Zusage.

Rabbi Josef Schwarz, der in der Versammlung für die Anstalt gestimmt hatte, mußte darum mancher bittern Rede seiner Gemeindemitglieder begegnen. Als er sie aufforderte, ihre Meinung durch ein einfaches Ja oder Nein schriftlich kund zu geben, stimmten sie alle mit: Nein. Dies mag der Hauptgrund gewesen sein, daß Herr Schwarz, dem ich seiner Intelligenz, wie seines geistigen Strebens wegen die Direktorstelle der Anstalt angetragen hatte, dieselbe zögernd, zwar nicht ablehnte, doch später mich selbst mit wahrem Bedauern veranlassen mußte, nicht weiter in ihn zu dringen. Seine Stellung wäre unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls gefährdet gewesen.

Er erzählte mir, welche Gerüchte über mich verbreitet wurden: ich sei nicht beschnitten, eben so meine Kinder nicht.

„Allerdings nicht," erwiderte ich dem etwas Erstaunten lachend, „denn ich habe keine Kinder."

In den Kisten die ich mitbrachte, seien eine Orgel und sonstige musikalische Instrumente enthalten, um sie in der Synagoge einzuführen.

„In den Kisten bringe ich die frommen Weihgeschenke, welche in Wien für Jerusalem gespendet worden sind."

Ich beabsichtige statt der Thora ein Kreuz in die heilige Lade zu stellen, ich stünde überhaupt mit der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich in Verbindung, um die Juden zum Christenthume bekehren zu helfen. Die eben in Jerusalem eingelaufene Nachricht von der Festnehmung des Rabbiners von Sardagura in der Bukowina — von dem die Gemeinde „Chassidim Wolhinier" Sammlungsgelder bezieht — durch die österreichische Regierung sei in die angedeutete Richtung hin schon der Beginn und ein Werk meiner Denunziation.

„Verlieren Sie nur nicht," schloß er betrübt und betrübend seine Mittheilungen, „verlieren Sie nur nicht den Glauben an die Erhabenheit der jüdischen Religion, wenn Sie die Irreligiosität, die Niedertracht, die Unehrlichkeit, die Lüge in der uralt heiligen Stadt Jehova's, in Jerusalem sehen."

Mittlerweile wurde von der Gemeinde der Sepharedim ein Programm verfaßt, nach welchem die Lehranstalt eingerichtet werden sollte, es ist diesen Blättern in worttreuer Uebersetzung beigefügt. Nachdem ich mich mit diesem, in der Kanzlei des Chacham Baschi durch den geistig begabten Herrn Jakob Lowy ausgefertigten Dokumente einverstanden erklärte und es demselben zur Unterschrift vorgelegt wurde, verweigerte er diese. Bei ihm waren erschienen die Herren Elia Juda Deiches, Vorsteher der Warschauer, Juda Löb Goldschmied aus Amsterdam, Vorsteher der deutschen Gemeinde, Jochanan Hirsch Markus, ehemals deren Vorsteher, und Jankel Lutschiner, ein Notabler der Peruschim und suchten ihn dahin zu vermögen, seine in der Versammlung feierlich gegebene Zustimmung zurück zu nehmen. Als er sie bei ihrem Gewissen aufforderte zu erklären, ob sie die Lehranstalt nach dem abgefaßten Programme für schädlich und religionswidrig hielten, verneinten sie dies, meinten aber ausdrücklich, daß in Folge der Einführung der Schule gewiß kein Geld mehr aus Amsterdam werde geschickt werden. Auch stehe zu befürchten, daß die frommen

Glaubensgenossen aus Zefat, wo der Chacham Baschi 100,000 Piaster ausstehen habe, ihm keine Zinsen mehr schicken würden.

Alles dies theilte mir der Chacham Baschi, als ich ihn mit Herrn Dr. Neumann wegen der verweigerten Unterschrift fragen ging, treuherzig mit.

„Ich habe die Hand darauf gegeben," schloß der Chacham Baschi seine Mittheilung, „heute nichts zu unterschreiben. Morgen ist das Wochenfest, ich wünsche Dir es glücklich in der heiligen Stadt zu begehen. Es ist, wie Du weißt, zum Andenken an die Gesetzgebung Moses unseres Lehrers eingesetzt. Nach dem Feste werde ich das Gesetz, nach welchem Deine Lehranstalt regiert werden soll, unterschreiben."

Er that dies auch nach zwei Tagen in bester Form, worauf auch sein Besdin und ich unterzeichneten.

Das Wochenfest.

Doch zwei Festtage. — Arabisches und polnisches Singen. — Priestersegen täglich. — Morgengebet viermal wiederholt. — Ruf zum Gebete.

Die palästinischen Gemeinden, deren astronomische Kenntnisse schwerlich die der europäischen überbieten, fühlen sich so sicher in der Zeitrechnung, daß sie, wie zur Zeit des Tempels, nur einen Festtag feiern. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich am zweiten Tage des Wochenfestes, für die jerusalemitischen Juden ein Werktag, aufmerksam gemacht wurde, den festlichen Gottesdienst nicht zu versäumen. Die Fremden löst die zufällige Anwesenheit von ihrer heimatlichen Pflicht, zwei Tage zu feiern, nicht los.

Die Synagoge war nicht, wie dies bei uns Sitte ist, mit Bäumen und Blumen geschmückt, der Boden nicht mit duftendem Schilfe bestreut. Aber beim Oeffnen der Bundeslade wurde des großen spanisch hebräischen Dichters Ibn Esra's Gedicht gesungen, anspielend auf das hohe Lied: „Geht hinaus Töchter Zions! und staunt ihn an, den König Salomo mit der Krone, mit der ihn umkränzt die Mutter am Tage seiner Vermählung, an seines Herzens Freudentage!"

Der Gesang der Sepharedim ist dem der Araber überhaupt verwandt, mehr rhythmisch als melodiös, mehr schreiend als weich, die Nasenlaute vorwaltend. Im Ganzen ist dieser Gesang einem europäischen gebildeten Ohre zwar weniger unangenehm, als das

ſogenannte polniſche Singen, doch ſtimmt es durchaus nicht zur Andacht. Die Gewohnheit mag da freilich das ihre thun.

Ein ſchöner Gebrauch in den Synagogen Jeruſalems iſt es, daß der Prieſterſegen nicht wie bei uns, nur an hohen Feſttagen geſprochen wird; er wird täglich, nur am 9. Ab nicht, wo die Juden die Zerſtörung des Tempels beweinen, gebetet.

Das Morgengebet wird an Wochentagen in der großen ſepharediſchen Synagoge „de las Stambulis“ viermal des Morgens wiederholt, damit jeder, je nach Beginn ſeiner Tagesarbeit, daran Theil nehmen könne.

Der Ruf zum Morgengebete iſt eigenthümlicher Art. Wenn der älteſte Rabbiner in der Lehranſtalt Beth-el, in welcher die ganze Nacht Talmud ſtudirt wird, den erſten Schein der Morgendämmerung bemerkt, ſendet er einen Boten ab, auf das hohe weithin gegen Oſten ſchauende Dach des Lehrhauſes. Von hier verkündet er laut, wie der Muezim den Mohammedanern vom Minarete, daß es Betenszeit ſei. Der eintretende Sabbat wird den Sepharedim durch den Ruf „aſcender“ anzünden! verkündet und bald leuchten tauſend Fenſter und es beginnt aus den Synagogen der lyriſch innige Gruß emporzutönen: „Lecho Daudi, likras kalo!“

Ein Haus.

Innerer Anblick. — Eine zornige Abyssinierin. — Großartige Aussicht. — Miete. — Chasaka.

Durch Herrn Dr. Neumann und den mir schon von Wien her persönlich bekannten Rabbi Coronel, wurde ich auf ein Haus aufmerksam gemacht, das für die Einführung der Anstalt besonders geeignet schien. In einer engen abschüssigen Gasse gelegen hat es das Ansehen eines mittelalterlichen Herrenhauses, dem das Dach fehlt und im ersten und zweiten Stockwerke, nur wenige mit hölzernem Gitterwerk versehene Fenster zeigt.

Da es die Einrichtung, wie fast alle Häuser in Jerusalem hat, so dürfte dem Leser eine flüchtige Skizze desselben interessiren.

Durch eine niedere Thüre gelangt man in eine dunkle, in die Tiefe gehende Halle, aus der gleich beim Eingange eine steinerne Treppe zu einem terrassirten, unbedeckten Vorplatze emporführt, auf welchem sich zur Rechten ein niederer Umbau einer mit hölzernem Deckel verschlossenen Zisterne befindet. Zur Linken führt eine Thüre in eine kleine Stube, eine zweite neben an zu zwei anderen ineinander gehenden Stuben.

In diese zogen sich, als wir das Haus besichtigen kamen, die Frauen, deren der ehrwürdige, weißbärtige Hausbesitzer nur zwei hat, zurück. Eine abyssinische Sklavin, hager, greisen Ansehens, wiewohl erst dreißig Jahre alt, mit fein, fast griechisch ge-

schnittenen Zügen stand vor der Thüre und breitete ihre Arme so aus, daß die weiten Aermel ihres Gewandes einen Vorhang bildeten. Die Frauen schienen sich nicht rasch genug zurückgezogen zu haben, und so erhob sie über diese Störung einen zankenden Lärm gegen uns in arabischer Sprache; dabei fletschten uns ihre Zähne weiß entgegen, und die graublauen Augen funkelten aus dem braunen Antlitze, wie die Augen einer Hiäne.

Ueber den Vorplatz weiter schreitend, der Treppe gegenüber, die wir herauf gekommen waren, befindet sich eine kleine gedeckte Vorhalle durch die wir in einen hochgekuppelten Saal gelangten. Vom beschriebenen Vorplatze führt eine freie Treppe in das zweite Stockwerk des Hauses; unter ihr, nur durch die offene Thür Licht gewinnend, klaffte uns rauchig und von nie entferntem Ruße schwarz wie ein Höllenrachen, in dem Feuer glüt, die Küche entgegen. Auf der Höhe der Treppe empfing uns wieder ein kleiner offener Vorplatz, der durch Hohlziegel sich vom Nachbarhause trennte. Hier standen einige Blumen in Gartengeschirren, die uns, spalierartig aufgestellt, in einen zweiten luftig hohen Saal führten.

In diesem sowohl, wie im Saale im ersten Stockwerke sind drei Fensterreihen angebracht, die mit Holzgittern versehen und mit hölzernen Läden zu verschließen sind. Glasscheiben fehlen. Dem Eintretenden blickt ein Theil der kuppelreichen Stadt entgegen; die Fenster zur Linken sehen auf die Terrasse des Nachbarhauses — zur Rechten ragen hundertjährige riesige Zipressen, die gewaltigen Kuppeln zweier Moscheen, Säulen und Bogentrümmer. Es ist der ewig heilige Platz, auf dem der Tempel Jehovas stand. Ich war von dem unerwarteten Anblicke tief ergriffen und beschloß, das Haus zu mieten. In einem Lehrsaale mit dieser Aussicht muß das Gemüt der Jugend von einem wehmütig-erhabenen Gefühle bewegt werden, ihre Gedanken höher getragen, und der Geist mit jenen Anschauungen erfüllt werden, die das Leben heiligen und verklären.

Die Unterhandlungen mit dem Hausherrn dauerten nach orientalischer Sitte lange, mehrere Tage, immer einige Stunden, bis

wir uns über den Preis der Miete auf 3 Jahre mit 6000 Piastern einigten und der wohlhabende Hausherr echt türkisch am Schlusse noch das unvermeidliche „Bakschiesch" Trinkgeld verlangte. 150 Piaster stellten ihn diesfalls zufrieden.

Hierauf wurde in arabischer Sprache auf dem k. k. österreichischen Consulate der Kontrakt schriftlich verfaßt, unterzeichnet und ausgetauscht. Eine Schrift über die „Chasaka" wurde mir später ausgefertigt. Die Chasaka eines Hauses in Jerusalem besitzen ist wichtig und eine kluge Maßregel der Juden. Kein Jude darf ein Haus mieten, auf daß ein anderer die Chasaka besitzt und so sichern sich die Armen ihre Wohnungen vor dem Ausmieten durch die Reichen, oder vor einer wucherischen Mietesteigerung des meist mohammedanischen Hausbesitzers. Die Chasaka ist verkäuflich, ja sie erbt sogar fort und wird nicht selten um mehrere tausend Piaster verkauft.

Handwerker und Arbeitschulen.

Achtbarkeit der Handwerker. — Gewerbestatistik. — Schneider und Proset. — Aristokratie und Almosen. — Knaben und Mädchenschule. — Ein Bibelgebot unerfüllt. — Wichtige Etikettefrage. — Acht und zehnjährige Bräute. — Wie Stiftungen betrachtet werden. — Reiche Bettler. — Wöchnerinnen- und Leihanstalt. — Wucher mit Almosengeldern.

Es begann nun eine eigenthümliche Thätigkeit für mich, das Haus mußte gereinigt, ausgebessert, übertüncht, die Thüren gut schließend, die Fenster mit Glasscheiben versehen, alles frisch angestrichen werden. Für die Lehrsäle waren Tische, Bänke, Schreibtafeln zu bestellen und so geriet ich plötzlich aus den rabbinischen Kreisen in die der Arbeiter und Handwerker.

Ich kann es nicht verschweigen, daß der Eintritt in diese Gesellschaft mir ein angenehmer und mich versöhnender war. Ich sah schlichte Menschen, welche ebenfalls die Sehnsucht nach dem heiligen Lande hieher gebracht hatte, die aber fromm und redlich, heiter und kräftig für das Bedürfniß des Lebens sorgen und schaffen, die, wenn auch unzufrieden mit der Herrschaft der Rabbinen, doch jedes von diesen heilig gehaltene Gebot der Religion fromm und andächtig erfüllen. Sie bilden einen durchweg ehrenwerten tüchtigen Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems. Keinerlei Arbeit mußte ich Mohammedanern oder Christen überlassen; für jede fanden sich Juden.

Eine Statistik der jüdischen Handwerker möge hier ihren Platz finden. In Jerusalem lebten zur Zeit meiner Anwesenheit 1 Maurer, 2 Steinmetzen, 1 Bildhauer, 12 Tischler, 1 Schlosser,

2 Schmiede, 6 Klempner, 5 Uhrmacher, 1 Schleifer, 2 Steinschneider, 5 Silber- und Goldarbeiter, 5 Buchbinder, 6 Posamentirer, 20—24 Schneider, 15 Schuster, 2 Färber, 5 Barbiere, 10 Bäcker, 3 Zuckerbäcker, 30—40 Brantweinbrenner (nur Polen und Russen) und Weinbereiter. Letztere kaufen die Trauben in Hebron.

Anderen Beschäftigungen nach gibt es in Jerusalem 40 Melamdim, 5 Schreiber, 2 Musikanten, 12 Kaufleute, 20 Krämer, 3 Wechsler, 10—12 Hausirer.

Die Aschkenasim sind als die besseren Arbeiter anerkannt, sie haben das Handwerk in Europa erlernt; auch der Zahl nach übertreffen sie die Sepharedim.

Wenn wir die Zahl der so Beschäftigten zusammenfassen, ergibt sich die Ziffer 239, somit ist nur der vierundzwanzigste Theil der Gesammtbevölkerung praktisch thätig, und 5461 Menschen, Frauen und Kinder eingerechnet, sind müßig und erwerblos.

Zu beklagen ist es, daß manche jüdischen Handwerker in Jerusalem mit der besten Absicht anlangen, sich ihr Brot zu erwerben und bald das, im heißen Klima allerdings beschwerliche Handwerk verlassen, um von Almosen zu leben. So wanderte vor etwa sechzehn Jahren ein europäisch gekleideter Schneider aus Amsterdam ein; die letzte That seiner Nadel war kurz vor seiner Ankunft ein polnischer Anzug für sich. Dann gab er sein Handwerk auf, und wie sein schneidernder Landsmann Johann von Leyden, Prosel, wurde er — Vorsteher und natürlich wohlhabend. Ein Schneider aus Bayern, der früher das Glück in Amerika suchte und in einem Ehebette zu Jerusalem fand, mußte das Handwerk aufgeben, weil seine aristokratisch jerusalemitanische Gattin ihm rund heraus erklärte: „Mit einem Schneider sitze ich nicht!“ das heißt: lebe ich nicht, und sie leben nun gemeinschaftlich vornehm von Almosen. Bei solcher Anschauung darf es nicht wundern, wenn die durch Herrn Albert Cohn so wohlmeinend, wie Alles, was er Jerusalem zudenkt, ins Leben gerufene Handwerkschule wenigstens anfangs von keinem glücklichen Erfolge begleitet war. Sie soll in neuerer Zeit durch die energische und intelligente Leitung des Herrn Dr. Neumann einen lebhaften Aufschwung genommen haben.

Das Beispiel des Müssigganges wirkt auf die Jugend, ihr Ehrgefühl, wenn es überhaupt rege wird, stumpft sich durch das allgemeine Allmosennehmen ab. Es ist das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes" in Jerusalem allein, wo jedes Wort der Schrift heilig ist, von keiner Bedeutung.

Die frühe Heirat lähmt endlich alle Thatkraft.

Als ich die Schule der Handwerker besuchte, wo sie die Bibel übersetzen lernen, fand ich die aschkenasischen von den sepharedischen Knaben in zwei Stuben getrennt, dreißig an der Zahl. Drei von den Knaben führte mir ihr Lehrer, Herr Schiffmann aus Prag, als Bräutigame auf, die demnächst heiraten werden.

Die gleichzeitige gegründete Mädchenschule, in der hebräisch lesen, beten und stricken gelehrt wird, fand ich in einem hinsiechenden Zustande. Das Ganze, eben so praktisch gedacht als großmütig dotirt, hatte einen schönen Beginn und hörte bald zu wirken auf. Ich fand in einem Schulzimmer 3, in einem zweiten 5 Mädchen. Drei andere Zimmer standen leer. Die Mädchen saßen müßig da. Die Lehrerin erklärte, es sei heute eine Hochzeit und da laufen die Kinder fort, auch sei es eben Essenszeit und die Kinder bei ihren Eltern. Es war 4 Uhr Nachmittag und somit keine Mahlzeit. Die Schulbänke waren der Art bestaubt, daß wohl lange keine Schülerinnen auf ihnen Platz genommen haben mögen, die schwarzen Tafeln lagen halbzerbrochen auf der Erde.

Ein Comité von 24 Personen, welches die Schule leiten sollte, war gebildet, und Alles versprach einen günstigen Erfolg. In der ersten Sitzung wurde verhandelt, wer, wenn eine Quittung oder ein Schriftstück vorlag, zuerst unterschreiben sollte? Nach langer Debatte über den hochwichtigen Gegenstand wurde kein Beschluß gefaßt, und erst in der zweiten Sitzung die bedeutungsvolle Etikettfrage dadurch gelöst, daß Niemand unterschrieben und nur das Siegel der Anstalt aufgedrückt werden sollte. Die Abgabe des in den Händen des Herrn Dr. Neumann befindlichen Siegels bildete den Gegenstand der dritten; ob man den Dienern Schuhe verabreichen wolle, der vierten — und letzten Sitzung.

Das Comité löste sich auf, d. h. die Mitglieder, ohne alle frühere Verabredung versammelten sie sich nicht mehr, ohne ein anderes als das eben dargestellte Lebenszeichen gegeben zu haben.

Keinen erfreulicheren Anblick bot die durch Sir Montefiore gegründete Arbeitschule für Mädchen, in einem Hause dessen Mietzins für 3 Jahre 18,000 Piaster beträgt, wo für Reparaturen und Akzidenzien noch 8000 Piaster verwendet waren.

In einem Lehrzimmer zählte ich 21 Kinder, deren einige nähten, die meisten aber schliefen, ihrer Lehrerin wahrscheinlich nachahmend, die im zweiten Lehrzimmer zwischen 6 Mädchen auf dem Estrich ausgestreckt liegend, schlief. Unter den Mädchen zeigten mir meine Begleiter, die Herren Fränkel und Neumann, einige acht- bis zehnjährige Bräute, die sich dieses Standes nicht ohne stolzes Selbstgefühl bewußt waren. Hier sind 5 Lehrerinnen angestellt. Außer der Schlafenden haben wir keine gesehen. In einer Stube lagen 6—700 Stücke ungebleichte Baumwollenstoffe, die von den Kindern verarbeitet, den Armen geschenkt werden sollen.

Man muß den Eltern dafür zahlen, daß sie ihre Kinder zum Unterricht senden; was auf einer eigenthümlichen Anschauung beruht. Alle Stiftungen der Europäer, die Bildung und Kultur bezwecken, werden von einem beschränkten Gesichtskreise, innerhalb dessen sich noch die Furcht der Religionschädlichkeit derselben bewegt, keineswegs als Wohlthaten betrachtet, vielmehr als eine Sache des Vergnügens, das sich irgend ein reicher europäischer Glaubensgenosse bereiten will. Möge er denn sein Vergnügen bezahlen, um so mehr, als man in seinem religiösen Gewissen ihm denn doch Konzessionen zu machen hat. Niemandem in den verschiedenen Gemeinden erscheint es als eine Ehrensache solche Anstalten zum Frommen des Gesammtwohles zu fördern, sie zu überwachen. Und findet sich wirklich ein Rabbiner, so thut er genug lässig seine Pflicht, ohne sittliche Absicht, ohne höhere Auffassung, für — Bakschiesch.

Welcher Schmerz mag die edlen Männer, als sie bald nach mir Jerusalem wieder besuchten, um ihre Schöpfungen zu sehen, ergriffen haben! Bäume, die fromm und im Geiste der Civilisation

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

auf Anschaffung einiger Wäsche. Als sich der Mann einer Wöchnerin um die Unterstützung meldete, und ihm Herr Dr. Neumann entgegen hielt, daß er wohlhabend sei, antwortete er: „Mich aber kostet das erste Wochenbett meiner Frau 800 Piaster, 80 Fl. C.-M.

Zu Herrn Dr. Fränkel kam ein Mann, um sich für sein Leiden ein Medikament verordnen zu lassen. Als der Arzt, nicht für seinen Rath, wohl aber für die Arzenei die Zahlung verlangte, und der Pazient sie verweigerte, sagte er entrüstet: Schämst Du Dich nicht, einem Armen zwei Piaster zu entziehen, und hast doch erst einer Tochter eine Hochzeit ausgerüstet, die bekannter Weise 1500 Piaster kostete?“ Unbefangen antwortete der Bettler: „Du irrst, sie kostete nur 1100 Piaster.“

Eine gleich naiv impertinente Anschauung liegt wohl auch der Thatsache zu Grunde, daß ein mir näher bezeichneter Mann, der notorisch 100,000 Piaster besitzt, und nichts destoweniger mit 4000 Piaster Chaluka betheiligt ist, Fleisch kauft und von Haus zu Haus feilbietet, um einige Para, Pfennige, zu verdienen. Doch das ist der vereinzelte Fall eines Geizigen, wie solche in aller Welt vorkommen.

Es wurde auch von Herrn Albert Cohn eine Leihanstalt gegründet, die mit 100,000 Piastern von der Familie Rothschild fundirt ist.

Herr Isack Alteras, ein Sepharedi aus Haleb und österreichischer Unterthan mit derselben betraut, lieh 40,000 Piaster den Vorstehern der Aschkenasim, das übrige Geld denen der Sepharedim. Alle betrachteten das Geld durchaus nicht als ein unverzinsliches Darlehen, um etwas damit zu erwerben, und borgten das Geld auf wucherische Zinsen weiter. Das wohlgemeinte Kapital ging trotz wiederwohlter Bemühungen durch den k. k. österreichischen Consul, die Beträge zurück zu erhalten, bis auf die Hälfte verloren.

Jüdiſche Hospitale.

Rothſchilds Hospital. — Der dirigirende Arzt. — Statiſtik der Kranken. — Koſten. — Plan zur Erweiterung. — Monteſiore's Hospital. — Bauplatz. — Unzweckmäßigkeit der Lage. — Lithographirter Plan. — Eiferſüchtige Großmut. — Wünſchenswerte Vereinigung. — Ein Siechenhaus.

Den betrübenden Erſcheinungen gegenüber, die wir in den vorangehenden Blättern geſchildert haben, wollen wir ein Bild entgegenhalten, das ebenfalls eine Schöpfung der Familie Rothſchild, den trefflichſten Eindruck hervorruft, und in ſegenreichſter Entwickelung begriffen iſt.

Auf der Höhe eines Abhanges des Berges Zion gelegen, nimmt das Haus den Beſucher in einem großen und lichten Hofraume auf, der von vier Wänden umſchloſſen, ein geräumiges Viereck bildet. Den Wänden entlang ſind Thüren, die zu den Krankenſtuben, zur Apotheke, zur Synagoge, zur Küche und zu den Wohnungen der Dienerſchaft führen.

Ueber jeder Thüre iſt mit blauer hebräiſcher Quadratſchrift auf den weißgetünchten Wänden der Zweck, dem die Räume dienen, bezeichnet. Alle Zimmer haben Glasfenſter, die Rahmen, Bettſtellen und Einrichtungsſtücke ſind hellgrün angeſtrichen und ſo gewährt das Ganze durch eine blanke Reinlichkeit, durch überall ſich darſtellende Ordnung gehoben, einen heitern und wohlthuenden

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, sind nach palästinensischen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräischen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht sind. Es sind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothschild, Sir Monses Montefiore's und seiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Elise von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältnissen fügte es so glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Russe, der auf den Hochschulen von Krakau und Wien gebildet ist, sich eben in Jerusalem befand, als Herr Albert Cohn daselbst eintraf und das von den Sepharedim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte rasch das organisatorische Talent dieses energisch thätigen Mannes und stellte ihn als Direktor und Arzt einer Anstalt an, die er freilich erst ins Leben rufen mußte. Hier fand sich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verstandesklare und praktische tüchtige Vollstrecker derselben. Die ganze musterhafte Einrichtung ist das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung ist die Ausführung seiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß seiner wissenschaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben sind, und 19 starben; was ein sehr günstiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darstellt. Unter den Kranken befanden sich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oesterreich und Deutschland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikanischen Staaten, Marokko, Abissinien und Persien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenstunde anwohnte, erschienen auch Christen und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispensirte

30,135 Rezepte in einem Jahre, die Kosten der Medikamente betrugen im Hospitale 758 Francs, für die Ambulanz 2020 Francs, die Kosten 4401, die Administration 5088 Francs, die Erhaltung des Ganzen, Beleuchtung, Wasser u. s. w. nahm 14,541 Francs in Anspruch. Eine nicht große Summe, die durch sie der leidenden Armut zu Theil geworden sind.

Die Familie Rothschild hat, neueren Berichten zu Folge, noch 300,000 Francs zum Weiterbaue und zur Vergrößerung des Hospitals gespendet; doch fehlt bis jetzt das die Krankenbetten begründende Kapital.

Es ist zu hoffen, daß die Glaubensgenossen aller Länder nicht säumen werden, Beiträge zu liefern, um das menschenfreundliche Werk zu fördern und einer schönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Palästina, und ein unvergängliches Monument für alle diejenigen ist, die dasselbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Vor dem Jaffathore kaufte Sir Montefiore einen weitläufigen Platz, der sich gegen das Josafatthal hinabsenkt, und gegen den Berg Zion hinsieht, ein Hospital darauf zu erbauen. Der Ankauf dieses Platzes fand manchen Widerspruch; weil er für 1000 Pfund zu theuer erschien, wiewohl die auf demselben gebrochenen Steine allein beiläufig denselben Werth haben sollen, und weil er außerhalb der Stadt liegt. Die gesündere Lage im Freien ist fraglich; indem der nahe Begräbnißplatz der Türken, die ihre Todten nur zwei Schuh tief begraben, eben von keinem frischen Dunstkreise umgeben ist. Die Situation bietet ebenfalls manche Unzukömmlichkeit: die Thore werden mit Sonnenuntergang streng geschlossen, ein plötzlich Nachts Erkrankter kann nicht ins Spital gebracht werden; ebenso wenig können die Verwandten zu einem etwa Nachts Sterbenden gelangen. Aber auch bei Tage dürfte es einem Kranken schwer sein, in der heißen Sonnenglut den steilen Abhang vor dem Jaffathore hinab, das Spital zu erreichen.

Zudem sind Häuser außerhalb der Thore der Stadt vor schwärmenden Beduinen nicht immer ganz sicher, und die Stadt, wenn sie einen feindlichen Ueberfall, oder das Eindringen der Pest fürchtet, schließt sich ab und macht den Eintritt in das außerhalb gelegene Hospital unmöglich.

Der Grundstein wurde von Sir Moses Montefiore im Jahre 1855 feierlich gelegt, und ist der weite, lang und hoch gestreckte Raum mit einer massiven Mauer umgeben worden. Ringsum befinden sich die üppigsten Gartenanlagen des griechischen Klosters. Herr Dr. Fränkel zeigte mir einen von den englischen Architekten Wyatt Papworth, und Thomas Allason lithographirten Plan des zu erbauenden Hospitales. Die Eintheilung und Einrichtung ist großartig gedacht und die Fronte so prächtig, daß der Bau vielmehr als ein mittelalterliches Schloß sich darstellt. Man erwartete den Baumeister aus England, um das Werk auszuführen.

Es wurde in Jerusalem allgemein bedauert, daß auch rücksichtlich dieser edelst gemeinten Wohlthat, von Außen her eine nicht glückliche fördernde Zersplitterung Platz greife. Es gibt eine Eifersucht der Großmut! Zwei jüdische Hospitale sind in Jerusalem jedenfalls zu viel; wie denn überhaupt die Stadt, in Anbetracht ihrer Bevölkerung deren mehr als jede Großstadt Europas hat. Zwei Hospitale fordern selbstverständlich ein doppeltes ärztliches und Dienstpersonale und eine doppelte Verwaltung. Die Verpflegung der Kranken ist eine um so mehr theuere, je weniger Kranke verpflegt werden. Neben diesen materiellen Vortheilen hebt sich aber auch der moralische Eindruck hervor, den ein großartiges Institut wach ruft, das wie es räumlich durch Massenhaftigkeit wirkt, nicht verfehlen darf, ihm einen geistigen Inhalt zu geben.

Neueren Nachrichten zufolge hat Sir Moses Montefiore das Rothschild'sche Hospital mit einem Besuche beehrt, was er bei seiner früheren Anwesenheit vermied und er soll, wenn wir recht unterrichtet sind, beschlossen haben, den Bau des beabsichtigten Spitals aufzugeben, dafür ein großartiges Versorgunghaus für hülflose

Greise zu gründen. Er würde mit dieser That zu den vielen großmütigen, aber vorübergegangenen Wohlthaten, die er dem heiligen Lande spendete, sich ein erstes monumentales Andenken bauen und sich den Segen aller künftigen Geschlechter sichern; während die Undankbarkeit der Gegenwart noch größer ist, als seine stets mit vollen Händen gespendeten, in einen bodenlosen Abgrund versunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an dasselbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Missionsgesellschaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Aushängeschild, dem einzigen, das wir in Jerusalem sahen, u. s. w. Zur Linken thut sich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von dessen Zinne herab er dem Bade der schönen Batseba zugesehen haben soll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlastetwerdens harren, vorbei, sehen wir schon hart am Thore das weitläufige Haus des lateinischen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn selbst, eine hohe Gestalt mit langem schwarzen Barte, in schwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des frischen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und sind im Freien. Hier die Anhöhe schroff hinab, bettelt ein Gruppe aussätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir lassen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet sich sie zu be-

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rothblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf diese Terrasse, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir schon vor sieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkische Regierung behandelt die Stadt als Festung und der Militärkommandant übergibt die Schlüssel der Stadt zu der genannten Stunde dem Pascha. Jeder sich Verspätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer sicher ist, zubringen.

Nahe dem Thore ist vor der Absperrung desselben immer ein bewegtes Leben. Reiter sprengen auf schlanken, bunt gezierten Pferden über die steinigten Pfade, einzelne Kameele schreiten pflegmatischen Schrittes mit ihren Lasten, Männer treiben kleine Esel vor sich her, wenn sie nicht hinter der Last auf ihnen sitzen. Im Thale erhebt sich eine Gruppe weißgekleideter, verschleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Priester in schwarzen Talaren, französische „Zionsdamen", polnische und sepharedische Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern sich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle sitzen die Wächter, oder rufen vor derselben Entfernteren zu rascherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Pilgrim und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Diesmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schritten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unsrer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch das Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garten-Umzäunung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste will-

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine von Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht; vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine von Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht; vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und schwebend, und es glüten nur noch die höchsten Spitzen.

Ein frischer Windhauch erhob sich, wir verließen die Brustwehr der Mauer und langten in den elenden Behausungen der Aussätzigen an.

Biut el Masakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt sie der Araber. In sechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zusammengebauten Hütten, mit dürrem Reisig und Steinen gedeckt, athmet ein entsetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis siebenzig Aussätzige, sagte mir Don Perez, siechen hier hin und sind todt, noch ehevor sie sterben. Dieses Dörfchen ist gewiß das einzige im ganzen mohammedanischen Morgenlande, wo beide Geschlechter zusammenleben. Juden sind keine, doch einige Christen unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über diese Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von sieben Jahren etwa, gesund und munter sind. Der Anblick der Erwachsenen ist ein grauenhafter und die Schilderung desselben gehört nur in ein der medizinischen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Besuch bei Don Perez, dießmal mit einem russischen Juden Reb Mosche Schnitzer, so genannt, weil er die kunstreichsten Gegenstände aus Holz schnitzt, aus Marmor und Sandstein meißelt, und aus schwarzem Harz vom todten Meere formt: Vasen, Becher, Bareliefs der jüdisch heiligen Orte. Er brachte diese Kunst, die ihn Niemand lehrte, und die er seinem jungen Sohne vererbt, aus seiner Heimat mit. Bei der Weltausstellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Mosche Schnitzer ist auch der Grundstein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundsteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieser Mann aus der Gemeinde der Pharisäer,

er verfertigt auch — der einzige Bal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!“

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

„Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
strahlt Gott einher.“

und:

„Deine Knechte lieben jeden Stein von
Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig.“

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Trauhimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Kesuba“, der Ehevertrag, geschrieben war und laut verlesen. Frauen brachten eine silberne Schüssel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische lagen,

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunseidene goldgestickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halse Perlen und eine lang über die Brust herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tschibuk. Alle standen auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Greiſe zu gründen. Er würde mit dieſer That zu den vielen groß-mütigen, aber vorübergegangenen Wohlthaten, die er dem heiligen Lande ſpendete, ſich ein erſtes monumentales Andenken bauen und ſich den Segen aller künftigen Geſchlechter ſichern; während die Undankbarkeit der Gegenwart noch größer iſt, als ſeine ſtets mit vollen Händen geſpendeten, in einen bodenloſen Abgrund ver-ſunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an dasselbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Missionsgesellschaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Aushängeschild, dem einzigen, das wir in Jerusalem sahen, u. s. w. Zur Linken thut sich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von dessen Zinne herab er dem Bade der schönen Batseba zugesehen haben soll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlastetwerdens harren, vorbei, sehen wir schon hart am Thore das weitläufige Haus des lateinischen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn selbst, eine hohe Gestalt mit langem schwarzen Barte, in schwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des frischen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und sind im Freien. Hier die Anhöhe schroff hinab, bettelt ein Gruppe aussätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir lassen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet sich sie zu be-

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rotblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf diese Terrasse, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir schon vor sieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkische Regierung behandelt die Stadt als Festung und der Militärkommandant übergibt die Schlüssel der Stadt zu der genannten Stunde dem Pascha. Jeder sich Verspätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer sicher ist, zubringen.

Nahe dem Thore ist vor der Absperrung desselben immer ein bewegtes Leben. Reiter sprengen auf schlanken, bunt gezierten Pferden über die steinigten Pfade, einzelne Kameele schreiten pflegmatischen Schrittes mit ihren Lasten, Männer treiben kleine Esel vor sich her, wenn sie nicht hinter der Last auf ihnen sitzen. Im Thale erhebt sich eine Gruppe weißgekleideter, verschleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Priester in schwarzen Talaren, französische „Zionsdamen", polnische und sepharedische Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern sich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle sitzen die Wächter, oder rufen vor derselben Entfernteren zu rascherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine von Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht; vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und schwebend, und es glüten nur noch die höchsten Spitzen.

Ein frischer Windhauch erhob sich, wir verließen die Brustwehr der Mauer und langten in den elenden Behausungen der Aussätzigen an.

Biut el Masakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt sie der Araber. In sechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zusammengebauten Hütten, mit dürrem Reisig und Steinen gedeckt, athmet ein entsetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis siebenzig Aussätzige, sagte mir Don Perez, siechen hier hin und sind todt, noch ehevor sie sterben. Dieses Dörfchen ist gewiß das einzige im ganzen mohammedanischen Morgenlande, wo beide Geschlechter zusammenleben. Juden sind keine, doch einige Christen unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über diese Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von sieben Jahren etwa, gesund und munter sind. Der Anblick der Erwachsenen ist ein grauenhafter und die Schilderung desselben gehört nur in ein der medizinischen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Besuch bei Don Perez, dießmal mit einem russischen Juden Reb Mosche Schnitzer, so genannt, weil er die kunstreichsten Gegenstände aus Holz schnitzt, aus Marmor und Sandstein meißelt, und aus schwarzem Harz vom todten Meere formt: Vasen, Becher, Bareliefs der jüdisch heiligen Orte. Er brachte diese Kunst, die ihn Niemand lehrte, und die er seinem jungen Sohne vererbt, aus seiner Heimat mit. Bei der Weltausstellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Mosche Schnitzer ist auch der Grundstein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundsteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieser Mann aus der Gemeinde der Pharisäer,

er verfertigt auch — der einzige Baal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!“

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

„Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
strahlt Gott einher.“

und:

„Deine Knechte lieben jeden Stein von
Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig.“

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Trauhimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Kesuba“, der Ehevertrag, geschrieben war und laut verlesen. Frauen brachten eine silberne Schüssel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische lagen,

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunseidene goldgestickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halse Perlen und eine lang über die Brust herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tschibuk. Alle standen auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Trauhimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simon tow!“ d. h. zum

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschri[illegible] rollt, auf dem die „Kesuba“, der Ehevert[illegible] laut verlesen. Frauen brachten eine si[illegible] mit Schaumgold und Schaumsilber ü[illegible]

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der B[illegible]m; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Si[illegible] hochrotes [illegible] eine braunseidene [illegible] einen Tur[illegible] weißer Schleier [illegible] An ihr[illegible] und eine lang [illegible]ingende, [illegible]gen und Ringe [illegible]de. M[illegible] nur die Braut [illegible] Tschibuk. Alle

Die Braut, nachdem wir Platz und den dargebotenen Tschibuk genommen hatten, nahte mir und meinem Begleiter und ihre Hand an Herz, Stirne und Mund legend, küßte uns ehrerbietig die Hand.

Die Stube war nur matt erleuchtet und wir saßen Kaffee trinkend in blaue Rauchwolken gehüllt, größtentheils schweigend da. Die Versammlung hätte eher einer traurigen Veranlassung zu gelten geschienen. Die Männer fragten endlich, wo die Mädchen seien und warum sie nicht tanzen kämen? Man rief nach ihnen und es erschien Sultane, was unserem lateinischen Frauennamen Regina und dem hebräischen Malke entspricht. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, trug sie einen bunten Rock von Ziz, der um die Hüften mit einem wollenen Gürtel festgehalten war und ein an der Brust offenes Seidenjäckchen. Die glattwallenden Haare waren mit dunkelblauen seidenen Fäden, wie ein aufgelöster Zopf, vermischt und mit Goldflitter behängt. Ihr Antlitz dunkel, die Lippen rot geschnitten, die schwarzen Augen funkelnd. Sie bewegte sich tanzenden Schrittes, singend, im Kreise umher, während die Männer in die Hände klatschten. Dann legte sie abwechselnd die rechte und die linke Hand wie ein Soldat beim Salutiren an die Stirne und streckte die Arme steif hinaus, um sie im Bogen zurückzuziehen, und die Hände wieder an die Stirne zu legen. Zuweilen nur stemmte sie die Arme in die Hüften, sich rascher vor- und rückwärts bewegend, oder sie ergriff ihr Kleid und neigte und beugte sich wie bei unserer Menuette. Alle diese Bewegungen und Schritte hatten etwas Starres, Eckiges, die Gesichtszüge der Tänzerin zeigten keine Erregung und das Ganze erschien mehr als die Nachahmung eines Tanzes durch eine Marionette.

Mehrere Mädchen folgten ihr, jede einzeln, niemals umschlangen sie sich zu einer Gruppe. Die Männer tanzen im Oriente nicht, als ihrer Würde nicht angemessen. Doch gibt es Tänzer von Profession die, wie Gaukler bei uns, keine Achtung genießen.

Die Gesellschaft drückte zuweilen laut ihre Bewunderung über die Tänzerinnen aus, in die ich, der Artigkeit wegen, lebhaft mit einstimmte.

Die Monotonie dieses Tanzes, den jede der Tänzerinnen ohne alle abwechselnde Formen ausführte, die lichtarme, in geistigen und anderen Genüssen asketische Hochzeitsfeier versetzte mich in eine peinliche Langeweile.

Wir standen auf, um zu gehen. Wieder küßte uns die Braut die Hände. Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen.

Es war tiefe Nacht, nur die Sterne, größer und klarer als im Abendlande, waren lebendiger Bewegung. Niemand in den Straßen, der einzige Laut Gebell von Hunden, die da und dort von einem Heimkehrenden aufgestört worden sind. Wir mußten einen nicht unbedeutenden Umweg nehmen, denn der nächste hätte uns durch den Bazar geführt und dieser wird nach Sonnenuntergang geschlossen.

Wir kamen in eine enge Straße, in der aus einem Hause ein Leuchten floß. In der Halle saßen fünf weiß gekleidete Türken mit gekreuzten Beinen, rauchend. Ihnen gegenüber kauerte ein Beduine in braungelbem Mantel auf der Erde und las einen Brief vor; ein abissinischer Sklavenknabe hielt knieend einen Kerzenstumpf hin, damit er besser sehen könne. Die Gestalten, theils im Lichte durch die weiße Kleidung von der schwarz rußigen Mauer sich abhebend, theils im Schatten boten eine schöne malerische Gruppe. Ich trat mit meinem Begleiter, der alle Jerusalemitaner kennt, ein; wir befanden uns bei einem Effendi, einem Freunde Montefiore's. Er ließ seinen Freunden einen Brief vorlesen, den er an Abd-el-kadr richtete. Wir wurden freundlichst aufgenommen, Tschibuk und Kaffee wurden gereicht und als ich bemerkte, daß ich den tapfern Emir in Damaskus besucht und gesprochen habe, mußte ich dem Effendi Gestalt und Tracht, Wort und Weise des „Löwen der Wüste" schildern.

---

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rothblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf diese Terrasse, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir schon vor sieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkische Regierung behandelt die Stadt als Festung und der Militärkommandant übergibt die Schlüssel der Stadt zu der genannten Stunde dem Pascha. Jeder sich Verspätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer sicher ist, zubringen.

Nahe dem Thore ist vor der Absperrung desselben immer ein bewegtes Leben. Reiter sprengen auf schlanken, bunt gezierten Pferden über die steinigten Pfade, einzelne Kameele schreiten pflegmatischen Schrittes mit ihren Lasten, Männer treiben kleine Esel vor sich her, wenn sie nicht hinter der Last auf ihnen sitzen. Im Thale erhebt sich eine Gruppe weißgekleideter, verschleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Priester in schwarzen Talaren, französische „Zionsdamen", polnische und sepharedische Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern sich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle sitzen die Wächter, oder rufen vor derselben Entfernteren zu rascherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine von Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht; vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

auf Anschaffung einiger Wäsche. Als sich der Mann einer Wöchnerin um die Unterstützung meldete, und ihm Herr Dr. Neumann entgegen hielt, daß er wohlhabend sei, antwortete er: „Mich aber kostet das erste Wochenbett meiner Frau 800 Piaster, 80 Fl. C.-M.

Zu Herrn Dr. Fränkel kam ein Mann, um sich für sein Leiden ein Medikament verordnen zu lassen. Als der Arzt, nicht für seinen Rath, wohl aber für die Arzenei die Zahlung verlangte, und der Pazient sie verweigerte, sagte er entrüstet: Schämst Du Dich nicht, einem Armen zwei Piaster zu entziehen, und hast doch erst einer Tochter eine Hochzeit ausgerüstet, die bekannter Weise 1500 Piaster kostete?“ Unbefangen antwortete der Bettler: „Du irrst, sie kostete nur 1100 Piaster.“

Eine gleich naiv impertinente Anschauung liegt wohl auch der Thatsache zu Grunde, daß ein mir näher bezeichneter Mann, der notorisch 100,000 Piaster besitzt, und nichts destoweniger mit 4000 Piaster Chaluka betheiligt ist, Fleisch kauft und von Haus zu Haus feilbietet, um einige Para, Pfennige, zu verdienen. Doch das ist der vereinzelte Fall eines Geizigen, wie solche in aller Welt vorkommen.

Es wurde auch von Herrn Albert Cohn eine Leihanstalt gegründet, die mit 100,000 Piastern von der Familie Rothschild fundirt ist.

Herr Isack Alteras, ein Sepharedi aus Haleb und österreichischer Unterthan mit derselben betraut, lieh 40,000 Piaster den Vorstehern der Aschkenasim, das übrige Geld denen der Sepharedim. Alle betrachteten das Geld durchaus nicht als ein unverzinsliches Darlehen, um etwas damit zu erwerben, und borgten das Geld auf wucherische Zinsen weiter. Das wohlgemeinte Kapital ging trotz wiederwohlter Bemühungen durch den k. k. österreichischen Consul, die Beträge zurück zu erhalten, bis auf die Hälfte verloren.

Jüdische Hospitale.

Rothschilds Hospital. — Der dirigirende Arzt. — Statistik der Kranken. — Kosten. — Plan zur Erweiterung. — Montefiore's Hospital. — Bauplatz. — Unzweckmäßigkeit der Lage. — Lithographirter Plan. — Eifersüchtige Großmut. — Wünschenswerte Vereinigung. — Ein Siechenhaus.

Den betrübenden Erscheinungen gegenüber, die wir in den vorangehenden Blättern geschildert haben, wollen wir ein Bild entgegenhalten, das ebenfalls eine Schöpfung der Familie Rothschild, den trefflichsten Eindruck hervorruft, und in segenreichster Entwickelung begriffen ist.

Auf der Höhe eines Abhanges des Berges Zion gelegen, nimmt das Haus den Besucher in einem großen und lichten Hofraume auf, der von vier Wänden umschlossen, ein geräumiges Viereck bildet. Den Wänden entlang sind Thüren, die zu den Krankenstuben, zur Apotheke, zur Synagoge, zur Küche und zu den Wohnungen der Dienerschaft führen.

Ueber jeder Thüre ist mit blauer hebräischer Quadratschrift auf den weißgetünchten Wänden der Zweck, dem die Räume dienen, bezeichnet. Alle Zimmer haben Glasfenster, die Rahmen, Bettstellen und Einrichtungsstücke sind hellgrün angestrichen und so gewährt das Ganze durch eine blanke Reinlichkeit, durch überall sich darstellende Ordnung gehoben, einen heitern und wohlthuenden

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, sind nach palästinensischen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräischen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht sind. Es sind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothschild, Sir Monses Montefiore's und seiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Elise von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältnissen fügte es so glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Russe, der auf den Hochschulen von Krakau und Wien gebildet ist, sich eben in Jerusalem befand, als Herr Albert Cohn daselbst eintraf und das von den Sepharedim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte rasch das organisatorische Talent dieses energisch thätigen Mannes und stellte ihn als Direktor und Arzt einer Anstalt an, die er freilich erst ins Leben rufen mußte. Hier fand sich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verstandesklare und praktische tüchtige Vollstrecker derselben. Die ganze musterhafte Einrichtung ist das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung ist die Ausführung seiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß seiner wissenschaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben sind, und 19 starben; was ein sehr günstiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darstellt. Unter den Kranken befanden sich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oesterreich und Deutschland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikanischen Staaten, Marokko, Abissinien und Persien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenstunde anwohnte, erschienen auch Christen und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispensirte

30,135 Rezepte in einem Jahre, die Kosten der Medikamente betrugen im Hospitale 758 Francs, für die Ambulanz 2020 Francs, die Kosten 4401, die Administration 5088 Francs, die Erhaltung des Ganzen, Beleuchtung, Wasser u. s. w. nahm 14,541 Francs in Anspruch. Eine nicht große Summe, die durch sie der leidenden Armut zu Theil geworden sind.

Die Familie Rothschild hat, neueren Berichten zu Folge, noch 300,000 Francs zum Weiterbaue und zur Vergrößerung des Hospitals gespendet; doch fehlt bis jetzt das die Krankenbetten begründende Kapital.

Es ist zu hoffen, daß die Glaubensgenossen aller Länder nicht säumen werden, Beiträge zu liefern, um das menschenfreundliche Werk zu fördern und einer schönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Palästina, und ein unvergängliches Monument für alle diejenigen ist, die dasselbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Vor dem Jaffathore kaufte Sir Montefiore einen weitläufigen Platz, der sich gegen das Josafatthal hinabsenkt, und gegen den Berg Zion hinsieht, ein Hospital darauf zu erbauen. Der Ankauf dieses Platzes fand manchen Widerspruch; weil er für 1000 Pfund zu theuer erschien, wiewohl die auf demselben gebrochenen Steine allein beiläufig denselben Werth haben sollen, und weil er außerhalb der Stadt liegt. Die gesündere Lage im Freien ist fraglich; indem der nahe Begräbnißplatz der Türken, die ihre Todten nur zwei Schuh tief begraben, eben von keinem frischen Dunstkreise umgeben ist. Die Situation bietet ebenfalls manche Unzukömmlichkeit: die Thore werden mit Sonnenuntergang streng geschlossen, ein plötzlich Nachts Erkrankter kann nicht ins Spital gebracht werden; ebenso wenig können die Verwandten zu einem etwa Nachts Sterbenden gelangen. Aber auch bei Tage dürfte es einem Kranken schwer sein, in der heißen Sonnenglut den steilen Abhang vor dem Jaffathore hinab, das Spital zu erreichen.

Zudem sind Häuser außerhalb der Thore der Stadt vor schwärmenden Beduinen nicht immer ganz sicher, und die Stadt, wenn sie einen feindlichen Ueberfall, oder das Eindringen der Pest fürchtet, schließt sich ab und macht den Eintritt in das außerhalb gelegene Hospital unmöglich.

Der Grundstein wurde von Sir Moses Montefiore im Jahre 1855 feierlich gelegt, und ist der weite, lang und hoch gestreckte Raum mit einer massiven Mauer umgeben worden. Ringsum befinden sich die üppigsten Gartenanlagen des griechischen Klosters. Herr Dr. Fränkel zeigte mir einen von den englischen Architekten Wyatt Papworth, und Thomas Allason lithographirten Plan des zu erbauenden Hospitales. Die Eintheilung und Einrichtung ist großartig gedacht und die Fronte so prächtig, daß der Bau vielmehr als ein mittelalterliches Schloß sich darstellt. Man erwartete den Baumeister aus England, um das Werk auszuführen.

Es wurde in Jerusalem allgemein bedauert, daß auch rücksichtlich dieser edelst gemeinten Wohlthat, von Außen her eine nicht glückliche fördernde Zersplitterung Platz greife. Es gibt eine Eifersucht der Großmut! Zwei jüdische Hospitale sind in Jerusalem jedenfalls zu viel; wie denn überhaupt die Stadt, in Anbetracht ihrer Bevölkerung deren mehr als jede Großstadt Europas hat. Zwei Hospitale fordern selbstverständlich ein doppeltes ärztliches und Dienstpersonale und eine doppelte Verwaltung. Die Verpflegung der Kranken ist eine um so mehr theuere, je weniger Kranke verpflegt werden. Neben diesen materiellen Vortheilen hebt sich aber auch der moralische Eindruck hervor, den ein großartiges Institut wach ruft, das wie es räumlich durch Massenhaftigkeit wirkt, nicht verfehlen darf, ihm einen geistigen Inhalt zu geben.

Neueren Nachrichten zufolge hat Sir Moses Montefiore das Rothschild'sche Hospital mit einem Besuche beehrt, was er bei seiner früheren Anwesenheit vermied und er soll, wenn wir recht unterrichtet sind, beschlossen haben, den Bau des beabsichtigten Spitals aufzugeben, dafür ein großartiges Versorgunghaus für hülflose

Greiſe zu gründen. Er würde mit dieſer That zu den vielen groß-mütigen, aber vorübergegangenen Wohlthaten, die er dem heiligen Lande ſpendete, ſich ein erſtes monumentales Andenken bauen und ſich den Segen aller künftigen Geſchlechter ſichern; während die Undankbarkeit der Gegenwart noch größer iſt, als ſeine ſtets mit vollen Händen geſpendeten, in einen bodenloſen Abgrund ver-ſunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an dasselbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Missionsgesellschaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Aushängeschild, dem einzigen, das wir in Jerusalem sahen, u. s. w. Zur Linken thut sich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von dessen Zinne herab er dem Bade der schönen Batseba zugesehen haben soll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlastetwerdens harren, vorbei, sehen wir schon hart am Thore das weitläufige Haus des lateinischen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn selbst, eine hohe Gestalt mit langem schwarzen Barte, in schwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des frischen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und sind im Freien. Hier die Anhöhe schroff hinab, bettelt ein Gruppe aussätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir lassen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet sich sie zu be-

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum- und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rothblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel- und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf diese Terrasse, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir schon vor sieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkische Regierung behandelt die Stadt als Festung und der Militärkommandant übergibt die Schlüssel der Stadt zu der genannten Stunde dem Pascha. Jeder sich Verspätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer sicher ist, zubringen.

Nahe dem Thore ist vor der Absperrung desselben immer ein bewegtes Leben. Reiter sprengen auf schlanken, bunt gezierten Pferden über die steinigten Pfade, einzelne Kameele schreiten pflegmatischen Schrittes mit ihren Lasten, Männer treiben kleine Esel vor sich her, wenn sie nicht hinter der Last auf ihnen sitzen. Im Thale erhebt sich eine Gruppe weißgekleideter, verschleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Priester in schwarzen Talaren, französische „Zionsdamen", polnische und sepharedische Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern sich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle sitzen die Wächter, oder rufen vor derselben Entfernteren zu rascherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Josef Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes: trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine von Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht; vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und schwebend, und es glüten nur noch die höchsten Spitzen.

Ein frischer Windhauch erhob sich, wir verließen die Brustwehr der Mauer und langten in den elenden Behausungen der Aussätzigen an.

Biut el Masakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt sie der Araber. In sechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zusammengebauten Hütten, mit dürrem Reisig und Steinen gedeckt, athmet ein entsetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis siebenzig Aussätzige, sagte mir Don Perez, siechen hier hin und sind todt, noch ehevor sie sterben. Dieses Dörfchen ist gewiß das einzige im ganzen mohammedanischen Morgenlande, wo beide Geschlechter zusammenleben. Juden sind keine, doch einige Christen unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über diese Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von sieben Jahren etwa, gesund und munter sind. Der Anblick der Erwachsenen ist ein grauenhafter und die Schilderung desselben gehört nur in ein der medizinischen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Besuch bei Don Perez, dießmal mit einem russischen Juden Reb Mosche Schnitzer, so genannt, weil er die kunstreichsten Gegenstände aus Holz schnitzt, aus Marmor und Sandstein meißelt, und aus schwarzem Harz vom todten Meere formt: Vasen, Becher, Bareliefs der jüdisch heiligen Orte. Er brachte diese Kunst, die ihn Niemand lehrte, und die er seinem jungen Sohne vererbt, aus seiner Heimat mit. Bei der Weltausstellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Mosche Schnitzer ist auch der Grundstein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundsteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieser Mann aus der Gemeinde der Pharisäer,

er verfertigt auch — der einzige Bal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!“

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

„Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
strahlt Gott einher.“

und:

„Deine Knechte lieben jeden Stein von
Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig.“

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez erſuchte mich um Reben aus Ungarn und um verſchiedene in Paläſtina nicht bekannte Sämereien von Gemüſen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu verſuchen, und heimiſch zu machen. Ich ſandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen ſchön geformten, ſilbernen Pokal.

Aber er ſollte ſich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unſere Gaben und Grüße trafen in Jeruſalem ein, als ihn das Thal Joſafat in ſeinem Schooße ſchon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erscholleu. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Trauhimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Kesuba“, der Ehevertrag, geschrieben war und laut verlesen. Frauen brachten eine silberne Schüssel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische lagen,

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunseidene goldgestickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halse Perlen und eine lang über die Brust herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tschibuk. Alle standen auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Die Braut, nachdem wir Platz und den dargebotenen Tschibuk genommen hatten, nahte mir und meinem Begleiter und ihre Hand an Herz, Stirne und Mund legend, küßte uns ehrerbietig die Hand.

Die Stube war nur matt erleuchtet und wir saßen Kaffee trinkend in blaue Rauchwolken gehüllt, größtentheils schweigend da. Die Versammlung hätte eher einer traurigen Veranlassung zu gelten geschienen. Die Männer fragten endlich, wo die Mädchen seien und warum sie nicht tanzen kämen? Man rief nach ihnen und es erschien Sultane, was unserem lateinischen Frauennamen Regina und dem hebräischen Malke entspricht. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, trug sie einen bunten Rock von Ziz, der um die Hüften mit einem wollenen Gürtel festgehalten war und ein an der Brust offenes Seidenjäckchen. Die glattwallenden Haare waren mit dunkelblauen seidenen Fäden, wie ein aufgelöster Zopf, vermischt und mit Goldflitter behängt. Ihr Antlitz dunkel, die Lippen rot geschnitten, die schwarzen Augen funkelnd. Sie bewegte sich tanzenden Schrittes, singend, im Kreise umher, während die Männer in die Hände klatschten. Dann legte sie abwechselnd die rechte und die linke Hand wie ein Soldat beim Salutiren an die Stirne und streckte die Arme steif hinaus, um sie im Bogen zurückzuziehen, und die Hände wieder an die Stirne zu legen. Zuweilen nur stemmte sie die Arme in die Hüften, sich rascher vor- und rückwärts bewegend, oder sie ergriff ihr Kleid und neigte und beugte sich wie bei unserer Menuette. Alle diese Bewegungen und Schritte hatten etwas Starres, Eckiges, die Gesichtszüge der Tänzerin zeigten keine Erregung und das Ganze erschien mehr als die Nachahmung eines Tanzes durch eine Marionette.

Mehrere Mädchen folgten ihr, jede einzeln, niemals umschlangen sie sich zu einer Gruppe. Die Männer tanzen im Oriente nicht, als ihrer Würde nicht angemessen. Doch gibt es Tänzer von Profession die, wie Gaukler bei uns, keine Achtung genießen.

Die Gesellschaft drückte zuweilen laut ihre Bewunderung über die Tänzerinnen aus, in die ich, der Artigkeit wegen, lebhaft mit einstimmte.

Die Monotonie dieses Tanzes, den jede der Tänzerinnen ohne alle abwechselnde Formen ausführte, die lichtarme, in geistigen und anderen Genüssen asketische Hochzeitsfeier versetzte mich in eine peinliche Langeweile.

Wir standen auf, um zu gehen. Wieder küßte uns die Braut die Hände. Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen.

Es war tiefe Nacht, nur die Sterne, größer und klarer als im Abendlande, waren lebendiger Bewegung. Niemand in den Straßen, der einzige Laut Gebell von Hunden, die da und dort von einem Heimkehrenden aufgestört worden sind. Wir mußten einen nicht unbedeutenden Umweg nehmen, denn der nächste hätte uns durch den Bazar geführt und dieser wird nach Sonnenuntergang geschlossen.

Wir kamen in eine enge Straße, in der aus einem Hause ein Leuchten floß. In der Halle saßen fünf weiß gekleidete Türken mit gekreuzten Beinen, rauchend. Ihnen gegenüber kauerte ein Beduine in braungelbem Mantel auf der Erde und las einen Brief vor; ein abissinischer Sklavenknabe hielt knieend einen Kerzenstumpf hin, damit er besser sehen könne. Die Gestalten, theils im Lichte durch die weiße Kleidung von der schwarz rußigen Mauer sich abhebend, theils im Schatten boten eine schöne malerische Gruppe. Ich trat mit meinem Begleiter, der alle Jerusalemitaner kennt, ein; wir befanden uns bei einem Effendi, einem Freunde Montefiore's. Er ließ seinen Freunden einen Brief vorlesen, den er an Abd-el-kadr richtete. Wir wurden freundlichst aufgenommen, Tschibuk und Kaffee wurden gereicht und als ich bemerkte, daß ich den tapfern Emir in Damaskus besucht und gesprochen habe, mußte ich dem Effendi Gestalt und Tracht, Wort und Weise des „Löwen der Wüste" schildern.

Doppelehen.

Rabbi Gerschon nicht anerkannt. — Recht der Frau. — Gründe der Doppelehe. — Sechs Doppelehen. — Ehescheidungen.

Den orientalischen Juden, die das im 12. Jahrhunderte von Rabbi Gerschon gegebene Gesetz der Monogamie nicht anerkennen, ist es gestattet zwei Frauen zu heiraten und zwar in zwei Fällen, wenn die Frau keine Kinder, oder nur Mädchen gebiert. Die Frau kann dem Willen des Mannes nicht entgegen sein, aber ihr steht das Recht zu, die zweite Frau nicht im Hause aufzunehmen. Der Mann muß in diesem Falle, wenn er doch die zweite Frau nehmen will, ihr einen abgesonderten Haushalt einrichten. Da dies mit bedeutenden Kosten verbunden ist, so ist die Polygamie auch unter den Mohammedanern, wo dasselbe Recht der Frau gilt, weit seltener als man im Abendlande glaubt.

In Jerusalem bestehen sechs Doppelehen:

Herr Ch. S. aus Scheris bei Salonik besitzt eine Frau, die 55, eine zweite die 24 Jahre alt ist; mit dieser ist er seit 11 Jahren verheiratet und hat Kinder von ihr. Vor dieser Doppelehe war er schon einmal verheiratet, die Frau starb und hinterließ ihm einen Sohn, der noch lebt.

Herr M. P. aus Konstantinopel, seine ältere Frau ist 60, seine zweite, aus Naplus gebürtig und von ihrem Manne, der in Jaffa als Missionär lebt, geschieden, 30 Jahre alt. Er heiratete die zweite Frau als siebzigjähriger Greis, diese Ehe ist mit Knaben und Mädchen gesegnet.

Herr A. D. aus Aleppo hatte von seiner Frau einen Sohn und heiratete trotzdem eine zweite von ihrem Manne geschiedene Frau, die kinderlos ist.

Herr P. S. aus Sophia bei Konstantinopel, ein Mann nahe an 60 Jahren, heiratete zu seiner Frau ein sechzehnjähriges Mädchen, das ihm Segen brachte.

Herr Z. A. aus Galipoli nahm zur ersten noch eine Frau, aber auch diese bringt ihm keine Kinder und es hieß, daß er gewillt sei eine dritte ins Haus zu führen. Wenn ihm dies nicht gestattet würde, müßte er sich von einer seiner beiden Frauen scheiden lassen.

Herr J. M. aus Algier, dessen Frau wiederholt den gehofften Segen verlor, heiratete während meiner Anwesenheit ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Ehescheidungen kamen im Jahre 1856 16 vor; 6 unter den Aschkenasim und 10 unter den Sepharedim.

Ein Leichenbegängniß.

Ein Fieberkranker. — Leichenzeremonien. — Fünf Grabreden. — Klagefrauen. — Rasche Beerdigung. — Lustiger Bestattungszug. — Ein mistifizirter Archäolog.

Ich hatte den Auftrag gegeben, wenn sich ein Todesfall ergäbe, mich zu der frommen Handlung, einer Leiche die letzte Ehre zu erweisen, einzuladen.

Der Zufall fügte es, daß ich mit meinem Gastfreunde einen älteren Rabbi, der seit wenigen Tagen am Fieber litt, besuchte. Er lag auf einem Teppich, der in einer Ecke der matt erhellten Stube ausgebreitet war, und wußte keine Leiden anzugeben; nur fühlte er sich matt und heiß. Nach der ärztlichen Anordnung versprachen wir den Kranken, morgen wieder zu kommen, worauf er erwiederte: „Morgen schon stehe ich vor Gott!" Als wir zum Hause hinaustraten sagte mir Dr. Fränkel: „Der Kranke wird wahr gesprochen haben, das Fieber in Jerusalem tödtet oft rasch. Als ich hierher kam, befand ich mich einer solchen Erscheinung gegenüber nicht selten in gar schmerzlicher Verlegenheit."

Am folgenden Tage wurde ich wirklich zum Leichenbegängnisse des Rabbi eingeladen.

Die Straße vor dem Trauerhause war von Menschen gedrängt voll; ich konnte nur mühsam in den Hof des Hauses vordringen, wo die Gattin und Tochter des Hingeschiedenen von

etwa zwanzig Frauen umgeben auf dem Boden saßen. Alle waren weiß gekleidet, und erhoben immer wieder nach einer Pause ein Schreien und Heulen so eigenthümlicher Art, daß es wie Jauchzen schmetterte, dabei schlugen sie sich heftig an Brust, Stirne und Wangen.

In der Stube lag die Leiche, weiß überthan, auf dem Boden. Ihr zu Häupten, ebenso zu Füßen brannte eine Wachskerze, damit die Seele, die bis zum ersten Schollenwurfe bei dem Körper weilen muß, aus Buße die Behausung in der sie so oft gesündigt hat, betrachten könne. Ringsumher saßen viele Männer auf dem Boden und hörten einem Redner zu, der die Tugenden des Todten pries; sie unterbrachen ihn zuweilen durch heftiges Weinen. Hierauf wurde die sorgfältigste Waschung der Leiche vorgenommen.

Die vielen im engsten Raume zusammengedrängten Menschen, und die Glut der Sonne, es war zwei Stunden nach Mittag, zwangen mich, das Haus zu verlassen, und vor demselben des Leichenzuges zu harren. Hier wurde vom Gemeindediener der Ruf: „Bitul melacha", Unterbrecht die Arbeit! vernommen und alle Kaufläden schlossen sich „denn ein Angesehener in Israel" war gestorben. Jetzt erschollen aus dem Hause gewaltige Trauergesänge und heftigeres Wehklagen.

Die Leiche, in einen bunten Teppich gehüllt, wurde vor das Hausthor getragen. Hier hielten Männer zwei Stangen bereit, die mit eisernen Haken verbunden wurden, so daß diese Bahre eine hölzerne Leiter mit eisernen Sprossen bildete. Auf sie wurde die Leiche gelegt nnd die Bahre auf den Boden gesetzt. Ein Redner, nachdem der weiße Gebetmantel mit den Schaufäden auf die Leiche gebreitet war, erhob wieder seine Stimme, und sprach zum Lobe des Todten von Weinen und Klagetönen der zahlreichen Menge unterbrochen.

Die Männer erhoben nach Beendigung dieser zweiten Rede die Bahre, der in ungeordnetem Zuge Alle folgten. Die Träger, die abwechselnd aus der Menge sich hinzudrängten sangen den

Psalm: „Wer unter dem Schutze des Höchsten sitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet.“ Auf den Dächern des Hauses erhob sich ein erschreckendes Schreien und Jammern das wieder wie wildes Jauchzen schmetterte. Ich blickte empor und sah auf den flachen Dächern lang und weiß verhüllte Frauengestalten, Klagefrauen, welche die Hände gegen den Himmel streckten und es schien, als ob auf einem Todtenacker die Leichen in ihren weißen Gewändern sich erhoben hätten und im wildentsetzlichen Chore Grabgesänge heulten. Ueber all die Szenen und Gruppen brannte der leuchtende Sonnenglanz und gab dem Gespensterhaften noch einen größeren Prunk.

Bei der großen Synagoge wurde wieder Halt gemacht, die Bahre niedergesetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann ging der Zug, wie jedesmal, zum Zionsthore hinaus, wo nach einer wiederholt gesprochenen Todtenpreisung die meisten Begleiter zur Stadt zurückkehrten. Wir schritten steil den Berg hinab in das Thal Josafat. Am Grabmale Absalons wurde die Bahre niedergelassen, und wir setzten uns alle ringsum auf die Erde, um die fünfte Trauerrede anzuhören über den Vers: „Und das ganze Volk soll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen.“ Der Schluß der Rede lautete: „Und er sagte, die Lebenden sind bestimmt zu sterben.“

Als der Todte in's Grab gesenkt wurde sprachen wir das Glaubensbekenntniß.

Der Hingeschiedene verhauchte seinen letzten Athem um zwei Uhr, und genau zwei und eine halbe Stunde darauf war er begraben. Die Beerdigung ohne Sarg und das Bedecktwerden mit Erde rettet wenigstens vor dem Entsetzen des Wachwerdens in einer unaufbrechbaren Gruft. Mohammedaner und Christen begraben im Orient eben so schnell ihre Todten.

Eine fröhliche Beerdigung ist es, wenn zerrissene Gebetbücher, einzelne losgelöst'te Blätter der heiligen Schriften, des Tal-

mud, oder auf Pergament geschriebene Thorafragmente, weil sie nicht zu profanen Zwecken verwendet und auch nicht vernichtet werden dürfen, in die Erde versenkt werden. Die Frommen thun die Stücke in der Zionssynagoge in eine daselbst befindliche Mauernische bis sie voll ist, der Inhalt wird dann von dem Rabbiner unter Gesang, dem Schalle der Pauken und Pfeifen feierlich und heiter in das Thal Josafat hinausgetragen, und am Fuße des Grabmales Absalons in ein Grab versenkt.

Eine so eingegrabene Thorarolle wurde vor einigen Jahren von einem Geistlichen gefunden und als kostbarer archäologischer Fund nach Rom gebracht, bis den gelehrten Herren von einem einfach unterrichteten Rabbi die Augen aufgethan wurden.

Aufnahme in die Schule.

Wasserdiebstahl. — Bildung eines Comité. — Unwissenheit. — Lehrer und Gehülfe. — Bittende Frauen. — Andrang zur Aufnahme. — Vierzig statt zwanzig Schüler. — Ein Waisenknabe. — Ein karaitisches Kind. — Briefe ins Ausland. — Falsche Münze. — Thätigkeit im Hause.

Das Haus stand vollendet und zur Aufnahme der Anstalt bereit, nicht ohne einen unangenehmen Zwischenfall.

Das Wasser ist in Jerusalem ein kostbares Gut, zumal in den Sommermonaten, wo schon ein großer Theil aus den Zisternen getrunken und es noch lange bis zur Regenszeit ist. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein Verwandter des Hausbesitzers Nachts das Wasser aus der Zisterne des Hauses in ein anderes hinüber schöpfen lasse und daß zwei Aschkenasim ihm diese edle Arbeit thun helfen. Dem war wirklich so und ich ließ mir fortan jeden Abend die Schlüssel des Hauses bringen.

Ich dachte nun daran, ein Comité, welches das vollste Vertrauen in religiöser Beziehung genießen mußte, zu bilden, um mit ihm alle Einrichtungen zu berathen und ins Leben zu rufen.

Es gelang mir, den Stellvertreter des Chacham Baschi, den ehemaligen Oberrabbiner von Smyrna Herrn David Chazan und die Herren Motche Mejuches und Majer Panigel zu gewinnen. Beide Chachamim und Mitglieder des Besdin der Großgemeinde. In Sanitätsbeziehung und um eine europäische Ordnung in das Ganze zu bringen, bat ich die Herren Doktoren Fränkel

und Neumann, hinzuzutreten, was beide Herren in Anbetracht der wichtigen Gründung einer Lehranstalt mit Zeit opfernder Hingebung und geduldigster Ausdauer thaten und noch thun.

In der größten Verlegenheit aber befanden wir uns, einen tüchtigen Lehrer für die Anstalt zu finden. Er mußte selbstverständlich ein Mann von strengster religiöser Observanz sein und sollte nebst Kenntnissen, Lehrfähigkeit, wenigstens eine mäßige allgemeine Bildung und einiges Verwaltungstalent besitzen.

Es gibt in Jerusalem, wo die Juden nichts Anderes thun als „lernen", Talmud studiren, keinen der Art befähigten Mann, daß jüdische Gemeinden in Deutschland ihm ihre Kinder anvertrauen würden. Die Eingebornen bringen es nicht zu einer weiter bildenden Forschung und man versicherte mir, daß es unter ihnen weder einen vielbedeutenden Talmudisten, noch einen großen Pilpulisten gäbe. Phisikalische, geographische, oder geschichtliche Kenntnisse, auch die des eigenen Volkes vor und nach der Zerstörung sind kaum einem Juden in Jerusalem eigen, die Aerzte natürlich und Herr Josef Schwarz ausgenommen.

Die nach Jerusalem einwandernden Juden bringen meist talmudische Kenntnisse, wohl auch Welterfahrenheit mit; hier aber leben sie, wenn sie etwa den Müßigang nicht vorziehen, höchstens der Wiederholung dessen, was sie an talmudischem Wissen mitgebracht haben. Sie vermitteln es ihren Kindern nicht und diesen, wie wir gesehen haben, ist in keiner Lehranstalt Gelegenheit geboten, wenigstens nur ihren Vätern gleich, sich auszubilden, die denn noch den Vortheil der europäischen Welt- und Bildungs-Verhältnisse voraus haben. Die Enkel oder gar Urenkel haben kaum mehr überlieferungsweise eine Kunde dessen, was die Wissenschaft oder Forschung, oder auch nur das gewöhnliche praktische Wissen, Lesen und Schreiben heißt. So ist ein geistiges Herabkommen gleich natürlich, wie das phisische, durch die frühe Heirat.

Wir wählten, wenn von der Wahl die Rede sein konnte, einen jüngeren Chacham, Herrn Mosche Perez, einen der hebräischen, arabischen und spanischen Sprache kundigen Sepharedi, der

eben als Sendbote aus Babilon und Bagdad zurückgekehrt war, und zu seinem talmudischen Wissen einige Weltkenntniß gesammelt hatte.

Er wurde vom Chacham Baschi besonders empfohlen, und genoß als frommer Mann einer allgemeinen Achtung. Seine junge Frau besaß die Fähigkeit einer Wirtschaft vorzustehen, um für die Kinder, die in der Anstalt auch beköstigt werden, hausmütterlich sorgen zu können. Als Hülfslehrer wurde ebenfalls ein frommer Sepharedi beigegeben, der den Elementar-Unterricht zu leiten hat.

In den ersten Sitzungen des Comité's wurden die Gehalte der Lehrer festgesetzt, die Grundsätze einer Instruktion für sie aufgezeichnet, die Schulordnung entworfen, und die Kosten der Anstalt: Miete, Verköstigung und Bekleidung der Kinder u. s. w. berechnet. Es ergab sich, daß zwanzig Zöglinge aufgenommen werden konnten; hierauf wurde ein Tag bekannt gegeben, an dem die Aufnahme stattfinden sollte. Die Eröffnung der Schule wurde von den Chachamim auf einen späteren Tag verlegt, weil in dem Abschnitte der Thora, der in der laufenden Woche gelesen wurde, die Erzählung von der Auflehnung Korah's vorkommt, was leicht als böse Vorbedeutung hätte gedeutet werden können. Die kleine Synagoge der Anstalt mußte aus dem Saale des ersten Stockwerkes in den des zweiten verlegt werden, weil es nicht gestattet ist über der Lade, wo die Thora aufbewahrt ist, zu wandeln. Der provisorische Entwurf der Statuten der Anstalt ist diesen Blättern beigefügt und gibt eine klare Einsicht in die Einrichtung derselben.

Ich wurde nun, sobald ich mich in den Straßen Jerusalems zeigte, von wunderlichen Gestalten und Gruppen angesprochen. Meist waren es Frauen, die mit Kindern auf dem Arme oder an der Hand durch einschmeichelnde Redensarten, wohl auch durch Schilderung ihrer Not und ihres Elendes die Aufnahme ihrer halb nackten, verwahrlost aussehenden Kinder zu bewirken, mich ansprachen:

„Nimm mein Kind in die Anstalt auf, der Herr wird Dich mit Kindern segnen." — „Dein Kommen in die zukünftige Welt

wird Dir süß und duftig sein." — „Du wirst mit den Frommen vom Fische Liviathan essen." — „Dein Andenken wird gesegnet sein." — „Sieh, wie nackt wir vor Gott und den Menschen stehen müssen!" — „Wir haben nichts, um den Sabbat zu feiern." — „Das Wasser in unserer Zisterne ist versiegt." — „Wir haben kein Zelt, darunter zu wohnen." — Aber auch, wenn ich in die Synagoge trat, drängten sie sich an mich heran und flehten um Aufnahme ihrer Kinder. Vor die Thora gerufen, sprach mich der Vorbeter, und herabsteigend mancher Arme aus der frommen Menge an, seiner Kinder nicht zu vergessen.

Am fest bestimmten Tage der Aufnahme selbst, am frühesten Morgen schon, war das Haus der Anstalt von Greisen, Männern, Frauen, Kindern im eigentlichsten Sinne des Wortes umlagert; nur mit Mühe konnte ich durch die in der engen Gasse liegenden und kauernden Gestalten schreiten. „Gesegnet sei Dein Kommen, Mann aus dem Abendlande!" — „Zürne uns nicht um derentwillen, die Dir Kummer bereiten!" — „Lasse uns nicht die Sünde der Undankbaren büßen!"

Ich war tief gerührt, da es um mich so weinte, bat, schrie und betete. Einen klareren Beweis konnte es nicht geben, wie der Lärm fanatischer Zeloten, die sich Führer der Gemeinde nennen, nicht der Ausdruck der Menge sei, und wie die Armen Jerusalems in tiefem Elende, in geistiger Unterdrückung, wie in brotloser Not und Verzagtheit schmachten! Ich fühlte mich versöhnt, freudig erhoben. Mich schmerzte nur der eine Gedanke, daß die Mittel der großmütigen Stiftung es nicht gestatteten, Allen, die sich zu der edlen menschenfreundlichen Wohlthat herandrängten, von ihrem Segen zukommen lassen zu können.

Unter Beistand des Comité's, namentlich der Aerzte, die mit allen Familien und sonstigen Verhältnissen genau bekannt sind, wurden 12 Kinder k. k. österreichischer Unterthanen, 7 Rajas und 1 Franzose aufgenommen.

Da viele baten, ihre Kinder wenigstens am Unterrichte Theil nehmen zu lassen, wurden noch 20 Knaben als externe Zöglinge,

denen wir die Bekleidung und Beköstigung nicht zukommen lassen konnten, eingeschrieben.

Wir berücksichtigten zunächst Waisen und Kinder, die nicht unter fünf und über neun Jahre alt waren. Trotz der Aufnahme von Externen mußten wir, um die Schule nicht zu überfüllen, an 50 Kinder zurückweisen, und auf einen späteren Turnus nach drei Jahren verweisen. Es kam aber auch vor, daß wir manche Kinder abweisen mußten, deren wohlhabende Eltern den Armen die Wohlthat vorweg nehmen, oder die für Ueberlassung ihrer Kinder bezahlt sein wollten. Tiefschmerzlich war uns die Abweisung eines vater- und mutterlosen Waisenknaben, dessen Pflegemutter ebenfalls bezahlt werden wollte, wenn sie ihn der Anstalt zur Pflege, Bekleidung und Unterricht gnädig überlassen sollte.

Auch ein karaitischer Jude bat um die Aufnahme seines Kindes, und als wir sie verweigern mußten, sagte er traurig: „Das würden die Christen nicht thun, und doch sind wir die allein echten Träger des mosaischen Judenthumes und die ältesten jüdischen Bewohner Jerusalems."

Die Thätigkeit der russisch-polnischen Zeloten für die zu gründende Anstalt zog sich nun mehr von der Oeffentlichkeit in eine unehrenvolle Stille zurück.

Es wurde bekannt, daß denunziatorische Briefe nach London, Amsterdam, Altona geschrieben worden waren. Die Großgemeinde sah sich bemüßigt, ebenfalls dahin zu schreiben und die Sachlage ihrerseits darzustellen; denn wirklich war sie in Gefahr, von dort keine Unterstützungen mehr zu erhalten. Zu dieser Zeit richtete auch, wie wir später erfuhren, ein frömmelnder Aschkenasi aus Wien, dessen Denunziationen wir bereits nachgewiesen haben, an den Rabbiner von London ein Schreiben mit dem Ansuchen, von dorther die Anstalt mit dem Banne zu belegen! Dergleichen Münze, muß, wie einem falschen Wechsler zur Warnung des Publikums auf den Ladentisch genagelt werden!

In dem für die Anſtalt gemieteten Hauſe war es wie in einem Bienenkorbe fleißig, ein Hämmern, Hobeln, Tünchen, Anſtreichen, ein Kommen und Gehen. Der großen Hitze wegen, waren die Arbeiter nur mit Hemd und Leinwandbeinkleid angethan, über dem erſteren das Arbe kanfot mit den frei herabhängenden Schaufäden, auf dem Haupte ein Käppchen.

Die Arbeit ſelbſt würde nach unſeren Begriffen als fleißiges Nichtsthun erſcheinen, ſo gemächlich, ſo echt orientaliſch ruhig geht ſie von Statten. Spät des Morgens beginnen die Arbeiter und hören früh auf; beides iſt durch den Umſtand bedingt, daß ſie nicht beim Gottesdienſt fehlen. Am Freitag ſtellen die Arbeiter ihr Tagewerk ſchon gegen Mittag ein, um ſich für die Andacht des Sabbat zu rüſten.

In Jeruſalem überläßt der Handwerker die Anſchaffung aller von ihm zu verarbeitenden Materialen und Stoffe dem Arbeitgeber. Ich lernte ſo den Bazar, die Art und Weiſe des Verkehrs, Handels und der Gewohnheiten kennen.

Der Bazar.

Die Buden. — Kaufleute und Handwerker. — Waarenstatistik. — Thonpfeifen und Seife. — Portrait einer Beduine. — Bunte Gestalten. — Kaffeehaus. — Musik und Tänzer. — Vorleser. — Kaffeebereitung. — Arabischer Hochzeitszug. — Pilger aus Indien. — Bettler.

Die Stadt wird theils von geraden, theils abschüssigen Gassen und Gäßchen durchschnitten, die sich von einem Thore zum andern durchkreuzen. Einige derselben sind überwölbt, die Wölbungen stellen wieder nach Außen gekehrte Gassen dar, zu deren Rechten und Linken Häuser stehen. Neueste Forschung will in einer dieser Wölbungen, die sich bis zur Mauer des Tempelplatzes erstrecken, die Ueberreste einer Brücke erkennen, welche eine Verbindung der Weststadt mit dem Tempel herstellte.

Diese vielen Gassen, ungeplastert und schmutzig wie alle in Jerusalem, führen den Namen nach den Waaren, die in ihnen verkauft, oder den Handwerken, die darin betrieben werden. Es gibt so einen Bazar der Gewürzkrämer, der Goldschmiede, eine Fleisch- und Getreidehalle, einen Butter- und Oelbazar u. s. w.

Zu beiden Seiten dieser Bazarstraßen befinden sich hölzerne, etwa zwei Schuh vom Boden erhöhte Buden, denen auf deutschen Jahrmärkten nicht unähnlich. In diesen sitzen die Kaufleute und die Handwerker. Wenn man an die Gestalt und das Thun eines europäischen Arbeiters gewöhnt ist, gewährt es einen gar seltsam

komischer Anblick, wie der oft ehrwürdig, wie ein Patriarch aussehende Moslem mit einem langen weißen Barte, das Haupt vom weißen Turban umwunden, die Brust, den Hals und die Beine nackt, gekreuzter Beine sitzt und als Schlosser z. B. pflegmatisch den Hammer schwingt, oder als Riemer Leder zuschneidet, oder als Schuster Schuhe flickt. Dabei „trinkt" er aus einem roten schlangenhaft gewundenen Schlauche den durch Wasser gekühlten Rauch des Tabaks und giebt ihn durch die Nase in zwei weißen Stralen wieder frei.

Die Waaren in den Buden sind nicht wie bei uns, lockend ausgestellt und in Farben schimmernd. Alles ist sorgfältig in Papier verpackt und erst, wenn man an eine Bude herantritt, werden die Waaren enthüllt. Man staunt dann oft über all die bunte Schönheit und reiche Pracht. Den Käufer ladet der mohammedanische Kaufmann, der sich ruhig verhält, und Niemanden anruft, oder herbeiwinkt, zum Sitzen ein, reicht ihm die Pfeife von seinem Munde weg und bewirtet ihn wohl auch mit Kaffee. Der Käufer thut gut höchstens die Hälfte der Summe anzubieten, die der Kaufmann nennt. Juden, Christen, Mohammedaner sind in dieser einzigen Beziehung völlig einig. Ist der Kaufmann in seiner Bude unbeschäftigt, so schläft er entweder oder raucht, oder liest, sich vor und rückwärts neigend, wie die Juden, den Koran; oder er schreibt, indem er frei auf der linken Hand, auch auf dem Knie, ein Blatt Papier hält und die Schilfrohrfeder in ein silbernes oder messingenes Tintenfaß tunkt. Dieses ist an einen hohlen Stil, der zur Aufbewahrung der Federn dient, angelötet und steckt im Leibgürtel.

Die Manufaktur- und Industriewaaren, sind meist englisches, französisches und schweizerisches Produkt. Oesterreich ist durch Kinkelerіewaaren und Zündhölzchen, Böhmen nebst Hebron durch Glaswaaren, Spiegel und Ringe vertreten. Von Damaskus kommen Seiden- und Wollstoffe. Jerusalem selbst hat nur zweierlei Fabrikate: Töpferwaaren, namentlich Thonpfeifen ohne Glasur, und was am wenigsten benützt zu werden scheint, — Seife. Nach Liebigs Ausspruch ist jenes Volk das gesittetste, das die meiste

Seife verbraucht. Jerusalem hat zehn Seifenfabriken, in denen meist Christen beschäftigt sind. Die Seife wird in Form einer Scheibe, einer ganzen oder Halbkugel gerundet und ist von gelbweißer Farbe. Meist ist der Halbmond, der Oelberg, die Grabkirche, das Grabmal Rachels auf den Flächen der Seife abgebildet; die feinere wird mit Moschus und Ambra durchduftet.

In den Straßen selbst haben die Fellachim, Bauern oder Beduinen auf der Erde ihre Waaren, die sie täglich zu Markte bringen, ausgekramt.

Meist sind es Weiber, welche Gemüse und Früchte feilbieten, Weiber von olivengelber Farbe, die Augenwinkel geschminkt, die Lippen blau, die Nägel und die innere Handfläche gelb gefärbt, an Stirne und Kinn blau tätowirt. Ihr Anzug ist ein weites blaues Kleid aus Wolle oder Leinwand, das vorn offen, die Brüste sehen läßt und lange weite geschlitzte Aermel hat, die, wenn der Arm herabhängt, spitz zulaufend bis an die Knöchel reichen. Die Füße der Beduinen sind nackt und die ganze Gestalt von jenem Firniß überstrichen, den wir gut deutsch Schmutz nennen, und vor dessen Berührung wir uns scheuen. Das von der Stirne rückwärts bis an die Ferse fallende Tuch von blauer oder weißer Farbe wird wie ein Schleier zuweilen mit der rechten oder linken Hand, je nachdem von einer der Seiten ein Mann naht, über das Gesicht, jedoch nicht zu sorgfältig, gezogen. An den Schläfen und über die Stirne quer hängen eng an einander gereihte Silbermünzen, an den Armen silberne Spangen, an den Fingern zahlreiche Ringe; zuweilen schimmert wohl auch ein Ring im Nasenflügel. Sie säugen ihre Kinder auf offenem Markte und tragen sie in einem wollenen Tuche auf dem Rücken, an dessen vier Enden Schnüre angebracht und vorn an der Stirne der Mutter festgebunden sind, so daß sie ihre Arme völlig frei behält. Häufig sieht man auch Frauen, die ihre kleinen Kinder auf der Schulter reiten lassen, während diese mit beiden Händchen sich an dem Kopfe der Mutter festhalten.

Zwischen den Buden ist vorzüglich in den Morgenstunden lebhafte Bewegung und man ist nicht selten in Gefahr, gestoßen,

oder auch niedergeworfen zu werden. Reiter zu Pferde oder zu Esel ziehen durch die Bazare. Esel mit Lasten, Schafe, Ziegen werden durchgetrieben, die in den türkischen Städten unvermeidlichen Hunde lagern meist schlafend und heulen empor, wenn sie zufällig getreten werden. Das märchenhafte Kameel, zuweilen ein ganzer Zug von Kameelen geht ruhigen Ganges mit seiner Holz- oder einer sonstigen Last mitten unter Käufern und Verkäufern.

Nicht minder bunt und fantastisch sind die Menschengruppen und Gestalten in ihren seltsamen Trachten: der Mohammedaner schreitet würdevoll in faltenreichen Gewändern, der Beduine im weiß und braun gestreiften Mantel blickt wie nach Beute umher, der polnische Jude in schwarzem seidenen Kaftan hastet ihnen nach. Die dunkel gekleidete preußische Diakonissin geht gesenkten Blickes; weiß und tief verschleiert schlurft die Mohammedanerin in gelben Pantoffeln träg und formlos hin, in Begleitung einer schwarzen oder braunen Sklavin, die ihr Kind, oder einen Korb mit Früchten nachträgt. Der Franziskaner mit breitem Kremperhute, mit dem Stricke um den Leib, betrachtet ein unverschleiertes Weib, es ist eine Jüdin. Ein griechischer Priester mit schönem Barte und langem Haupthaare wandelt friedlich, als ob sie einerlei Glaubens wären, neben einem Derwisch mit gelber runder Mütze; ein Moslem mit grünem Turban, dem Zeichen der Profetenabkunft, verachtet sie beide. In schwarzen faltigen Gewändern, edle Gestalten mit feinen Gesichtzügen, hohen spitzigen Mützen, sind Männer aus Persien. Ein völlig nackter Mensch, vor dem sich mein europäisch gewohntes Auge entsetzt, hier aber weder Männern noch Weibern ein Aergerniß ist, begegnet uns. Es ist ein sogenannter Heiliger, der arm sich in irgend einer Familie, auch beim Pascha zu Tische bittet, und den man nicht abzuweisen wagt. Neben ihm schreitet der reichgeschmückte Schech, der zierliche Effendi, ein bis an die Zähne bewaffneter Bewohner des Libanons, türkische Soldaten.

Die Sprachen der Erde — darunter nie gehörte — singen, gurgeln, näseln, schreien, zanken durcheinander und das Ohr ist mehr noch als das Auge erstaunt und verwundert. Die Wirkung ist die eines plötzlich aus tausend und einer Nacht auftauchenden

Märchens, das nur noch toller und ironischer wird, wenn sich Menschen zwischen drängen in schwarzem Frack und rundem Hute, Frauen in einem Anzuge, mit dem sie auf dem Graben in Wien, oder auf den Boulevards in Paris erscheinen könnten. Niemals widerte mich der unsagbar geschmacklose Anzug unserer Salons so sehr an, wie in den Straßen, in den Bergen und in den Thälern des Orients.

Wenn ich müde vom Schauen und Gehen war, trat ich in eines der zwanzig Kaffehäuser Jerusalems, die Wände entlang ziehen sich gepolsterte Divans hin. Der Gast sitzt gekreuzter Beine oder liegt behaglich hingestreckt und athmet durch das mit Wasser und Rosenblättern angefüllte Nargile den Duft des Tabaks aus Persien. Er schlürft trefflichen Mokka und kühlenden Scherbet. Musik und Märchenerzählen und alle Wonnen des mohammedanischen Knabenhimmels sind hier vereinigt und die Seele träumt und ist selig ruhig.

Wie schön das klingt, wenn es in Poesie machende Touristen schildern!

Das Kaffehaus in Jerusalem, wie fast im ganzen Morgenlande, ist aber nichts anderes, als eine gegen die Straße hin offene, rauchgeschwärzte Küche. Die Mauern entlang ziehen sich hölzerne Bänke mit Kattun überzogenen Polstern, die einst rein gewesen sein mochten. In der Ecke neben dem Eingange siedet in einem kupfernen Gefäße Wasser. Der Diener bringt, ohne daß es gefordert wird, dem Gaste das Nargile und kocht vor seinen Augen den Kaffe. Grob gestoßen wird er in ein kleines Kupfergefäß gethan, siedendes Wasser darüber gegossen und das Ganze zum Aufwallen gebracht, dann rasch in ein porzellainenes Täßchen, das in einem metallenen Becher sitzt, gegossen, und dem Gaste mit der üblichen, höflichen Handbewegung an Brust und Stirne und nur auf sein Verlangen mit Zucker gereicht. Der Kaffe ist siedend heiß, zeigt oben einen hellbraunen Schaum, so daß er wie Chocolate erscheint, und schmeckt substanziös und duftig. Eine solche Tasse des edelsten Trankes kostet fünf Para, deren acht erst einen Kreuzer geben. Zuweilen sitzen zwei oder drei Musikan-

ten da, die das Glöckchen behängte Tamburin und eine Zither schlagen, eine schrille Pfeife blasen und unmelodischen arabischen Gesang schreien. Ein Erzähler pflegt gewöhnlich eine christenfeindliche Geschichte aus den Kreuzzügen, oder ein Märchen aus einem Buche, oder auch aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Ein junger Knabe, als Mädchen verkleidet, führt einen jener wollüstig sich geberdenden Tänze auf, von denen wir bei der Schilderung unseres Zuges in das alte Land Mizraim sprechen werden. Abends ist der schmutzige rauchgefüllte Raum, dessen Boden ein ekel fließender Spucknapf ist, in welchem sich die Schläuche der Nargiles, wie Schlangen im Sumpfe, winden, mit einigen Lampen erhellt, die auf einem rohbemalten hölzernen Lüster meist aus einigen Stäben zusammengeleimt, angebracht sind. Im Hintergrunde eines solchen Kaffeehauses pflegt sich wohl auch ein Raum zu befinden, wo etwa ein Gast, während er sich dem so schwelgerisch träumerischen orientalisch-üppigen Nichtsthun hingibt, mittlerweile sein Pferd, oder seinen Esel hinstellt und das Thier füttern läßt. Wohnen doch auch in Mohammeds Paradiese Menschen und Thiere friedlich und selig zusammen.

Wir haben ausgeruht und treten wieder in den Lärm des Bazars hinaus.

Es begegnet uns ein seltsamer Zug: Männer die beim schrillen Klange einer Klarinette und dem dumpfen Tone einer Handtrommel in gemessenem Schritte vorschreiten und mit den Händen klatschen. Knaben tragen einige wunderlich geformte Gegenstände, bunt gemalte Blumenstöcke, einen Tschibuk mit grüngläsernem Mundstücke, hölzerne mit Perlmutter eingelegte Stelzschuhe, einen weiblichen Anzug und einen runden Spiegel. Endlich eine roh bemalte Holzkiste. Es ist dieß der ganze Reichthum einer arabischen Braut, der eben in die Wohnung ihres Gatten getragen wird. Zuweilen unterbricht der Zug die Töne der Klarinette mit einem mehr schreiend näselnden als singenden Liede, welches das Glück des Gatten, und den jugendschönen Stolz der Braut schildert.

Die Jünglinge im Zuge ſangen:

„Wir bringen einen Kamm aus Elfenbein,
Wird gut zu deinen weißen Haaren paſſen;
Doch deine Braut bedienet ſich nicht ſein,
Du mußt ihr einen ſchwarzen machen laſſen.
Schön iſt ſie und auf ihre Jugend ſtolz,
Kämmt nur ihr Ebenholz mit Ebenholz.

Die Männer ſangen:

„Kuß des Geliebten iſt wie Moſchuß ſüß,
Wenn auch die Haare weiß wie Kampfer funkeln.
Sie weiſt man fort einſt aus dem Paradies,
Weil ihre Reize die Huris verdunkeln.
Im Antlitz tadl' ich nur die ſtolze Schrift,
Daß ſie den Mond an Schönheit übertrifft."

Mit uns iſt ebenfalls, um dem Aufzuge zuzuſehen ein Mann ſtehen geblieben. Sein Angeſicht iſt braun, halb nackt trägt er zwei Kürbisflaſchen an ſeinem Gürtel. In der rechten Hand hält er einen Stock, deſſen Griff ein mit den Spitzen nach unten gekehrter eiſerner Halbmond iſt. Ueber ſeine Schultern ragt ein ſehr fein geſchnitzter Stab, der kunſtreich in einen Löffel endet. Wir begrüßen in ihm einen mohammedaniſchen Pilger aus Indien.

Der Spaziergänger durch die Bazare kommt nicht leicht weit vorwärts, ohne von Bettlern, die einen hölzernen Teller als Zeichen ihres Gewerbes hinhalten, angeſprochen zu werden. Männer und Weiber aller Sekten — nur Juden nicht — treiben einen oft ſehr zudringlichen Straßenbettel. Man wird bald rechts bald links, meiſt an Straßenecken mit „Chawaadſchah", Herr! oder „Hadſch" Pilger angerufen, und es iſt nicht räthlich, wenn man längere Zeit in Jeruſalem lebt, auf der Straße Almoſen zu vertheilen. Der Bettler glaubt ſich auf das Almoſen morgen ſchon berechtigt, das ihm heute freiwillig gegeben worden iſt.

Jßur.

Schofarblaſen an der Tempelmauer. — Wehrufe in der Nacht. — Fünf Juden verhaftet. — Meine Fürſprache. — Conſulats- und Serailgefängniß. — Am Sabbat keine Haft. — Ein Aktenſtück.

Die ruſſiſch-polniſchen Juden hörten nicht auf, gegen die nunmehr beſchloſſene und in voller Vorbereitung begriffene Anſtalt thätig zu ſein. Am 15. Juni fand eine Verſammlung in der Churba, unter Vorſitz eines polniſchen Rabbiners ſtatt; ſie beſchloß die Anſtalt mit einem „Jßur" zu belegen, das heißt ſie zu verpönen und den gefaßten Akt am nächſten Sabbat in den Synagogen zu verleſen.

Am folgenden Tage — einem Freitage — ſuchten einige unmündige, verheiratete Knaben, die Menge an der Tempelmauer zu fanatiſiren, indem ſie ihr von einem beſchloſſenen Banne erzählten, und ein als unwiſſend bekannter Landsmann Herr Joſſele Becker aus Galizien, begann aus einem Schofar, einem Widderhorne lärmende Töne auszuſtoßen. Namentlich ſollen es die Frauen geweſen ſein, die ein heulendes Weinen anhoben, in das ihre Kinder ſchreiend einſtimmten.

Nachts wurde ich plötzlich wach, ſchreiende Rufe aus der Ferne kamen näher und unter meine Fenſter. Ich konnte deutlich hören: „Auf, auf! Kommt „Eiches", Klagelieder ſagen, die Religion iſt in Gefahr! Auf, kommt ihr Gläubigen von Zion! Auf!" ſo rief und ſchrie es in die ſternenhelle Nacht empor und

entfernte sich wieder und war verhallt. Ich stemmte mein Haupt empor, und lauschte, aber es schwieg, und mir war, als hätte ich einen wüsten Traum gehabt, zündete Licht an und war noch wach, als von der Terrasse des Bet-el der Ruf zum Morgengebete erscholl.

Am Morgen wurde der „Iſur" in einigen kleinen Synagogen verlesen, in anderen die Vorlesung von den Herren Josef Schwarz und Nissim Back nicht gestattet, und wie sich von selbst versteht, in den Synagogen der Sepharedim gar nicht versucht.

Der österreichische Consul fühlte sich nunmehr in seinem Ansehen verletzt; es war ihm geradezu Hohn gesprochen worden. Als er die Vorsteher deßhalb vernahm, erklärten sie, daß sie der Versammlung nicht haben wehren können; sie selbst seien ihr fern geblieben, und müßten es ihm überlassen, diejenigen, die ihm schuldig an dem veranlaßten Tumulte erscheinen, zu strafen.

Der Consul, wiewohl auf amtlichem Wege anders unterrichtet, ließ dieses sich aus der Schlinge ziehen der russisch-polnischen Vorsteher gelten, und fünf Ruhestörer für drei Tage verhaften; zwei im Consulatshause, darunter den Schofarbläser, und drei im Serail, weil einer von ihnen Raja war, und die Strafe der Verhaftung daselbst eine viel empfindlichere ist. Während im Consulatshause die Gefängnißstube licht und blank ist, so daß die Verhaftung bei vielen aus ihren elenden Wohnungen Gezogenen, vielmehr wie eine Belohnung erscheint, ist das Gefängniß im Serail eng, schmutzig, und den Juden besonders darum peinlich, weil sie mit ihren verachteten Verächtern, den Mohammedanern zusammen sein müssen.

Hier muß eines humanen Zuges der türkischen Regierung und in schöner Nachahmung der europäischen Consulate in Jerusalem erwähnt werden. Zur Zeit, als Graf Pizzamano, der erste österreichische Consul in Jerusalem, dahin gesendet wurde, mußte ein Jude einer aus Habsucht verübten Vergiftung wegen eingezogen werden. Nachdem der Gefangene sich mehrere Tage ruhig verhalten hatte, war er plötzlich verschwunden. Die Verlegenheit des Consuls war keine geringe, und die Wächter des Hauses wurden

mit Strenge zur Verantwortung gezogen. Der älteste Kawaß, der eben in Geschäften fern vom Hause war und zurückkehrte, antwortete, als auch ihm seine unverzeihliche Nachlässigkeit vorgehalten wurde, mit voller Ruhe: „Ja Herr! weißt Du denn nicht, daß die Juden heute Sabbat haben? Er ist gewiß zu seiner Familie gegangen, und wird sicher, nachdem sie „zu den Gewürzen gerochen haben werden" wenn der Sabbat zu Ende ist, wieder kommen." Und so geschah es auch. Der peinlich Angeklagte stellte sich noch am Abend desselben Tages wieder in Haft. Jeder Jude, wenn er auch für mehrere Wochen im Gefängniß ist, wird in Jerusalem sowohl von der türkischen, als der consularischen Behörde am Freitag Abend freigelassen, um in seinem Familienkreise den Ruhetag fromm und andächtig feiern zu können.

Die Verhaftung der obengenannten Individuen brachte eine besinnungsvollere Stimmung hervor, und als der Consul die Bitte der Vorsteher um Freilassung der Gefangenen entschieden ablehnte, sendeten die Herren Bordaki, Horwitz und Salant den jüdischen Consulatsdragoman Herrn Hausdorf zu mir, um meine Verwendung in Anspruch zu nehmen. Ich säumte nicht, die Bitte meiner Widersacher sogleich zu erfüllen, und so wurden die Gefangenen statt der ihnen verhängten drei Gefängnißtage schon nach 24 Stunden frei.

Der Issur, oder Protest gegen die Lehranstalt, lautete in worttreuer Uebersetzung, wie folgt:

„Im Hause Israels sehen wir Schauderhaftes. Die Thora trauert und verhüllt ihr Haupt mit einem Sacke, wie eine Trauernde, denn es befinden sich in unserer Gottesstadt einige Männer, die ein Lehrhaus gründen, für die Jugend Israels, um sie in Schrift und Sprache zu unterrichten, sowohl in der hebräischen, als in der des Landes. Obschon der Anfang unschädlich zu sein scheint, indem sie behaupten, die Anstalt werde unter die Aufsicht gottesfürchtiger Männer gestellt, und es werden die Grundsätze der hei-

ligen Thora gelehrt werden; so wissen wir doch aus Erfahrung, daß das Ende bitterer wie Wermut sein wird. Man wird die Wissenschaft zur Hauptsache, und unsere heilige Thora zur Nebensache machen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieß verursachen wird, Israel seiner heiligen Thora, und die Jugend der Gottesfurcht zu entrücken, und daß es der Grund sein wird, zur Abtrünnigkeit und Gottlosigkeit. So wie dieser Aussatz sich überall außerhalb des gelobten Landes zeigt, wo es Viele gibt, die sich von dem lebendigen Weltenherrn lossagen, die sich zwar noch Israeliten nennen, die aber nicht einmal die Vernunftgesetze anderer Völker befolgen; so reicht leider, ob unserer vielen Sünden wegen, dieser schädliche Aussatz schon bis an die Thore der heiligen Stadt Jerusalem. Wehe den Augen, die da sehen, daß Jerusalem die Gefahr droht, eine verworfene Stadt zu werden! Wehe, die da sehen die Schmach der Thora, zumal daß Alle, die da einwandern, den Vorsatz haben, ihr ganzes Leben Gott zu weihen! Wozu nun dieses Unheil in das Heiligthum Gottes bringen? Darum weint uns das Herz, verdunkeln sich unsere Augen, daß den Frommen Schlingen gelegt und die Gottesfürchtigen verblendet werden. Wehe, daß solches in unseren Tagen geschieht! Da sich nun die Vorsteher, die Rabbinen und einzelne Gemeindemitglieder der aschkenasischen Gemeinden versammeln, und Thränen weinen, über die Entheiligung des Namen Gottes und der heiligen Thora, die von Israel gewichen ist; so haben wir berathschlagt, und erwogen, was zu thun sei, um den Weinberg des Gottes Zebaot zu umzäunen, daß nicht Füchse einbrechen, und ihn verheeren. Wir haben denn Alle einstimmig beschlossen, durch den großen „Issur" zu verbieten, daß Niemand von den aschkenasischen Gemeinden, sowohl diejenigen, die sich hier befinden, als die nachkommen werden, es wage, in diesem Unterrichtshause zu lehren, oder seine Kinder daselbst belehren zu lassen, weder für immer oder nur zeitweilig. Wer diesen „Issur" übertritt, wird als ein Zerstörer des Weinberges betrachtet werden, und „die Schlange wird ihn verwunden."

Gott wird es ihm nicht verzeihen, und er ſoll keinen Theil haben, an den deutſchen Gemeinden.

Dieſer „Iſſur“ ſoll als ein unabänderliches Geſetz für uns, und unſere Nachkommen in Ewigkeit betrachtet werden. Wer Gottes Wort fürchtet, möge unſern Worten Gehör geben, denn ſie ſind nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit geſprochen, und mögen von Gott geſegnet ſein. Amen. Amen.

Im Monat Siwan 5616.“

Um die Stadtmauern.

Gräber der Könige. — Kalba Zebua. — Jüdiſcher Vandalismus. — Kerker des Jeremias. — Söhne eines Hundes. — Koloſſale Steine. — Jüdiſche und mohammedaniſche Legenden. — Redliche Aufklärung. — Juden und Ziegeuner. — Weißes Geld, weißer Mann.

Es war gegen Abend. Ich wollte einmal die Zeit meſſen, die man braucht, die ganze Stadt zu umkreiſen, und ging mit mehreren Begleitern zum Damaskusthore hinaus. Nach rechts uns wendend, ſahen wir die ſchöne zinkenhafte Stadtmauer ſtellenweiſe auf lebendigen Felſen gebaut, ſo daß ſie nur als eine Fortſetzung deſſelben erſchien.

Zehn Minuten auf ſteinigt unebenem Boden, der mit Oelbäumen bepflanzt iſt, vorſchreitend, bogen wir nach links zu den Gräbern der Könige ein.

Ein im Felſen eingehauener Vorhof, der mit Schutt und Gerölle erfüllt iſt, und in den wir durch einen niedern Eingang gelangten, zeigte uns ein ſchönes, großes Portal, das den zerbrochenen Reſten nach, mit vier Säulen geſchmückt geweſen iſt, welche daſſelbe in drei gleiche Theile theilten. Auf dem Architrave ſind Weintrauben und Kränze künſtlich gemeißelt. Die Juden in Jeruſalem halten die Kränze für geflochtene Brote und das Grabmal für das des reichen Kalba Zebua. Hatten ſie doch an den Mönchen ſtets fantaſievolle Entdecker heiliger Orte, und übten ſich im Benennen ihnen unverſtändlicher Denkmäler nach berühmten Perſönlichkeiten. Im Allgemeinen aber hören die fleißig-

ſten Topographen und ſelbſt Forſcher wie Robinſon zu wenig auf talmudiſche Notizen und Ueberlieferungen; die, wenn ſie auch nicht immer zur Erkenntniß eines Gegenſtandes führen möchten, immerhin verdienen, gekannt zu ſein.

Die Gräber der Kinder David's, oder der Könige Israels, waren auf Zion; vier von ihnen wurden außerhalb der Stadt begraben. Keine Schriftſtelle aber, kein hiſtoriſcher Bericht läßt ſich anführen, der bewieſe, daß die jetzt ſogenannten Gräber der Könige es wirklich ſeien. Vielmehr läßt eine Schilderung des Pauſanias und des Joſephus Flavius die Meinung aufkommen, daß hier Helene, die zum Judenthume übertretene Königin von Adiabene, welche in Jeruſalem ſtarb, begraben liege.

Aus der Vorhalle, welche hinter dem geſchilderten Portale iſt, gelangten wir durch eine niedere Oeffnung zu den Grabkammern. Steingerölle und Schutt machen, daß man nur auf den Knien vorwärts kriechen kann. Die Wände und die Decke ſind glatt gemeißelt. Drei verſchiedene Eingänge führen aus dieſer Kammer in andere, wo ſenkrechte Niſchen, zur Aufnahme der Sarkophage eingeſchnitten ſind. Aus einer dieſer Kammern führen einige Stufen noch tiefer, in ein kleineres Grabgewölbe, das große Niſchen hat, in denen einſt marmorne Sarkophage geſtanden haben ſollen. Die ſteinernen Thüren, die aus dem Fels geſchnitten, nach den vorhandenen Löchern zu ſchließen in Zapfen gingen, ſind alle verſchwunden. Die letzte, erzählte unſer jüdiſcher Führer, hat vor ſieben Jahren ein vandaliſcher jüdiſcher Pilger nach Paris mitgenommen.

Eine nicht große Strecke ſteinigten, ebenfalls mit Olivenbäumen bepflanzten Weges führte uns zu dem ſogenannten Kerker des Jeremias. Man öffnete uns nach einigem Klopfen eine kleine niedrige Thüre. Eintretend befanden wir uns in einem kleinen anmutigen Blumengarten, und gelangten in eine hohe, von der Natur domartig gewölbte, beinahe runde Grotte, die etwa 30 Fuß hoch von zwei maſſiven Felſenſäulen getragen wird, und an

40 Fuß im Durchmesser hat. Durch einen hohen, natürlichen Eingang empfängt sie genug Licht aus dem Garten, in welchem sich einige mohammedanische Grabmäler befinden. Die Mohammedaner kommen hierher, um ihr Gebet zu verrichten. Es ist ein friedlicher vom Felsen eingeschlossener schöner Raum.

Als wir schieden, und dem jungen Wächter ein genug ansehnliches Backschiesch, das ihm jedoch zu gering schien, gaben, nannte er uns die Söhne eines Hundes, und wir mußten froh sein, bemerkte unser Führer, daß er uns keine Steinwürfe nachsendete.

Wir wanderten weiter, die Stadtmauer entlang, und sahen uns zur Linken tief das Thal Josafat mit seinen auf der entgegengesetzten Anhöhe befindlichen Grabhöhlen. Am Löwenthor vorüber, wo ein kleiner mohammedanischer Friedhof und ein alter Teich sich befindet, sahen wir das ausgetrocknete tiefe Bett des Kidron. Die Grabmäler, welche für die des Profeten Jeremias und Absalon seit Jahrhunderten gelten, aber jüngere römische Baue sind, sahen uns jenseit des Thales entgegen. Um sie herum, und höher hinauf, bis zum Dorfe Siluan liegen die jüdischen Gräber, welche durch flach auf dieselben gelegte Grabsteine bezeichnet sind. Dieser Theil des Berghanges sieht aus der Ferne wie mit breiten, grauweißen Fliesen gepflastert aus. Ueber all die Thaleinsenkungen und Gräber jenseit derselben, erhebt sich der dreigipfelige Oelberg.

Wenn wir die Stadtmauer, die uns immer zur Rechten war, betrachteten, so sahen wir, an dem Zionsthore vorüberkommend, zur Linken tief unten, das Thal Hinnom, und da, wo die Stadtmauer des Tempelplatzes ist, zuweilen kolossale Steine von einer Länge von 22 Fuß, die unzweifelhaft, allen Zerstörungen trotzend, noch auf derselben Stelle liegen mögen, wohin sie der Steinmetz vor Jahrtausenden gelegt hat. Ein unförmlicher Block von 7½ Fuß Dicke wurde uns in einer Ecke gezeigt, der sich beim Bau des Salomonischen Tempels nicht fügen wollte, und vom Bauherrn verworfen worden ist. Widerstand nur dieser eine Stein dem Wurme „Chi-

loſon" welcher der Sage nach nur auf die Steine gelegt zu werden brauchte, um ſie zu zerſchneiden? denn kein Eiſen, aus dem das Schwert geſchmiedet wird, durfte an das Friedenswerk des Tempels gelegt werden. An manchen der großen Blöcke ſind jene Fugenveränderungen angebracht, wie wir ſie an den Quadern der Tempel-Weſtwand geſchildert haben.

Ein aus der Mauer horizontal, 3 Fuß lang hervorragendes Säulenfragment wird als dasjenige gezeigt, auf dem Mohammed, der Profet, am Auferſtehungstage rittlings ſitzen und die Seelen richten wird. Eine andere mohammedaniſche Legende erzählt: Mohammed werde prüfen, ob Chriſtus gerecht gerichtet habe, und ihm dann ſeine Schweſter vermählen, zum Zeichen des ewigen Bundes. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trat ein falſcher Profet auf, ſetzte ſich Angeſichts des ihm anhängenden arabiſchen Volkes auf die Säule und Weiſſagungen beginnend, ſtürzte er von der Säule herab und ſtarb.

Abwärts ſteigend gelangten wir an dem Jaffathore vorüber und jenſeit deſſelben, von der Stadtmauer durch einen Graben getrennt, wieder über ſteinigten, mit Oelbäumen bepflanzten Boden an das Damaskusthor, von dem wir ausgegangen waren. Die Zeit, die wir bei den Gräbern der Könige und dem Profetenkerker verweilten, abgerechnet, brauchten wir 1¼ Stunde zu dem Gange, auf dem uns kein Menſch, kein Thier begegnete. Alles war ſtill, wie auf einem einſamen verlaſſenen Friedhofe. Jeruſalem iſt ein ſolcher, und auf ſeinen Gräbern blüht die Todtenblume unſterblicher Erinnerungen.

Im Damaskusthore geſellte ſich Herr Roſenbaum aus Galizien, der den Bau des Monteſiore'ſchen Hospitals leitet, zu uns. Ihm verdankte ich eine eben ſo unerwartete als redliche Aufklärung, in Beziehung auf den Widerſtand der Aſchkenaſim gegen die zu begründende Lehranſtalt.

„Ich weiß", ſprach er, „in Europa iſt jetzt ein Kampf zwiſchen den alt- und modernglaubigen Juden, der hartnäckig und

bitter genug ist. Das sind zwei Parteien. Hier aber sind Juden, aus aller Welt Enden und jeder ist eine Gemeinde, eine Partei für sich. Eine Vereinigung wird bei dem, wie es in der heiligen Thora genannt wird, hartnäckigen und widerspenstigen Volke niemals möglich sein, um so weniger, als zu der religiösen Verschiedenheit hier auch die der Nazionalitäten kommt. Was uns hier fehlt ist der Gemeinsinn. Wie wäre es möglich sonst daß die Wohlhabenden nicht für eine Waisenanstalt, nicht für Schulen sorgen, daß sie sich selbst nicht schämen, Almosen zu nehmen und nicht wenigstens den zehnten Theil derselben für Gemeindezwecke widmen! In dieser allgemeinen Habsucht aber liegt der Widerstand gegen die Anstalt, die Sie zu gründen gekommen sind."

Ich begreife das nicht ganz.

„Sehen Sie! die Orthodoxen aus Rußland würden, wenn ihre hiesigen Landsleute auch nur entfernt von der strengsten Frömmigkeit abzulassen scheinen möchten, kein Geld mehr schicken. Die Russen sehen in Ihrer Schule Moses Mendelsohns Geist, der in Aschkenes viel Unheil angerichtet hat. Er hat, wie Luther lehawdel — d. h. „unterscheidend sei er genannt" — die Einheit der Deutschen, die der Juden zerrissen. Die Sepharedim hier wissen von diesen Kämpfen nichts, und haben keine Idee davon, was das für ein großes Unglück war, die heiligen Bücher der Thora ins Deutsche zu übersetzen und Anlaß gegeben zu haben, daß die Judenkinder anfingen, deutsche Bücher zu lesen."

Und hat es Ihrer Strenggläubigkeit geschadet, daß Sie gelernt haben, mir all das in deutscher Sprache mitzutheilen?

„Reden Sie mit Polen! Aber auch die Deutschen, die Engländer, die Franzosen möchten, wenn immer mehr Institute entstehen, diesen Geld zuwenden, und die einzelnen Menschen bekämen dann nichts mehr."

Sie sind ja selbst erbittert darüber, daß keine Waisenanstalt, keine Schulen durch die Einheimischen gegründet werden; es müssen also die Freunde dafür sorgen.

„Was soll ich krumm mit Ihnen reden? die Anstalt der Frau Herz ist sehr gut, man versteht's hier gar nicht, wie gut

sie ist; aber sie ist nur für zwanzig Kinder. Wie viel Kinder von uns Polen und Russen, da auch die Sepharedim Antheil haben, können aufgenommen werden? drei, sagen Sie fünf! Steht das dafür, daß wir uns mit ganz Polen und ganz Rußland verfeinden, wegen ein paar Kindern?"

Eine am Damaskusthore lagernde Zigeunergruppe unterbrach das Gespräch. Ich war überrascht, auch hier, wie zwanzig Jahre früher, in der St. Peterskirche zu Rom, die braunen Parias der Erde zu finden. Sie bettelten schreiend, Weiber und Kinder, in türkischer Sprache. Das warme Klima begünstigte ihre Armut an Gewändern; ein bunt gestreifter, länglicher Teppich, zeigte die Gestalten mehr, als er sie verhüllte. Die Kinder waren völlig nackt. Ein Mann, mit irgend einer Flicke beschäftigt, sah nicht auf; ein Anderer geigte zu meinem Erstaunen das lange nicht mehr gehörte Lied Rakoczi's des Rebellen. Ist es nicht eine Mission dieses versprengten Volkes die Göttin Musika durch die ganze Erde zu tragen, wie die eines andern auch versprengten Volkes, den Gott Jehova? Und beide dulden nicht, daß die Welt klanglos sei und im Heidenthume versinke, und so geigen und singen sie aufrührerische Melodien und das Lied David's, des königlichen Dichters. Und wenn ein Jude dem melancholischen Liede des Zigeuners horcht, zittern nicht Erinnerungen und Gestalten von den Ufern des alten Nils in seiner Fantasie empor? Oder tönt es nicht wie Windhauch durch Harfen an den Weiden Babilons?

Mir aber tauchte noch eine Erinnerung aus meiner frühen Jugend auf, wo ich auf den österreichischen ehemaligen Abrichtungsanstalten, die sich in überaus lieblicher Naivität Humanitätsschulen nannten, die Geographie auswendig lernen mußte. Bei den Bevölkerungsangaben hieß es immer zur Demütigung der jüdischen Schüler, nach Katholiken, Protestanten, Griechen, Unitariern, am Ende: „Juden und Zigeuner!" Wir waren

dumme Jungen und begriffen nicht, daß es eigentlich eine Auszeichnung war, indem man die Juden neben die Unitarier gestellt hatte.

Ich warf den Bettelnden kleine Silbermünzen zu, und eines der Weiber rief: „Weißes Geld, weißer Mann! Gott gebe Dir so viele weiße Söhne, als Du uns weiße Münzen geschenkt hast, und keine Töchter, damit Du keine Schande erlebst!“

Eröffnungs-Feierlichkeit.

Ausschmückung des Hauses. — Ordenskreuz und Bild. — Bannstral gegen einen Musikanten. — Gäste. — Feierlicher Empfang. — Eröffnungsrede. — Volkshymne und Araba. — Fromme Erinnerung an Todte und Lebende. — Heil Abdul Medschid. — Orientalische Bewirtung.

Das für die Anstalt gemietete Haus war in allen Räumen mit rot-weißen Fähnchen zum Empfang der Gäste festlich geschmückt. Im Lehrsaale, der ebenfalls mit den österreichischen Farben verziert war, prangte auf breiter Flagge in prachtvollem Rahmen das Bild Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich — ein Weihgeschenk der Stifterin. Gegenüber war das Bild ihres Vaters des verstorbenen Herrn Simon Edlen von Lämel, angebracht. Längs der Wände gewahrte man die für den Anschauungs-Unterricht bestimmten Abbildungen von Thieren und Pflanzen und biblische Szenen.

Die nicht ruhenden zelotischen Müßiggänger bereiteten mir noch im letzten Momente manches Verdrüßliche. Ich wurde Nachts vor der Eröffnungsfeierlichkeit geweckt und mir mitgetheilt, es sei durch die russischen Juden das Gerücht verbreitet, daß sich ein Kreuz in der Anstalt befinde. Ich setzte voraus, daß durch irgend eine Bosheit ein Kreuz hineingeworfen oder an die Wand gemalt sein könnte. Ich eilte in das Haus, doch konnte ich Nichts entdecken, bis ich auf den Umstand aufmerksam gemacht wurde, daß auf dem Brustbilde des Kaisers die Großkreuze seiner Orden gemalt seien. Ich mußte mühsam die Spitzen der Kreuze mit einem Messer abschaben; ebenso unter dem Bilde des Herrn von Lämel

das geschnitzte versilberte Lamm seines Wappens wegnehmen, weil kein plastisches Bild in einer — Synagoge sein darf.

Das Bild war aber nicht in dieser, sondern im Lehrsaale angebracht. Einer anderen Bemängelung, daß das Portrait baarhaupt sei, konnte ich freilich nicht abhelfen. Der Musiker Reb Chajim aus Czernowitz, der die österreichische Volkshymne mit seinem Instrumente zu begleiten bestimmt war, ließ mit vielem Bedauern seines Verlustes absagen. Er war vor einige russisch-polnische Rabbinen vorgeladen und mit dem Banne bedroht worden, wenn er die Feier verherrlichen helfe. Zugleich wurde ihm aber auch, ebenfalls unter Androhung des Bannes untersagt, die Namen derjenigen zu nennen, die Solches über ihn zu verhängen bereit seien.

„Heilige Einfalt!"

Der kaiserliche österreichische Consul Graf Pizzamano hatte die Güte, mit mir die geladenen Gäste zu empfangen. Unter diesen wurde zuerst Se. Exzellenz, der Pascha von Jerusalem, Großkreuz des Franz Josef und anderer Orden, mit seinem glänzenden Gefolge begrüßt; dann der Chacham Baschi Abulafia mit seinem ganzen geistlichen Collegium. Es erschienen ferner mit ihren Dolmetschern und glänzend bewaffneten Dienern die Consuln von Frankreich, England und Spanien.

Ich führte nach der Begrüßung mit den beiden an der Anstalt angestellten Lehrern die aufgenommenen Kinder vor; alle in geschmackvoller uniformer orientalischer Kleidung. Nachdem die Kinder die ebenso glänzende als bedeutende und ehrwürdige Versammlung begrüßt und auf den schönen grünen Schulbänken Platz genommen hatten, stimmte ein Sängerchor hebräisch den für die Einweihung gewählten Psalm an:

„Ich preise dich, o Gott, daß du mir aufgeholfen und meine Feinde nicht frohlocken ließest über mich."

Ich hielt hierauf folgende kurze Ansprache:

„Wenn ich vor die hochverehrte Versammlung trete, um sie anzureden, so bin ich in dem glücklichen Falle, daß Bild und Ge-

danke nahe liegen und mir dargeboten ſind: das Bild des Tempels, der Gedanke des Unterrichts! Blicken Sie zu dieſen Fenſtern hinaus und nur wenige Schritte fern ragt die Weſtmauer des Tempels empor. Sie iſt der einzige monumentale Ueberreſt einer längſt dahingegangenen Zeit und einer erloſchenen Lichtherrlichkeit. Als dieſe Tempelmauern wankten, der Fall der heiligen Stadt unvermeidlich war, da ließ ein Mann, ſcheinbar als Leiche, ſich aus der Stadt hinaustragen, — denn die Zeloten hätten ihn ſonſt als Verräther erſchlagen, — um für ſeine Brüder, für Weiber und Kinder um Gnade zu flehen. Als der Feldherr dieſe verſagte, ihm aber eine perſönliche Gnade zu gewähren verſprach, bat Rabbi Jochannan ben Sakai: „Laß mich eine Schule begründen.“ Der Römer gewährte lächelnd die Bitte und ahnte nicht, daß in ihrer Erfüllung die ganze große Zukunft des Judenthumes liege, welche das eiſerne Rom überdauern und den Sieger einſt beſiegen ſollte. Rabbi Jochannan ben Sakai ſah, daß es mit dem Staatsleben der Juden zu Ende ging, und er faßte den Gedanken eines geiſtigen Reiches, eines geiſtigen Jeruſalems, welches das weltliche, nunmehr in Trümmern liegende überdauern ſollte. Die Juden ſind die Bürger dieſes Reiches, die heilige Lehre iſt das unentziehbare Grundrecht ihres geiſtigen Staates.

„Laß mich eine Schule gründen!“

Dieſer Gedanke iſt es auch, der in dem Herzen und Geiſte einer edlen und frommen Frau im fernen Oeſterreich, deſſen Blick dem Oſten zugewendet, deſſen unabweisliche Aufgabe es iſt kulturhiſtoriſch zu wirken, auftaucht. Kultur iſt die Sonne, die aus Milliarden Stralen, welche aus Geiſtern und Herzen ſtrömen, zuſammenfließt und die Welt vor dem wiederkehrenden Chaos rettet und ſie erleuchtet!

„Laß mich eine Schule gründen!“

Es iſt eine hochherzige Frau, welche die Wittwe Jehovas zu tröſten kommt, nicht mit einer Stralengarbe, aber doch mit einem Funken, der liebevoll angefacht, fromm gehütet, zu einem Sterne anwachſen kann. Und er wird nicht verlöſchen, wie auch

ein finsterer, feindlicher Sturm wehen mag, er wird leuchten und selbst zum Heile denen leuchten, die das Licht scheuen und den Glauben im Wahne finden!

„Laß mich eine Schule gründen!"

Sie ist nunmehr begründet und es ist ein günstiges Zeichen, daß ein mächtiger und frommer Fürst, der unter seinen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, die junge Anstalt unter seinen gewaltigen Schutz nimmt. Es sind sechs Jahrhunderte verflossen, seitdem auf heiligem Boden das rot-weiße Wappen Leopold des Glorreichen entstanden ist und im schönen Oesterreich weht und glänzt, während es hier verschwunden war. Es ist ein günstiges Zeichen, daß es seit kaum einem Jahre in Palästina wieder entrollt, auch heute in diesem Saale flattert, als ein kostbarer Schmuck, als eine schützende Aegide."

Nach dieser Rede sang der Sängerchor unter Musikbegleitung die österreichische, von Letteris ins Hebräische übersetzte Volkshymne, die, in Prachtexemplaren gedruckt, während des Gesanges vertheilt wurde. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, in der uralten heiligen Stadt ein dem österreichischen Nationalgemüthe entsprungenes Lied in der Sprache der Psalmen zu vernehmen.

Ich wendete mich hierauf an den kaiserlichen österreichischen Consul und empfahl die Anstalt seinem besondern Schutze, seinem ferneren Wohlwollen, sowie der treuen Aufsicht und Sorge des leitenden Schul-Comités und fuhr fort zu sprechen:

„Nicht lange ist es, daß der Mund Abdul Medschids die Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen aussprach und so den Juden auch das lang versagte Menschen- und staatliche Recht wiedergab. „Schulen, Erziehung, Bildung, Kultur" sind jetzt Losungsworte auf einem Gebiete, wo man sie seit vier Jahrhunderten kaum vernommen hat. Vor wenigen Monden erging der Befehl an alle Rabbinen des weithin gedehnten türkischen Reiches, Schulen zu errichten. Ich fühle mich glücklich der Ueberbringer, der Bote einer Lehranstalt, der ersten zu sein, die seit dem Befehle des Großherrn gegründet wird. Heil Abdul Medschid!"

Der Sängerchor sang hierauf einen hebräisch gedichteten Segen, welcher der türkischen Volkshymne, der sogenannten „Araba“ angepaßt war:

„Der Herr der Höhen, der den Himmelsdom wölbte, verleihe sein Heil dem Sultan, dem erhabenen Herrscher, denn Liebe und Milde sind die Genien seines edlen Geistes. Er vergaß auch unser bedrängtes Volk nicht und ist stets eingedenk, uns seine hochherzige und väterliche Güte zuzuwenden. Es möge leuchten und blühen der Glanz seines Hauses für und für; es verkünde ein Tag dem andern seines Glückes Wachsthum. Seine Feinde sollen zu Schanden werden vor seiner siegreichen Macht und sein Ruhm verbreite sich über die ganze Erde.“

Das Gebet wurde in zahlreichen Exemplaren vertheilt; ein Prachtexemplar mit türkischer Uebersetzung Sr. Exzellenz dem Pascha Kiamil mit der Bitte überreicht, dasselbe Sr. Majestät dem Sultan zusenden zu wollen, was auf die freundlichste Weise zugesagt wurde.

Nun folgte das Gebet zum Andenken für Verstorbene: für Herrn Simon Edlen von Lämel und den durch seine testamentarischen wohlthätigen Verfügungen berühmten Nordamerikaner Touro. Dieser frommen Gedächtnißfeier, welche von der ganzen Versammlung aufrechtstehend vernommen wurde, folgten die „Mischeberot,“ die Segenssprüche für Frau Elise von Herz-Lämel, für die Herren Vertreter der Kultusgemeinde in Wien, als Kuratoren der Anstalt, für die Vorsteher und Rabbinen Jerusalems, für Montefiore, Rothschild, Albert Cohn, für das leitende Schul-Comité, für die Lehrer und Zöglinge. Der Chor schloß mit dem Psalm:

„So Gott wieder herstellen wird das verbannte Zion.“

Die wahrhaft erhebende Feier, wie eine gleiche kaum in Jerusalem noch begangen worden ist, hatte durch die erhabene Szene, auf der sie stattfand einen eigenthümlich wehmütigen und ergreifenden Charakter.

Die anwesenden Consuln brachten mir hierauf zu dem er-

freulichen Gelingen meiner Mission herzliche Glückwünsche dar, mit der Bitte, der Dolmetsch ihrer Gefühle und Anerkennung bei der großherzigen Stifterin zu sein. Die Versammlung wurde dann im festlich geschmückten Speisesaale der Anstalt nach orientalischer Sitte mit Erfrischungen bewirtet, gleichzeitig die Armen Jerusalems mit Brot reichlich betheilt, wobei die glänzenden Weihgeschenke, zumeist aus Wien für die Anstalt gesendet, in Augenschein genommen wurden.

Woher kann Hülfe kommen?

Pſ. 121, 1.

Ein- und Auswanderung.

Es ſind traurige Bilder, die wir entrollt haben; ſie treten um ſo greller hervor, als ſie ſich einzeln und nicht im Zuſammenhalt mit den ebenſo verkommenen Zuſtänden der mohammedaniſchen und chriſtlichen Verhältniſſe darſtellen. Eine wahrheitgemäße Schilderung der geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtände in Jeruſalem überhaupt müßten jeden Denker, jeden Gefühlvollen mit Schmerz und Zorn und immer wieder mit tiefem Mitleid erfüllen.

Wir haben aber Szenen und Gruppen und Geſtalten nicht gezeichnet, um dieſe Gefühle im Leſer wach zu rufen, oder vielmehr doch, um ihn geneigter zu ſtimmen für die Vorſchläge, wie zu helfen, wie zu retten ſei?

Es hat etwas unendlich Rührendes und poetiſch Ehrwürdiges, in den Reiſepäſſen der Juden als den Zweck ihrer Reiſe zu leſen: „um in Jeruſalem zu ſterben.“ Welche Glaubensinnigkeit, welche Freude an Schmerz und Entſagung drückt ſich in dieſen wenigen traurigen Worten aus! Wie tief muß die elegiſche Sehnſucht in einem Herzen leben, auf daß der Menſch alle Bande der Gewohnheit, der Familie und der Heimat durchſchneide und ſich von einem Welttheile losſage, um in einem zweiten, fernen arm und verachtet, den großen Erinnerungen ſeiner glorreicheren Ahnen zu leben, von der Herrlichkeit des Tempels, dem Glanze

der Cherubim auf Trümmern zu träumen, an den Gräbern der Könige, Richter und Profeten zu weinen, zu gehen „um in Jerusalem zu sterben."

Es umgibt ihn mit einer Art von Aureole, wenn ein mohammedanischer oder christlicher Pilger, der aus weiter Ferne nach Jerusalem wallfahrtet, d. h. mit allen Bequemlichkeiten des Lebens und den Genüssen, die seine Börse ihm gewährt, reiset, um nach einigen Monaten heimzukehren in den heitern Kreis all des Glückes der Heimat, und reich geworden an schönen Erinnerungen. Wie bewunderungswürdig ist dagegen der gebrechliche Greis, der müde gehetzte Jude, wenn er, preisgegeben allen Mühsalen und Entbehrungen einer ohne Vermögen unternommenen Reise, sich für immer und ohne Wiederkehr in den Gräberstaub des Thales Josafat flüchtet.

Die Juden wurden zuweilen mit den Mönchen verglichen, die an dem der Christenheit heiligsten Grabe beten und dafür mit Geld, aus aller Welt gesammelt, unterstützt werden.

Der Vergleich ist nicht richtig. Die Mönche in demütiger Frommheit üben Gebete und Entsagung, aber sie arbeiten auch. Sie sind Seelsorger, sie taufen, trauen und stehen Sterbenden bei, nicht selten Solchen, die an der Pest zu Grunde gehen; sie sind Lehrer, Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker und — Diener der Pilger. Sie sind, wenn von den Franziskanern die Rede ist, ein seit sechs Jahrhunderten von den fränkischen Königen zurückgelassener verlorener Posten. Dieser Orden hat mehr Märtirer für das heilige Grab aufzuweisen, als alle Orden der Christenheit zusammengenommen. Wir haben einen zu tiefen Blick auch hier in den sittlichen Verfall hinein gethan, um als Lobredner aufzutreten, aber die Wahrheit will ihr Recht und ein tapferes Opferleben muß anerkannt werden. Was jedoch vor Allem zu bemerken ist, die Mönche sind einzelne Männer ohne Familie, sie sterben hier, so wie sie gekommen sind — einsam.

Die Juden kommen meist mit Weib und Kindern, oder noch so jung, um dieses Segens theilhaftig werden zu können. Die Kinder, wie wir gesehen haben, erhalten keinen Unterricht

und heiraten so jung, daß sie körperlich und geistig verstechen und wenig geeignet sind, ihre dereinst schwächlich erzeugten Kinder zu erziehen. Diese hat natürlich keine Sehnsucht nach dem gelobten Lande hierhergebracht; vielmehr ist ihnen durch den alltäglichen Anblick ihre Geburtsstätte nicht ehrwürdig, wenigstens von keinem zauberhaften Golddufte umflossen, den die Ferne gewährt. Unwissend, ohne die Poesie, die ihre Eltern, ihre Großväter ewig hierher lockt, sind sie erwerbloſe Müßiggänger, denen das Almosennehmen jedes Ehrgefühl vernichtet hat. So wächst ein maßloſes Proletariat an Geist und Körper heran, dessen Folgen nicht abzusehen sind.

Welche Regierung, wenn nicht die türkische Anarchie, würde dies, in der ihr selbst nach Mekka heiligsten Stadt der Erde, oder in den anderen Städten Palästinas, Safet, Tiberias, gestatten? Fragen doch die amerikanischen Freistaaten den die neue Welt Betretenden, ob er sich mit einer bestimmten Summe ausweisen, oder einen für ihn haftenden Mann nennen könne, der für den Erwerbloſen zu sorgen die Verpflichtung übernimmt. Wenn dem Einwandernden der Nachweis gebricht oder wenn er körperlich verkrüppelt ist, wird er unnachsichtig von dem freiesten Lande der Erde zurückgewiesen.

Die Traktate gewähren die unbeschränkte Einwanderung. Gut. Wir selbst sind für das volle Recht der Freizügigkeit. Aber die europäischen Regierungen müßten derselben hier Einhalt thun. Der Greis, die Greisin, wenn sie nach Jerusalem sterben zu gehen sich sehnen, wer sollte ihnen ein so schmerzliches Glück wehren wollen? Wer mit kalter Hand in die geheimnißvollen Regungen eines gottgläubigen Gemütes, eines frommseligen Verlangens greifen; wer die Hand abwehrend entgegen halten?

Wenn aber ganze Familien, deren Kinder und Enkel in Zukunft der sittlichen und physischen Verkommenheit unrettbar entgegen gehen, wenn sie selbst in der Gegenwart schon mit der Armut ringen und mitunter, wohl auch arbeitsscheu, der Almosen wegen ins gelobte Land ziehen; da, will es uns scheinen, müssen die Regierungen die Vormünder sein, die wenigstens warnen und zurück-

zuhalten ſuchen. Thun ſie es denn nicht gegenüber denen, die nach Amerika auswandern? Es ſollte Geſetz ſein, daß fortan Jeder, der nach Jeruſalem einwandert, einen, wenn noch ſo mäßigen, aber beſtimmten Vermögensbeſitz ausweiſe, oder daß er ein Handwerker, oder ein Ackerbauer ſei.

Der Zufall ſpielt überraſchend. Während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, tritt ein Mann mit greiſem Haare bei mir ein, Herr Moſes Hamburger aus Waag Neuſtadtl in Ungarn. Er iſt 60 Jahre alt, und wünſcht Empfehlungsbriefe von mir, nach Jeruſalem, wohin er mit ſeiner Familie, einer Frau und ſieben Kindern auswandert.

„Beſitzen Sie Vermögen?“

Nein.

„Wovon wollen Sie in Jeruſalem leben?“

Eine Anzahl von Freunden hat mir durch Subſkription 1000 fl. jährlich zugeſichert.

„Wenn einzelne dieſer Wohlthäter ſterben, oder ihres Vermögens verluſtig werden, oder auch ihr Wort nicht erfüllen?“

Wird mir Gott helfen.

„Gewiß! aber Sie müſſen Gott unterſtützen in ſeiner Gnade, indem Sie arbeiten.“

Ich werde lernen.

„Wie alt ſind Ihre Kinder?“

Mein älteſter Sohn iſt 21, mein zweiter 19, mein dritter 17 Jahre alt, die übrigen 4 Kinder ſind jünger, das Jüngſte erſt 4 Jahre.

„Wenn Ihre Söhne Handwerker ſind, werden Sie willkommen ſein.“

Sie ſind keine Handwerker.

„Was werden ſie in Jeruſalem thun?“

Lernen.

„Aber die Sprüche der Väter lehren: Du ſollſt nicht die Thora zum Spaten machen, um damit zu graben.“

Er lächelt.

„Gut, sie lernen. Damit ist aber, wenn ich den weisen Spruch auch vergesse, kein Brot zu erwerben."

Was soll ich thun?

„Seh'n Sie, lieber Herr! ich wünsche Ihnen gewiß ein langes und gesund heiteres Leben; aber wenn der Herr Sie früh zu den Vätern versammelt, was in dem ungewohnten Klima, bei völlig veränderter Lebensweise möglich ist, was wird aus Ihrem Weibe, was aus Ihren Kindern? Werden die Wohlthäter, die Sie, den frommen würdigen Rabbi gern unterstützen, dann Ihre erwachsenen, zur Arbeit fähigen Kinder in weiter Ferne zu erhalten geneigt sein?"

Was thun die Anderen?

„Die Anderen leben vom Almosen, im Elend, sie betteln."

Wenn Gott es haben will.

„Nein Herr! das will Gott nicht haben! Gott will nicht, daß junge Menschen ein müßiges Leben hinträumen, daß sie, kaum nach Jerusalem kommend, unmündig wie sie sind, heiraten müssen. Müssen, sage ich Ihnen, nach der dortigen Anschauung der Juden. Gott will daß sich junge Kräfte rühren, Gott will daß sie sich und die Gesellschaft fördern; daß die Söhne tüchtig gemacht werden, ihre Eltern, wenn diese alt und gebrechlich werden, erhalten zu können. Gott will daß die Kinder Vater und Mutter ehren, auf daß es ihnen wohlergehe auf Erden. Wissen Sie, was Gott will? Die Arbeit im Schweiße des Angesichtes!"

Das ist sein Fluch, zu dem er durch des Menschen Sünde gezwungen worden ist, aber es ist nicht sein Wille gewesen.

„Ich aber sage Ihnen, lieber Herr! Während Sie des frommen Glaubens sind, eine Gott gefällige That zu thun, wenn Sie nach Jerusalem sich begraben gehen, begehen Sie in Ihrer Herzenseinfalt ein Verbrechen. Sie stürzen eine Familie, ein künftiges Geschlecht in Not, in körperliche und geistige Armut. Und wissen Sie auch, welcher Empfang Ihrer in Jerusalem harrt? Die Almosen werden dort von den Aschkenasim, je nach der Anzahl der Köpfe vertheilt, und da werden Sie allerdings

Seligkeit jenseits erwerben will, muß in Rußland leben. Wer aber weder Aulom haze, noch Aulom habo haben will der lebe in Jerusalem."

Vereinigung der Gemeinden.

Bei der Darstellung der Gemeingliederung sahen wir dieselbe Zerklüftung und das starre und feindliche Gegenüberstehn, wie unter den christlichen Sekten. Es ist das schlimmste Beispiel, das die Juden an den von ihnen verachteten Christen genommen haben.

Durch diesen beklagenswerten Zustand, durch das Streben, leidenschaftlich und unduldsam einen Vortheil den anderen abzugewinnen, und für einen kleinen ausschlüßlichen Kreis, oder gar für einzelne Personen selbstsüchtig auszubeuten, wurden nur kleine Einrichtungen getroffen und nichts geschaffen, was durch Großheit, durch Würde, durch Ordnung imponiren könnte. Wenn die Juden die Absicht hätten, sich die Verachtung der Mohammedaner und Christen, zu der diese, erbärmlich wie sie selbst sind, freilich keinerlei Berechtigung haben, zuzuziehen, sie könnten nicht planvoller verfahren.

Schwerlich werden sich jemals wieder die orientalischen mit den abendländischen Juden vereinigen. Sprache, Anschauungsweise, Sitten und Gewohnheiten, Adel und Gemeinheit werden sie immerdar auseinander halten. Vereinigung der Aschkenasim aber ist, weil sie denn doch auch schon bestanden hat, eine Möglichkeit, und eines der ersten Bedürfnisse für die Juden in Jerusalem. Wir verkennen nicht, wie schwer dies bei der gegenseitigen, meist aber durch Geldverhältnisse veranlaßten Feindseligkeit der Gemeinden, zu bewerkstelligen wäre, um so schwerer bei den mannigfachen Nationalitäten der Russen, Polen, Galizier, Böhmen, Ungarn, Deutschen, aus aller Herren Ländern.

Als charakteristisch muß es hervorgehoben werden, weil das Gegentheil von einem Manne, der sich geltend machen wollte, dargestellt worden ist, daß auch kein Zug politischer Bewegung oder Aeußerung durch die jüdische Bevölkerung Jerusalems geht. Sie

haben alle ihr Vaterland freudig aufgegeben, und seine Schicksale sind ihnen völlig gleichgültig.

Wer faßt aber alle die Zügel dieser Hartmäuligen in starker Faust zusammen?

Es müßten vorerst die Repräsentanten der europäischen Regierungen selbst die gegenseitige Eifersucht aufgeben und ein Einheitstreben merken lassen; es müßte überhaupt eine Regierung und kein zerfallendes Reich seine untergehenden Schatten auf die düstere Szene werfen.

Die Vereinigung würde ihnen aber auch sittlich zum größten Heile gedeihen, weil die einheitliche Menge sich besser durchbilden ließe, in der jeder neu Hinzukommende sich fügen oder sich hinausgestoßen fühlen müßte. Ein wohlthuendes Gemeingefühl würde entstehen, das jeden Einzelnen segenreich durchströmen möchte.

Die Institutionen, jetzt klein, weil zersplittert, könnten zu einer Achtung gewinnenden Höhe gebracht, Schulen gegründet, die Unterstützungsgelder besser und gerechter vertheilt werden.

Endlich bringt jede kompakte, einheitliche Masse eine imponirende Wirkung hervor.

Freie Wahl des Vorstandes.

Wir haben bei Darstellung der Gemeindeverhältnisse gesehen, daß die Vorsteher von Europa her, den Gemeinden in Jerusalem oktroirt werden. Sie dürfen thun und lassen, was ihnen gut dünkt, wenn nur diejenigen, die sie im fernen Abendlande ernannt haben, mit ihnen zufrieden sind. Das Gemeindemitglied darf keine, noch so klare Ungerechtigkeit rügen, kein Armer kann es sich erlauben, seine Stimme zu erheben, weil es ihm bei der nächsten Chalukavertheilung heimkäme. Doch auch auf diese Gefahr hin, würde Mancher im Namen Aller, empört wie sie sind, es wagen zu reden; aber der Vorsteher hat ihn, in anderer Weise, in der Gewalt:

Die Unterstützungsgelder treffen kaum jemals regelmäßig ein. Der Arme darbt und betrachtet es als eine Menschen-

freundlichkeit, wenn ihm für den Augenblick geholfen wird. Der Vorsteher benützt den Moment sich großmütig zu zeigen, und streckt aus der Gemeindekasse, soweit sie eben reicht, auf Abschlag dem mit seiner Familie Darbenden eine Summe vor. Bald aber erklärt er, daß die Kasse erschöpft sei und Gelder gegen Zinsen aufgenommen werden müssen. Endlich kommt eine Summe aus Europa an, von welcher vorerst die Schuld mit Zinsen zurückgezahlt werden muß. Der Vorschuß der Armen beträgt fast so viel, als die Summe, die bei der Vertheilung ihm zukommt; er muß wieder borgen, und so kann er sich nie der Kette entwinden, die ihn zum stummen, aber innerlich knirschenden Sklaven des Vorstehers macht.

Nirgendher werden so viele anonime Briefe versendet, als von Jerusalem, die über das ungerechte und harte Verfahren der Vorsteher sich beschweren. Eine offene Anklage darf der Arme aus den dargestellten Ursachen nicht wagen, und eine Appellation an diejenigen, welche von Außenher die Vorsteher ernennen, gibt es nicht.

Die Gemeinden und, wenn keine Vereinigung aller zu einer nicht so bald möglich wäre, die Gemeinden müssen sich das natürliche und in allen Staaten zugestandene Recht zurück erwerben, aus ihrer Mitte sich die Vorsteher zu wählen, welche ihr Vertrauen besitzen, die ihnen verantwortlich sind, und nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihr Amt niederzulegen haben.

Allerdings steht es in Frage, ob die in Jerusalem gewählten Vorsteher auch das Vertrauen derer besitzen werden, die in Europa das Almosengeld sammeln, um ihnen dasselbe zur Vertheilung einzusenden. Es bedürfte dießfalls nur einer öffentlichen Aufklärung des Sachverhaltes, und wir sind überzeugt, daß die frommen Spender gerne, nach wie vor beitragen werden, wenn ihnen die Beruhigung wird, daß die wirklich Armen die Almosen empfangen.

Fromme Spenden könnten bei den Regierungsbehörden eines jeden Landes, und von diesen an die für eine gerechte Verthei-

lung verantwortlich zu machenden Consuln gesendet werden, die aber nur unter Zuziehung der Gemeindevorsteher das Geld zu vertheilen hätten. Ein solches Verfahren findet bereits seit einigen Jahren statt. Die Gelder aus Galizien kommen den österreichischen Unterthanen durch das k. k. Consulat zu, und zwar zu voller Zufriedenheit der Gemeinde. In neuerer Zeit hat der Rabbiner zu Wien, Herr Horwitz, Herr Eisenstädter zu Ungvár, Herr Hartstein in Ujhely durch Vermittelung des Erstgenannten ebenfalls diesen Weg eingeschlagen.

Der k. k. österreichische Consul läßt bei Empfang der Gelder sogleich am Consulatsgebäude den eingelaufenen Betrag bekannt machen, was schon ein großer Vortheil für die Armen und ein erster Schritt zur Betheiligung und Einsicht der Gemeinde in ihre Angelegenheiten ist, die niemals von ihren Vorstehern erfahren, wie viel Almosengeld eingesendet wurde. An das österreichische Consulat gelangt auch durch eine neuere praktische Verfügung der Unterstützungsbetrag in Gold, was einer oft unglaublich hohen Agiotage vorbeugt. So geschah es vor Kurzem durch den stets und rasch wechselnden Geldkurs, daß den Armen von 40,000 Piastern 10,000 Piaster verloren gingen.

Das Geld wird an die wirklich Armen gleichmäßig, und nach gewissenhaft erwogenem Bedürfniß vertheilt. Diese Art und Weise wurde von der Gesammtheit, nur nicht von den Vorstehern und Rabbinen dankbar aufgenommen. Wir rathen all denen die Almosen nach Jerusalem senden, keinerlei andere Vermittelung, als die der Consulate unter Zuziehung des Vorstandes anzusprechen, und die Beträge in Gold einzusenden, bis vielleicht der Vorschlag, den wir in den nächsten Blättern uns erlauben werden, ins Leben getreten ist.

Frühe Heirat.

Wir haben die Feierlichkeit einer jüdischen Hochzeit in Jerusalem auf einem früheren Blatte geschildert, und der Leser hat das sittliche Grauen mit empfunden, welches der Anblick der Kinder-Eheleute in uns wachgerufen hat.

Wenn die geistige Versunkenheit des Orients überhaupt, mit durch Vielweiberei und zu frühzeitige Ehe verschuldet ist; so sind in dieser Beziehung die orientalischen Juden, weil das Individuum immer die Anschauung und Gesinnung des ganzen Volkes spiegelt, wenigstens zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen.

Auffallend ist es daß die Mohammedaner, deren Proset sich mit der neunjährigen Aischa vermälte, nicht so frühzeitig wie die eingeborenen Christen heiraten. Nach kanonischem Rechte ist dem zehnjährigen Mädchen die Ehe gestattet; der jetzige lateinische Patriarch erlaubt nur nach weltlichem Rechte erst den vierzehnjährigen Mädchen eine Ehe einzugehen. Uebrigens wird von den Christen, wie von den Mohammedanern das Mädchen den Eltern abgekauft. Diese, wenn sie mehrere Mädchen haben, beeilen sich, weil sie dadurch zu einigem Vermögen gelangen, so bald, als möglich, ihre Töchter zu — verkaufen. Der geringste Preis ist 1000 Piaster; dieses Geld wird für „Erziehung und Erhaltung" in Empfang genommen, und ist nach unserer Anschauung aber echt mohammedanisch der Kaufschilling für eine Sklavin.

In früher Heirat überbieten aber die Juden, die den Mädchen eine Mitgift geben, Mohammedaner und Christen. Wenn es auch nicht gestattet ist, daß ein jüdisches Mädchen in Jerusalem vor dem zwölften Jahre heirate, so kann dies leicht umgangen werden, wenn sich die Familien für einige Tage nach dem Dörfchen Tur, auf den Oelberg begeben, und daselbst die Ehe ihrer Kinder vollziehen.

Wie aber verhält es sich mit den Aschkenasim? Wir wissen, daß die zu frühen Ehen in Galizien, Polen und Rußland hauptsächlich darum geschlossen werden, um die Söhne vor dem Militairdienste zu schützen. Dieser Beweggrund fällt im gelobten Lande weg, und eine frühe Entwicklung spricht für die aus Europa Eingewanderten ebenfalls nicht, wie etwa für die Orientalen.

Ein um die Topografie Jerusalems vielverdienter und die sittlichen und sozialen Zustände scharf beobachtender Arzt Dr. Tobler spricht sich über die frühe Ehe der Juden, wie folgt, aus:

„Ehe die Leute mannbar werden, ehe die Zeugungsorgane und Zeugungskräfte gehörig entwickelt sind, werden sie auf namenlose Weise mißbraucht. Wenn der Bube und das Mägdlein zu Jahren gelangen, in denen der Ziklus der Entwicklung geschlossen ist, und in denen erst die Natur zur Verjüngung ruft, so sind die besten Kräfte schon verschwendet. Schwächlinge erzeugen kümmerlich und mit der letzten Anstrengung kleine Schwächlinge, von denen etwa nur zwei Drittheile auf sehr wenige Tage und Wochen das Licht der Welt erblicken. Selten wird man eine Familie mit vielen Kindern sehen, hingegen wohl eine junge kinderlose Ehe nach der andern. Läge den Rabbinen Jerusalems nur ein wenig an der Vermehrung und Erstarkung des jüdischen Volkes, sie müßten diesem sündhaften Uebelstande wehren, sie würden notwendig auf den weisen Gedanken geleitet, die frühe Verehelichung einigermaßen zu beschränken. Die Tollheit, womit die Juden, das unvernünftige Vieh überbietend, das Geschäft der Fortpflanzung betreiben, schadet ihnen weit mehr, als eine Londoner Judenmission, welche höchst selten ein Schäflein, meist ein verirrtes entführt, ja mehr als hundert Londoner Judenmissionaire; denn in Folge der Sinnlichkeit, der Unwissenheit, der Verstocktheit fallen die Opfer hundertweise. Gegen jene Kleinigkeiten nun schäumt das ganze Pfaffenthum, wütet der Aerger, donnert der Bannfluch, und gegen diesen ungeheuren Schaden Israels regt sich Niemand."

Wir wissen nichts den Worten unseres verehrten ärztlichen Kollegen hinzuzufügen. Weil wir aber glauben, daß da dem Unverstand, der Niedertracht der Eltern von den Rabbinen kein Damm entgegengesetzt werden wird, müßte die Ehebewilligung, wie in der Heimat von den Organen der europäischen Regierungen abhängig gemacht werden. Um das Alter aber zu wissen, sollten Geburts-, wohl auch Sterbematrikel bei den Consularämtern eingeführt werden, was nebstbei den Vortheil einer fortlaufenden Statistik gäbe, die vollständig fehlt.

Gewiß wäre dies wieder eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, der wir nie und nirgend das Wort reden werden; in

Jerusalem wäre die Ausnahme eine Wohlthat, die aber nicht länger andauern sollte, bis die Juden daselbst zu einer gesünderen und besseren Ueberzeugung heran erzogen sein würden.

Acker- und Gartenbau.

Wir haben auf früheren Blättern die Fruchtbarkeit des Bodens um Jerusalem und in Palästina überhaupt geschildert, sie stellt sich nur in anderer Weise dem Auge dar, als in europäischen, mit Wasser gesegneten Ländern. Fleiß und Kenntniß sind hier, wie überall die Zauberstäbe, welche reiche Ernten frisch und reich hervor locken. Aecker und Gärten sprießen noch vom biblischen Segen; selbst die steinigten Berge, die Felsen, die ein langes Barbarenthum brach stehen ließ, zieren sich jetzt mit Maulbeer- und Rebenpflanzungen, welche die Griechen pflanzen.

Nur ein Legenden seliger Reisender mag den Boden seit 1858 Jahren einen verflucht unfruchtbaren nennen. Den Juden ist er es in Wahrheit, sie ackern nicht, sie pflanzen und ernten nicht. Sie sind zu träge wohl und in dem ungewohnten heißen Klima weniger geeignet, den Boden zu bearbeiten, wenn das Arbeit heißt, worüber ein deutscher Bauer lächeln würde. Ein Geschlecht endlich, das durch die frühe Heirat immer mehr herabkommt, ist zu schwach, um die den Menschen befriedigendste Arbeit zu thun; wiewohl auch ihnen die beste Freude nicht gegönnt ist: den eigenen Grund zu bebauen. Es ist so traurig, vom natürlichsten Besitze ausgeschlossen zu sein, und von ferne stehen zu müssen, wenn die gütige Natur ihre üppigen Tafeln deckt.

Auf dem unwirtbaren Libanon besteht in dem Dorfe Der el Kamar eine ganze jüdische Gemeinde, welche nur Ackerbau und Viehzucht treibt. In den von Sir Montefiore angekauften Citronen und Pomeranzengärten in Jaffa, arbeiten nur Juden. Doch all dies ist außer Jerusalem, hier sahen wir nur einen Mann, ein Stück des Berges Zion, den er angekauft hat, bepflanzen und zwar zu reichhaltigem Ertrage. Der englische, jetzt getaufte Jude, Herr Meschulam kaufte vor einigen Jahren bei Bethlehem den soge-

nannten „geschlossenen Garten Salomos“ und zieht da feines Obst, und in Jerusalem früher nicht gekanntes trefflich gedeihendes Gemüse. Anfangs nicht ohne Anfeindung der Mohammedaner; jetzt aber, durch den englischen Consul geschützt, unangefochten und mit reichstem Ertrage. In Jerusalem arbeiten Juden nur auf dem von der Mission angekauften Acker, wir haben bereits geschildert, wie! Wer aber soll auch das Volk belehren, wer zur Arbeit aufmuntern? die Lehrer? sie arbeiten selbst nicht. Die Rabbinen? sie haben Vortheil davon, wenn das Volk nach allen Länder- und Meeresstrecken hinaus um Brot schreit und die Juden der Erde erbarmenvoll Almosen schicken, und es nicht ahnen, wie sie dazu beitragen, ihre Glaubensbrüder auf der ihnen heiligsten Stätte zu demoralisiren.

Gebt ihnen Arbeit, daß sie arbeiten lernen, kauft ihnen Aecker, die sie hier, aber in der Heimat nicht besitzen dürfen, daß sie selbst im Schweiße des Angesichtes, wie der Herr es will, ihr Brot erackern, und aus einer Colonie von Bettlern eine edle Gemeinde werden und den Namen des Herrn heiligen!

Geldverwendung.

Wir gelangen zum Abschlusse unserer Antworten auf die Frage: Woher soll Hülfe kommen?

Die aus allen Enden der Welt einlaufenden Gelder sollen in dreifacher Weise verwendet werden:

1. Ein Haupttheil zum Ankaufe von Grund und Boden, auf welchem der Arme angewohnt würde, sich ehrenhaft, und wie es die heilige Schrift will, sein Brot im Schweiße des Angesichtes zu erwerben. Welche Befriedigung gleichzeitig für den frommen Juden, sich wieder im Besitze, wenn eines noch so kleinen Theiles des Landes seiner Väter zu fühlen. Der Jude würde wieder säen, pflanzen, ernten, und für sein eigen Feld um Thau, Sonnenschein und Regen beten lernen.

2. Ein Theil der Gelder wäre zur Einrichtung und Unterhaltung einer großen höheren Unterrichtsanstalt zu verwenden.

3. Ein Theil, und zwar Anfangs der größte, wäre unter Arbeitsunfähige zu vertheilen.

Der Amerikaner Turo hat testamentarisch eine Summe von 100,000 Thalern für Palästina zur Verfügung gestellt, welches Kapital bisher unverwendet, durch die Zinsen seit mehreren Jahren noch bedeutend vergrößert worden ist. Es wäre Großes und Segensreiches für die Zukunft damit zu beginnen; vielleicht in anderer wohlberathener Weise. Aber begonnen sollte werden, glauben wir bescheiden bitten zu dürfen.

In der angedeuteten Weise würden die jetzt fast ausschließlich nur als Bettler lebenden Juden von einem Gefühl ehrenvoller Selbstständigkeit durchdrungen werden, ihre Körper durch Arbeit wohlthätig erstarken, ihre Moral immer mehr die blanken Pfade der Rechtlichkeit und der Sitte gehen lernen.

Wer aber ist geeignet, eine solche Ordnung zu schaffen und lebendig wirkend zu machen?

In Jerusalem Niemand!

Die Juden beugen sich, aber dann ehrerbietig und gehorsam, nur einer regierenden Gewalt. England wird wegen der Bestrebungen seiner Missionsgesellschaft von den Juden mißtrauisch betrachtet. Frankreich und Spanien vertreten ausschlüßlich katholische Interessen, und Preußen hat eine zu unbedeutende Anzahl jüdischer Unterthanen in der heiligen Stadt. Oesterreich, das allein fast ein Drittheil der Juden in Jerusalem als Unterthanen und Schutzbefohlene zählt, wäre zumeist berufen, den starken Arm zur Verbesserung der Zustände zu leihen.

Ein Mann aus Europa, dessen Ehre und Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben wären, der jüdisches und allgemeines Wissen besäße und einen streng frommen Lebenswandel führte, müßte als europäischer Almosenier für die Juden in Palästina angestellt werden, und in Jerusalem seinen Sitz haben. Ihm wären einige fromme und redliche Männer der heiligen Städte, welche durch die Gemeinden selbst gewählt werden müßten, als Rath beizugeben. Dieses Comité hätte ausschließlich nur die Ordnung und Leitung der humanitären Anstalten, ohne irgend welche poli-

tische Gerechtsame, die natürlich den Consuln, der verschiedenen in Jerusalem repräsentirten Regierungen unverbrüchlich zustehen, zu leiten. Der Consul würde in das Gebahren Einsicht nehmend, nach zwei Richtungen hin, mächtig unterstützen und wirken. Er würde, wo es not thut, im Namen seiner Regierung bei der türkischen das Geeignete einleiten, fordern oder erbitten und nach Europa hin die Verantwortlichkeit über das gerechte Verfahren des Almoseniers und des Comité's tragen.

Ein gedruckter Generalbericht und streng kontrollirter Ausweis wäre endlich in alle Theile der Welt jährlich zu versenden.

Freilich werden sich die Bewohner Jerusalems, zerfahren, leidenschaftlich, ordnungslos, wie sie sind, einer solchen Ordnung niemals fügen. Hier, wenn auch nirgend sonst, müssen wir eine absolut befehlende Gewalt befürworten, zum Heile der Unmündigen, Verwahrlosten, auf die sie ausgeübt werden soll. Jenen zur Beruhigung, die mit ihren Glaubensgenossen im gelobten Lande es fromm, gut und redlich meinen und nicht wollen dürfen, daß der Name des Judenthumes entweiht werde, und seine Bekenner an der ihnen heiligsten Stätte der Erde der Verachtung und zwar einer gerechten, preisgegeben seien. Aber auch vom allgemein politisch sozialen Standpunkte aus betrachtet, will der Geist der Moral und der Culturgeschichte, wenn nicht verklärt, doch wenigstens versöhnt werden.

Schlußbetrachtung.

Wir sind in diesen Blättern oft dem gedankenlosen Fanatismus, der Unsittlichkeit einzelner und ganzer Gruppen, begegnet. Nirgend, wie in Jerusalem sind Religion und Moral, zwei scharf geschiedene Begriffe, in einer Stadt, wo Religion, die freie Himmelstochter, die Sklavin äußerer Formen geworden ist, und Moral heißt: nichts thun, sinnlich genießen, und um dies thun zu können, möglichst viel zu erbetteln.

Diese Witwe Jehova's! welch' einen Lebenswandel führt sie!

Um Gott! aber darf ich es wagen zu glauben, daß alle die in ihren Berichten Jerusalem verklären, indem sie seine alte Herr-

lichkeit entrollen, daß alle blind für die Gegenwart sind, und nur ich, der Einzelne offene Augen habe; oder ich allein nur geistigen Verfall und Ruine auf Ruinen sehe? Die Einsichtsvolleren in Jerusalem, die mit den Zuständen Vertrauten wissen um all das und werden die Wahrheiten dieser Mittheilungen, wenn nicht laut, doch im Herzen bestätigen, ich weiß dies!

Der menschenfreundliche Montefiore, der fünfmal die Gräberstadt besuchte, kannte er die Menschen und Zustände Jerusalems nicht eben so und besser? Aber er schrieb in die Paniere seiner Wappenhalter mit hebräischen Lettern den Wahlspruch seines Lebens: Jeruschalaim! Soll der edle Greis nun all sein Streben, als ein verlorenes darstellen, weil es an Undankbare verschwendet wurde? und ist es denn auch verloren? Er streute Saat mit reichen Händen aus, im frommen Vertrauen, der Herr werde sie, wenn nicht ganz, doch manches Korn grün und freudig aufgehen lassen.

Er schweigt in edlem Schmerze.

Der geistig energische Albert Cohn, als er rückgekehrt aus Jerusalem, von Kanzeln herab feierlich und prächtig uns von der Jehova heiligen Stadt erzählte, von den Leiden der Frommen daselbst, von der Not und der Sehnsucht nach besseren Zuständen, kennt er, nach zweimaliger Pilgerfahrt dahin, das heutige Jerusalem nicht? Er aber ist ein Verleumder im edlen Sinne des Wortes, er vergoldet morsches, wurmdurchfressenes Holz. Er will helfen, geistig und materiell helfen und er war wirklich so glücklich in mancher Beziehung; — da mußte er die Massen erwärmen, begeistern, auf daß sie sein schönes Missionswerk ihm fördern helfen.

Er spricht in frommer Begeisterung.

Es soll aber einmal der vergoldende Schleier herabgezogen werden, wie vom Antlitze Mokana des Profeten, der, weil er häßlich war, stets verschleiert erschien, und endlich als Lügner erkannt wurde. Mich will bedünken, daß ein Verschweigen und ein Schönmalen, wie edel auch in ihren Motiven, nicht helfen können.

Ich schreibe in hoffnungsloser Wahrheitsliebe.

Zwei Stimmen werden sich gegen die Enthüllung der Geheimnisse von Jerusalem erheben. Die eine von den Jerusalemiten, die, zum Nachtheil der Armut, bis jetzt Grund hatten, daß die Zustände unbekannt bleiben. Es stände schlimm um die Wahrheit der vorliegenden Darstellung, wenn sich kein Aufschrei der Zeloten und der nunmehr vielleicht geschmälerten Einnahmen der Vorstände erhöbe.

Die Wahrheit ist eine Spitze, welche die Blitze anzieht. Man wird wahrscheinlich nicht bange sein, den Bannstral auf mich zu zücken. Ich bestätige hiermit, für den Fall den richtigen Empfang im befriedigten Bewußtsein, daß die Armen Jerusalems mich segnen werden, daß der Geist der Kultur mir Recht giebt!

Aber auch Jene werden gegen mich sprechen, die in diesen Enthüllungen eine Herabsetzung der jüdischen Glaubensgenossen vor den Augen der Christen werden erkennen wollen.

Mir gilt es höher, die Bahnen gezeigt zu haben, welche zum Ziele echte Frömmigkeit, Sittlichkeit und Moral haben.

Und so mit Gott befohlen!

König David's Grab.

Strenge Abwehr. — Legende von Benjamin von Tudela. — Der Sultan njemßa. — Koranſpruch. — Abendmahlkirche. — Das Grabmal. — Proſet oder Dichter? — Harem des Zionwächters. — Chriſtliche Kirchhöfe. — Leuchtende Berge.

Ein faſt noch größeres Heiligthum als die Omarmoſchee iſt den Mohammedanern das Grab des königlichen Dichters, der ihnen, wie den Chriſten, als Proſet heilig iſt.

Ich durfte es als eine außerordentliche Begünſtigung des Paſcha betrachten, daß er die Erlaubniß ertheilte, das Grab zu betreten. Vor mir war das erſt in neueſter Zeit dem Herzoge von Brabant und ſeiner Gattin, dann dem Erzherzoge Ferdinand Max gegönnt.

Kein Jude hat jemals den Raum betreten, doch konnte ich auch nicht bemerken, daß die Juden in Jeruſalem mit beſonderer Sehnſucht, wie dies mit der Grabhöhle der Patriarchen in Hebron der Fall iſt, an dieſem Grabmale hängen. Vielleicht auch, weil das Buch der Könige ohne nähere Angabe nur einfach berichtet: „Und David legte ſich zu ſeinen Vätern und wurde begraben in der Stadt David's.“

Der Legenden erzählende jüdiſche Pilger des zwölften Jahrhunderts Benjamin von Tudela hat uns Folgendes vom Grabe David's überliefert:

„Die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben, waren unbekannt.

Vor fünfzehn Jahren ist die Mauer einer Kirche auf Zion eingestürzt. Der Patriarch ordnete an, sie wieder aufzubauen und die Steine dazu aus der Zionmauer zu brechen. An zwanzig Arbeiter wurden verwendet, aus denen zwei mit einander befreundet, noch bei der Arbeit blieben, als die übrigen sich schon entfernt hatten. Da stießen sie auf einen Stein, den sie nur mit Mühe wegwälzen konnten und sahen die Mündung einer Höhle, in welche sie hinabstiegen, in der Hoffnung, Schätze zu finden. Ein langer schmaler Gang nahm sie auf, an dessen Ende sie vor einem marmornen Palaste, dessen Säulen mit Gold und Silber verziert waren, standen. Eingetreten sahen sie in der Mitte einen Tisch, auf dem eine Krone und ein Szepter aus Gold lagen. Und dieses war das Grab David's und zur Linken das Grab Salomo's und so fort alle Gräber der Könige. Auch standen verschlossene Kisten da, von denen Niemand weiß, was sie enthielten. Als sie weiter vordringen wollten, wehte ihnen ein Sturm entgegen, daß sie ohnmächtig hinfielen und todt schienen, bis gegen den Abend hin. Da rief ihnen ein Geist zu: „Männer weicht von diesem Platze!" Sie erhoben sich erschrocken, tappten aus den Räumen sich wieder empor und gingen zum Patriarchen, um ihm zu erzählen, was ihnen begegnet ist.

Der Patriarch schickte zu dem Rabbi Abraham Hachoßid, der mit arabischem Namen Al-Constantino hieß und einer von denen war, die über den Fall Jerusalems ewig trauern und fragte ihn um die Sache. Dieser antwortete: „Es sind die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben."

Der Patriarch ließ am folgenden Morgen die beiden Arbeiter rufen. Sie aber waren noch von Grauen erfüllt und äußerten: „Gott will das Vordringen Niemandem gestatten." Der Patriarch befahl hierauf den Ort zu vermauern um ihn zu verheimlichen bis auf den heutigen Tag.

„Der Rabbi Abraham Hachoßid", schließt unser jüdischer Pilger, „hat mir diese Begebenheit selbst erzählt."

Die bewaffneten Kawasse des Pascha's und des Consuls geleiteten mich vor das Zionthor, oder wie es von den Mohammedanern genannt wird: das Thor des Profeten Daud.

Die Anmeldung beim Schech des Grabes war mir aus dem Divan des Pascha's vorangegangen.

Wir traten etwa nur fünfzig Schritte vom Thore entfernt in eine offene Thorhalle, in der zur Linken eine umgestürzte zerbrochene Säule von Mist umgeben lag. In einen schmutzigen Hofraum gelangt, wo Kinder und Hunde sich herumtrieben, traten wir in die Stube des Schech. Eine hohe, edle, achtzigjährige Greisengestalt; sein langer Bart, weißer als sein weißes, weites Gewand und sein weißer Turban. Vier seiner Freunde waren um ihn versammelt. Er ließ mir Pfeife, Kaffee und rosendurchduftetes Zuckerwasser reichen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln fragte mich der Schech:

„Du kommst aus dem Lande des Sultan njemßa?"

Eigenthümlich ist es, daß der Kaiser von Oesterreich im Oriente überall nur als der „Deutsche" Kaiser bekannt ist und daß dieser Anachronismus sich mit dem slavischen Worte „njemßa" fort und fort erhält. Als ich dem Schech bejahte, daß ich aus des Deutschen Sultans Landen sei, fragte er nach seinen Namen. Ich nannte Franz Jussuf, er schwieg eine Weile, wie im Nachdenken versunken, dann sprach er:

„Im Koran steht geschrieben: Ich habe Jussuf eingesetzt im Lande Mizraim, um die Träume zu deuten. Dein Sultan deutet die Träume und die Gedanken der Völker mit unserem Padischah, der alleinzige Gott wird die Beherrscher der Gläubigen und der Ungläubigen segnen und weil sie Freunde sind, wollen auch wir es sein, ihre demutvollen Diener."

Er legte seine Rechte an Herz, Stirne und Mund, was ich in gleicher Weise erwiederte.

Zwei seiner Diener, deren einer mir durch die frappante Aehnlichkeit mit der Büste Meister Pilgrams, des Erbauers der Stefanskirche in Wien und einen roten Turban, den einzigen,

den ich in Jerusalem sah, auffiel, war indeß gekommen, um mich an die heilige Grabstätte zu geleiten.

Wir traten, nachdem wir die Schuhe abgelegt hatten, durch eine Pforte zu einer Kirche mit drei Bogen, die von zwei in der Mitte des Raumes freistehenden Säulen sich zuspitzen. Eine dritte Säule ist halb vermauert und läßt erkennen, daß die Kirche ehemals länger war und durch eine Mauer abgetheilt wurde, in der sich hoch oben ein Fenster befindet, aus welchem wir später herabsehen werden. Zur Rechten vom Eingang sind drei Fenster, die wegen späterer barbarischer Vermauerung ungleich groß sind. Gegenüber dem Eintretenden an der Mauer ist eine rothbraune angestrichene Holzwand angebracht, die eine Nische birgt, zu der man auf einer abgebrochenen Säule, die als Auftritt dient, gelangt.

Zur Linken vom Eingange, in einer Ecke, ruht auf einer Säule und auf Spitzbogen ein steinerner kuppelartiger Baldachin; unter diesem führte uns eine Treppe hinab, in einen dunkleren Raum, wo uns ein hölzernes Gitterwerk von der Moschee vor uns abschloß. Die ziemlich niedrige Decke derselben ruht auf einer schweren viereckigen Säule, die Wände grau bemalt, zeigen Koransprüche, der Boden ist mit wenig kostbaren grüngelben Teppichen belegt. Aus der Moschee führt an der linken Wand vom Eingange eine nicht hohe Thüre in eine Kammer, die nur durch die offen bleibende Pforte spärliches Licht empfängt. Dem Eintretenden gegenüber, von einem schwer seidenen Vorhang überhängt, befindet sich der Mauer angebaut ein langer steinerner Sarkofag mit eingegrabener arabischer Goldschrift; sie verkündet, daß dies das Grab König David's sei.

Die Mohammedaner warfen sich auf die feinen Teppiche und berührten knieend und betend mit der Stirne den Estrich. Einer von ihnen, als er mich keinerlei körperlich ausgedrückte Verehrung bezeigen sah, fragte:

„Verehrst Du diesen Profeten nicht?"

Es wäre gewagt und dem frommen Moslim auch unverständlich gewesen, wenn ich ihm gesagt hätte, daß den Juden ihr König, nach dem Ausdrucke der heiligen Schriften, nur „der schöne Sänger

Israels" ist, mir aber, wie jeder fantasievolle und erhabene Dichter von prosetischem Geiste durchdrungen erscheine.

In der Oberkirche wieder angelangt, wohin die Legende das letzte Abendmahl Christi verlegt, umrudelte uns ein Haufe neugieriger Kinder: weiße, braune, schwarze Knaben und Mädchen. Alle verlangten sie Backschiesch, was ich ihnen auch gern gewährte. In der Diagonale der steinernen maurischen Kuppel, unter der wir wieder heraufgekommen waren, befindet sich eine kleine Thüre, zu der sechs Steinstufen hinaufführen. Unser Führer hieß uns aus der Kirche heraus auf die Terrasse treten, weil, um uns die Gemächer hinter jenem Pförtchen zeigen zu können, sich die Frauen aus denselben früher entfernen müßten.

Es gingen nach einer kleinen Weile vier weiß verhüllte Frauengestalten an uns vorüber, nur aus dem Augenausschnitt des Gesichtsschleiers funkelte es schwarz hervor.

Wir traten wieder ein und die bezeichneten Stufen empor in ein Vorgemach, das einen Spitzbogen halb verkleidet zeigt. Aus diesem in eine weiß getünchte kahle Stube gelangt, sahen wir die Fenster mit hölzernem Gitterwerk, entlang den Wänden einen schmutzigen breiten Divan, darüber mit Holzwerk vergitterte Nischen zur Aufbewahrung von Kleidern.

Wir befanden uns im Harem des Zionwächters.

Durch die Kirche zurück, wieder im Hofraume stiegen wir eine Treppe empor zu einer weiten Terrasse mit schöner Aussicht über die ganze Stadt. Vor einer Nische in der Mauer lagen Strohteppiche für die betenden Moslems. Eine schmale Treppe brachte uns in eine Halle, wo sich ebenfalls ein der Mauer angebauter, von einem grün kottonen Baldachin verhängter, frisch weiß übertünchter Sarkofag befindet. Auf seiner Ueberwölbung lasen wir dreizehn mit Bleistift hebräisch geschriebene Namen, wahrscheinlich ließ man die Arbeit des Uebertünchens durch einen jüdischen Maurer besorgen.

Aus diesem Raume sieht das oben angedeutete Fenster in die Kirche hinab, ihm gegenüber ein anderes über einen Theil der Stadt jenseit des Zionthores.

In den Hofraum zurückgekehrt, legten wir unsere Schuhe wieder an und gingen durch eine majestätisch hochgewölbte Spitzbogenhalle ins Freie hinaus. Hier entließ ich das bewaffnete Gefolge, nur Kawaß Mussa blieb bei mir.

Ich befand mich auf den christlichen Friedhöfen, die hier in einzelne Abtheilungen für die auch noch im Tode getrennten Sekten gesondert sind. Ich las viele Inschriften der Grabsteine, die flach auf den Gräbern liegend, mir weithin zerstreute weiße Blätter eines zerrissenen Buches schienen, das der Tod geschrieben hat. Sie erzählen von Pilgern aus allen Theilen der Erde und preisen ihr Schicksal, daß es ihnen gegönnt war, hier vom Tode ereilt zu werden.

Es war Abend geworden, die Sonne ging hinter den Bergen von Moab unter, über welche ein golden violettes Leuchten und eine Verklärung ging, wie sie Moses sah, nachdem die Herrlichkeit Jehova's an ihm vorübergezogen war, auf dem Berge Sinai.

Jüdiſche Legenden von König David's Grab.

Der Dolch.

In alter Zeit einmal beſuchte ein Paſcha von Jeruſalem das Grab des Königs David, oder, wie es die Moslim nennen, des Nebi Daud, „des Profeten David," auf Zion. Um beſſer ſehen zu können, bog er ſich über die Oeffnung, die zur Gruft führt; da entfiel ſeinem Gürtel ſein mit Perlen und Diamanten beſetzter Dolch. Er befahl ſogleich ihm den Dolch zu holen und man ließ einen Moslem an einem Seile hinab in die Gruft.

Nach wenigen Minuten wurde er entſeelt emporgezogen. Da ließen ſie einen zweiten Moslem an einem Seile hinab und wieder nach wenigen Minuten zog man ihn ebenfalls entſeelt herauf. Und ſo geſchah es einem dritten und einem vierten.

Der Paſcha ſchwor, daß er ſeinen koſtbaren Dolch haben müſſe und wenn die ganze Bevölkerung Jeruſalems darüber zu Grunde gehen ſollte. Da ſprach der Kadi zum Paſcha: „Vernichte, o Herr, in deinem Zorne nicht ſo viele Rechtgläubige! Wenn du deinem Diener aber Gehör geben magſt, ſo ſende zu dem Chacham Baſchi, daß er einen Juden hinabſchicke, dir den Dolch zu holen. Sollte er ſich des weigern, ſo magſt du ihm drohen mit dem Tode aller Juden. Ich glaube aber, du wirſt deinen Dolch wieder erhalten, denn die Juden ſtehen beim Nebi Daud in größerem Anſehen und ſind einflußreich bei ihm."

Dem Paſcha gefiel dieſe Rede; er ſendete zu dem Oberrabbi Jeruſalems und befahl ihm, durch einen Juden den Dolch aus der

Gruft des Königs David holen zu lassen. Der gottesfürchtige Rabbi erschrak gar sehr über den Befehl, die heilige Grabstätte der Könige durch Fußtritte zu entehren. Weinend bat er um eine dreitägige Frist, die ihm gewährt wurde.

Heimgekehrt, versammelte er die ganze Gemeinde und ordnete ein dreitägiges Fasten an und begab sich jeden Tag selbst, mit Männern und Kindern hinaus vor die Stadt gegen Betlehem, um am Grabe der frommen Patriarchenfrau Rachel die Todesnot ihrer Kinder zu erzählen und wehzuklagen. So thaten sie drei Tage hintereinander, fasteten, beteten und wehklagten.

Am vierten Tage sprach der Oberrabbi zu seiner Gemeinde: „Einer muß sterben für uns Alle und den Gang in die Gruft der Könige thun. Wer von euch will gehen?“ Da alle schwiegen, sprach er weiter zu ihnen: „So möge das Loos entscheiden!“ Das Loos fiel auf einen sehr frommen Synagogendiener. „Ich bin der Knecht Gottes!“ sagte er, und bereitete sich durch ein Bad und dreimaliges Untertauchen, wie durch geistige Reinigung zu dem Todesgange vor. Hierauf nahm er von den Seinen, dann von der weinenden Gemeinde Abschied und ging hinauf auf Zion und zu der Gruft, wo die Könige von Juda begraben liegen.

Der Pascha harrte schon mit seinem bewaffneten Gefolge und der arme Synagogendiener wurde an einem Seile hinabgelassen in die Gruft. Der Pascha horchte hinunter durch die Oeffnung, den Juden, die mitgekommen waren, zitterte das Herz; da schrie es nach wenigen Augenblicken dumpf empor: „Hinauf, hinauf!“ Man zog das Seil, es wurde allmälig die blitzende Klinge des Dolches, dann der mit Perlen und Diamenten besetzte Griff in einer geballten Faust sichtbar; es erhob sich das todtblasse Haupt des Synagogendieners, endlich die ganze Gestalt, die sich über den Rand der Gruftöffnung schwang und den Dolch dem erstaunten und erfreuten Pascha reichte.

Der Pascha hielt fortan die Juden in Ehren, wegen des besondern Schutzes, den sie vom Nebi Daud genießen.

Die Gemeinde jubelte; in allen Häusern wurden Gastmähler gehalten, aus denen Musik von Cymbeln und Pauken ertönte.

Am glücklichſten aber war die arme Familie des Synagogendieners, der mit Speiſe und Trank, mit goldenen und ſilbernen Geſchenken überhäuft wurde.

Jeder wollte von ihm hören, wie es in der Gruft der Könige ausſehe; er aber ſchwieg darüber und nur dem Chacham Baſchi vertraute er, daß vor ihm plötzlich, als er in der Finſterniß ſich befand, ein funkelnder Greis geſtanden ſei, der ihm ſchweigend den Dolch überreichte.

Die fromme Wäſcherin.

Es lebte einmal in Jeruſalem eine fromme und tugendhafte Frau; ihr Mann und ihre Kinder ruhten ſchon lange im Thale Joſafat und ſie hatte keine Verwandte mehr auf Erden. Sie harrte in ſtiller Demut, bis man auch ſie zum Zionthore hinaus, in das Thal der Auferſtehung tragen werde, und betete fleißig und hielt ſtreng alle dem Weibe auferlegten Gebote. Weil ſie aber arm war, erwarb ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit ihr ſpärliches Brot, indem ſie die leinenen Gewänder der Reichen wuſch. So hatte ſie auch die Wäſche des Schech vom Grabmale des Nebi Daud auf Zion zu beſorgen.

Als ſie eines Tages ihm wieder ſein Linnenzeug blank und reinlich brachte und er allein mit ihr im Hofe der Moſchee war, ſprach er zu ihr: „Du biſt ein braves Weib und ich möchte dich für deine Tugend belohnen. Möchteſt du nicht einmal in das innere Gemach des Grabes Davids, das wohl noch keiner deiner Glaubensgenoſſen geſehen hat, gehen?“ Als ſie ihm antwortete: „Eine ſolche Seligkeit zu erleben wäre mein höchſtes Glück,“ ſprach er weiter: „So folge mir!“ Er ſchritt voran, bis er an eine unterirdiſche Pforte kam, die er öffnete und in die er ſie eintreten hieß. Kaum hatte ſie die Schwelle überſchritten, ſchloß er ſogleich von außen die Thür hinter ihr ab und ließ ſie in einem finſtern Raume. Er aber eilte zum Kadi und erzählte ihm, daß ein jüdiſches Weib ſich freventlich in das Grab des Nebi Daud eingeſchlichen. Als er dies bemerkt, habe er ſchnell die Thüre hinter ihr geſchloſſen, um ſie der gerechten Strafe ausliefern zu können.

Der Kadi rief zornig aus: „Beim Leben des Profeten, die muß verbrannt werden!“

Während dieſes geſchah, merkte die fromme arme Frau, daß ſie der Schech betrogen habe und ihr Leben in Gefahr ſei. Sie warf ſich auf die Erde, weinte laut und flehte zu Gott, ſie um des Königs David willen aus der Todesnot zu retten.

Plötzlich ſtand vor ihr ein ehrwürdiger Greis, den ſie von keiner Seite herkommen geſehen hatte, worüber ſie ſich aber nicht wunderte und auch darüber nicht, daß ſie ihn trotz der tiefen Finſterniß ſehen konnte. Er ſelbſt nur leuchtete in einem matten Bleiglanze, ohne die ſchwarze Nacht um ſich her durch einen Lichtſchein zu erhellen. Er faßte die Frau an der Hand, was ſie ohne Grauen geſchehen ließ, und führte ſie durch lange, unterirdiſche, finſtere Gänge, bis er aus einem Schutthaufen, nahe der Zion-Synagoge mit ihr hervorkam; hier aber ſprach er zu ihr: „Geh in deine Wohnung, waſche ſogleich die Linnen, die dort liegen und laſſe durch nichts merken, was mit dir geſchehen iſt.“ Die fromme Frau wollte ihrem Retter danken, er war aber vor ihren Augen verſchwunden.

Unterdeſſen waren der Kadi, der Mufti und die Effendis der Stadt und noch viele Gläubige auf Zion erſchienen, um die Verbrecherin zu ergreifen und dem Moloch zu opfern. Das unterirdiſche Gemach wurde geöffnet und ſtreng durchſucht, aber Niemand war in demſelben zu finden. Der Kadi fragte zornig den Schech: „Spotteſt du unſer?“ Der Schech betheuerte beim Leben des Profeten, daß er die Wahrheit redete, und nannte den Namen der Wäſcherin. Der Kadi ſchickte ſogleich einige Diener in die Behauſung der genannten Frau. Sie fanden ſie emſig ihr Tagewerk verrichten und ſie fragte, ohne ſich in ihrer Arbeit ſtören zu laſſen, was man denn bei ihr ſuche. „Biſt du heute noch nicht ausgegangen?“ fragten ſie die Männer. Mit zankender Stimme erwiderte ſie: „Was ausgegangen? Ich ſtehe ſeit Anbruch des Tages bei der Arbeit, um am Abend die gereinigte Wäſche abliefern zu können. Seht, was noch da ſchmutzig aufgehäuft iſt. Die Zeiten ſind gar ſchlecht, der Verdienſt ſehr ſchwer und dazu

die Hitze des Tages. Ich habe keine Zeit auszugehen und auch keine mit euch zu reden.“

Als die abgesendeten Diener zurückkehrten und berichteten, wie sie die Frau fleißig bei ihrer Arbeit gefunden haben, hielten Alle die Aussage des Schech für eine Lüge, die er zur Verhöhnung des ehrwürdigen Kadi erfunden hatte. Er wurde ergriffen und auf Befehl des Kadi von umherliegenden dürren Olivenbaumästen ein Feuer angefacht und der Schech hineingeworfen.

Die fromme Wäscherin bekam jetzt alle schmutzige Linnen der Gemeinde zu waschen, denn Jeder wollte von ihr etwas über die merkwürdige Begebenheit hören. Sie zankte aber die neugierigen Leute aus. Erst auf ihrem Todtenbette erzählte sie, welches Wunder ihr begegnet war. Ihr durch Fleiß erworbenes Vermögen vermachte sie der Gemeinde von Jerusalem mit der Bedingung, daß an ihrem Sterbetage auf ihrem Grabe von einem frommen Rabbi das Gebet, Kadisch, gesagt werde. Und so geschieht es noch bis zum heutigen Tage.

Arabische Legenden.

König David ist, wie wir gesehen haben, den Mohammedanern als Nebi, d. i. Proset David heilig, denn von ihm spricht Gott im Koran: „Wir haben ihn bestellt zum Chalifen auf Erden; wir verliehen ihm Weisheit und die Kunst der Rede, daß er die Menschen richte nach Gerechtigkeit. Wir unterwerfen ihm die Berge vom Anfang zum Untergang und die Schaaren der Vögel.“

Auf das Letztere bezieht sich der zu Ende dieser Blätter geschilderte Leichenzug König Davids. Der Geschichtschreiber Hafis Ibn Asakir führt manche Sprüche des Königs David an, die sich überlieferungweise erhalten haben und unter denen der originellste ist: „Ein dummer Volksredner wirkt nicht mehr, als der Leichensänger am Haupte des Todten.“

Die moslemitische Legende erzählt von dem Könige und Proseten folgende Züge und Erlebnisse:

Die Reue.

Ueber den am Uria verübten Verrath ergriff den König die bitterſte Reue. Er lag vierzig Tage und vierzig Nächte im Staube und weinte. Zwei Bäche ſtürzten aus ſeinen Augen und floſſen von der Terraſſe des königlichen Palaſtes in den Garten, wo ſie ſich verliefen. Die Thränenweide und der Weihrauchbaum entſproßten der Stelle.

Der Herr der himmliſchen Heerſchaaren ſandte einen Erzengel zu ihm herab und ließ ihm verkünden, daß ſeine Reue erhört ſei. David hörte aber nicht auf zu weinen und fragte: „Wie wird der Herr am Tage des Gerichtes richten zwiſchen mir und Uria?“ Der Erzengel wußte nicht Beſcheid und verſprach den Herrn zu fragen. „Ich werde,“ ſprach der Herr, „am Tage des Gerichtes den Uria entſchädigen. Mein Knecht David muß ſich aber mit Uria verſöhnen.“

David ging zum Grabe Uria's, und ſich auf ſein Antlitz werfend, ſprach er hinab: „Uria! Ich habe dir Unrecht zugefügt, willſt du mir verzeihen?“ Da ſprach es dumpf zurück: „Ja, mein Herr und König!“ Der König redete weiter: „Uria, ich habe nach deinem Weibe begehrt und dich durch einen verrätheriſchen Brief dem Tode auf dem Schlachtfelde preisgegeben. Verzeihſt du mir im Grabe?“ Da blieb das Grab ſtumm und antwortete nicht.

Der Herr ſandte den Erzengel in das Grab, der dem Uria tauſendfachen Erſatz im Paradieſe verſprach, und dann erſt verzieh er dem Könige.

Panzerhemde.

David beſaß die Kunſt, Eiſen in ſeiner Hand weich zu ſchmiegen und verfertigte ſchuppige Panzerhemden, die man vor ihm nicht kannte. Er ließ ſie verkaufen und verſorgte von dem Erlöſe ſeine Tafel. Ein reiſender Engel hatte ihn die Kunſt gelehrt und ihm vorgeſtellt, wie jeder König nebſt der Kunſt des Regierens noch eine zweite erlernen müſſe, damit er, wenn ihn ſein Volk fortjage, ſich Brot zu erwerben verſtehe.

Das Sterben.

König David entfernte sich niemals aus seiner Burg, ohne sein Schlafgemach zu schließen, und er erschrak gar sehr, als er eines Sabbats zurückkehrend bemerkte, daß er vergessen hatte abzuschließen.

Und wirklich hatte sich ein Fremder, seltsamen Aussehens, eingeschlichen. Der König fragte zornig, wer er sei, der unangemeldet das Gemach eines Königs zu betreten wage?

„Ich bin," erwiderte der Fremde, „einer, der die Könige nicht fürchtet und den kein Riegel und kein Vorhang einzutreten hemmt." Der König sagte traurig: „Dann bist du der Tod!" legte sich ruhig auf sein Lager und gab den Geist auf.

Der Leichenzug.

Will denn kein gottbegeistert Lied
Zum Harfenschlag erschallen?
Der königliche Sänger schied,
Der Stral aus Zions Hallen.

O, Stadt der Städte! wie verwaist
Stehst du im Wittwenkleide!
Dir ist entflohn der holde Geist —
Du weinst in tiefem Leide!

Und es beginnt der Leichenzug,
Fast nicht zu überschauen —
Empor ein banges Weinen schlug
Vom Chor der Klagefrauen.

Das Heer geht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten;
Und in der Ferne folgen bang
Die Priester und Leviten.

Trübheiße Glut drückt Kanaan,
Kein Hauch in Palmenzweigen,
Der Oſtwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen ſchweigen.

Da ſchwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreiſen,
Die letzte Ehre auch, dem Sohn
Des Liedes, zu erweiſen.

Und ſpannet ſeine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Daß ſo gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger ſchreiten.

Der Adler deckt den König nur,
Deß Geiſt auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Stral durchfuhr,
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun beſtattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langſam ſich empor der Aar
Mit rauſchendem Gefieder.

Nebi Samwil.

Aſchenhügel vom alten Opferdienſte. — Ramathaim Zophim. — Mizpa. — Samuels Grab. — Pilger aus den Dardanellen. — Gräber der Richter.

Kurz nach Sonnenaufgang holte mich Herr Endlicher ab. Wir ſtiegen zu Pferde von einem bewaffneten Diener begleitet, und ſprengten heiter nach den eine Viertelſtunde von der Stadt entfernten Aſchenhügeln, die man für Ueberreſte vom alten Opferdienſte des Tempels hält.

Dieſe Aſchenhügel ſind von bläulich grauer Farbe, deren einer beiläufig eine Höhe von 40 Fuß mißt. Eine unſichere Ueberlieferung bezeichnete ſie als die Aſchenhaufen der Brandopfer aus dem Salomoniſchen Tempel; während ſich die Meiſten hinneigten, ſie für Potaſchenüberreſte der Seifenſiedereien in Jeruſalem zu halten. Herr Finn lenkte die Aufmerkſamkeit auf dieſe Hügel und eine nach München überſendete Aſchenmenge veranlaßte eine Unterſuchung Liebigs. Dieſer zufolge iſt die Aſche wirklich als von den Brandopfern herrührend anzunehmen, denn ſie enthält vorwiegend thieriſche und keine vegetabiliſchen Beſtandtheile, denen ſogar kleine Knochentheilchen und Zähne beigemiſcht waren.

Wie überall um Jeruſalem über ſteinigten Boden, zwiſchen zerſtreut gepflanzten Oelbäumen, an den Gräbern der Richter vorüber gelangten wir in eine völlig unfruchtbare Landſchaft, durch die wir nach einem zweiſtündigen Ritte an ein kleines Dorf

kamen, das mitten in einer schönen Pflanzung von Feigenbäumen, Granatäpfeln, Oliven und Weinreben liegt.

Hinter demselben stiegen wir die 500 Fuß steile Höhe von Ramathaim Zophim empor, wo der Mann Gottes Saul entgegen kam, als er die Eselinnen seines Vaters suchen ging. Neuere Forschung hat auch diesen Berg, wo das Rama des Propheten Samuel gelegen haben soll, angezweifelt und mit scharfsinnigen Beweisen die Stadt des Propheten im heutigen Dorfe Roba gefunden. Hier erkannte sie die weithin schauende Mizpa, was Warte heißt, wo die Stämme Israels oft zusammenkamen, Samuel sie richtete und dem Herrn Opfer brachte. Wir wollen diesmal der dreifachen Ueberlieferung der Juden, Mohammedaner und Christen folgen und uns in unserm Glauben nicht stören lassen; jedenfalls stehen wir auf heiligem Boden!

Auf der Höhe angelangt befanden wir uns vor einer verfallenen Moschee, sie ist auf den Grundmauern eines lateinischen Kreuzes erbaut, wahrscheinlich auf den Trümmern des Klosters St. Samuel, das zur Zeit der Kreuzzüge sich hier befunden hat.

So diente dieser Berg, wie mancher Minister der Gegenwart, je nach Umständen den entgegengesetztesten Systemen, dreien Religionsstiftern: Moses, Christus, Mohammed.

Alte in Felsen gehauene Bauwerke liegen in Trümmern ringsumher, in denen noch drei Wasserbehälter zu erkennen sind.

Wir stiegen von den Pferden; ein kleines zehnjähriges Mädchen von schönem Angesichte, faßte die Zügel unserer Thiere zusammen, um sie während unseres Aufenthaltes zur Tränke zu führen und zu halten.

Der wüst genug aussehende steinerne Bau nahm uns auf. Wir stiegen eine Treppe empor und befanden uns in einer Halle, die nach drei Seiten hin offene Fenster hatte. Es ist ein gewaltiger Ausblick hier nach allen Richtungen: Jerusalem und der Oelberg schließen den Horizont nicht ab; das todte Meer schimmert fern her und die Berge hinter dem Jordan ragen empor. Näher liegt das Kloster St. Johann in der Wüste, das alte Engaddi. Nach einer andern Seite streckt sich die Küsten-

ebene mit Dörfern, der hohe Thurm von Ramleh und Jaffa, wiewohl nur dem bewaffneten Auge sichtbar und wie ein weißer Blitz: das mittelländische Meer. Es lagert auf dieser weiten Landschaft eine erhabene Einsamkeit und Stille.

Nachdem wir uns auf die Strohmatten der Terrasse gelagert hatten, um uns vom Ritte und trotz des frühen Morgens von der Sonnenglut zu erholen, nahmen wir ein kleines mitgebrachtes Mahl von Brot, Eiern, Käse und Wein ein. Plötzlich nahte eine lärmende Karawane, die zu uns heraufkam. Es waren dreizehn orientalisch gekleidete Juden. Der Vornehmste unter ihnen, ein stattlicher weißbärtiger Greis, Herr Isak Rußo aus den Dardanellen, kam, nachdem er ein wechselvolles Leben als Dragoman durchlebt hatte, nach Jerusalem, um dereinst da zu sterben. Zwölf seiner Freunde begleiteten ihn, sie wallfahrteten nach Hebron, Safet und Tiberias und werden nach Beendigung der Pilgerreise von ihrem Freunde für immer Abschied nehmen und zurückkehren in ihre Heimat. Er aber wird bleiben, um sich „nach hundert Jahren“ im Thale Josafat begraben zu lassen.

Die Pilger stimmten das Morgengebet an, und wieder klang die uralt heilige Sprache, wie vor Jahrtausenden auf der schönen Höhe über Felsen und Schluchten des gelobten Landes hinaus. Jeder Einzelne ließ dann vom Vorsänger das Gebet für irgend einen verehrten Todten sprechen; ich für den frommen hingeschiedenen Herrn Simon von Lämel, dem sich ein Mischberot, ein Segensspruch für Frau Elise Herz anschloß.

Nach dem Gebete stiegen wir eine Treppe herab in einen großen, viereckigen, von Mauern umgebenen Raum, der von einer eingebrochenen Wölbung nicht mehr ganz gedeckt ist. Aus dieser Halle, die mit Steinen, theils mit ärmlichen Hausrat gefüllt war, traten wir durch ein schlechtes Holzgitter, das die Halle theilt, zu dem Sarge des Profeten. Jeder von uns zündete eine Oellampe, die ein Synagogendiener aus Jerusalem mitgebracht hatte, zu Ehren der heiligen Stätte, an. Wir sahen von einem schmutzigen Wolltuche überhangen einen langen Sarkofag, an dessen vier Ecken kupferne Ezchajim, Lebensbäume, angebracht sind.

Wir hoben das Tuch empor und sahen eine weiß übertünchte, oben etwas gewölbte steinerne Truhe, die durchaus nicht den Eindruck eines antiken Werkes macht. In der Mitte des Raumes, auf dem wir uns befanden, klaffte ein Loch das wie in einen Keller, in das eigentliche Grab geht. Wir leuchteten hinab, ohne irgend einen Gegenstand in der leeren Gruft entdecken zu können. Der Muezim der Moschee führte uns in einen Seitenraum und zeigte einen mit Steinen verlegten Eingang, der durch einen kleinen abwärts gesenkten Gang zu der eisernen Thüre der Gruft führen soll, die, wie er sagte, noch niemals geöffnet worden ist.

Wir stiegen wieder die Treppe hinauf zur weithinschauenden Halle und wurden mit Tschibuk und Kaffee bedient. Ich fragte den Muezim, ob viele Pilger herauf kämen? „Nicht viele", erwiderte er, „und mehr Juden und Mohammedaner, als Christen."

Wir nahmen von den Pilgern Abschied, stiegen zu Pferde und jagten den Berg hinunter über die frischgrüne Bahn am Fuße desselben hinaus, bis uns der Boden langsam zu reiten zwang. Nach einer Stunde waren wir wieder an den Gräbern der Richter angelangt.

In einem freundlich bepflanzten Thale, dem Wady Beit Hanina eine kleine Anhöhe entlang, wo die kleine Wasserscheide zum mittelländischen Meere sich absenkt, befindet sich eine Anzahl von Grabhöhlen mit schön gemauerten Portalen. Wir stiegen in einige und fanden sie in einzelne Grabkammern getheilt, in denen sich Nischen für die Todten befinden. Durch eines dieser Portale gelangten wir in eine Vorhalle, in welcher vier schmale niedrige Pforten in Seitenkammern führen, in denen sich an siebenzig Nischen befinden, daher man sie für die Gräber des Sanhedrins hielt. Die Juden verehren in ihnen die Gräber der Richter und halten sie heilig. Sie gehen nicht vorüber, ohne in eines derselben hinab zu steigen und ein Gebet zu verrichten.

Vor einem derselben standen zwei Männer, die einen Schlauch mit Wasser einem Esel auf dem Rücken fester banden. Neben ihnen

waren zwei mohammedaniſche Frauen, die ſich als wir näher traten, nicht verſchleierten. Wir baten um Waſſer, das uns in freundlichſter Weiſe gereicht wurde. Die Frauen trugen einen eigenthümlichen ſilbernen Kopfſchmuck; als ich mich ihnen, um denſelben zu betrachten, näherte, ſtießen mich beide entrüſtet zurück.

Ich ließ ſie durch unſere Diener bedeuten; ſie fingen aber laut zu zanken an, während ſich die Männer ruhig verhielten.

Wir ſetzten uns wieder zu Pferde und ſprengten im Wettlauf in zwanzig Minuten bis an das Jaffathor.

Siloa.

Burgartiger Anblick. — Miſtſammlerinnen. — Weidende Thiere. — Rogel. — Lederner Eimer. — Siloa und Gichon. — Grotte der Nymphe Egeria. — Golgata und Vatikan. — Ein fliehendes Mädchen.

Ich ritt eines Tages mit Herrn Endlicher Morgens um 6 Uhr zum Zionthore hinaus, den ſteilen Berg hinab, zur Siloaquelle.

Im Thale angelangt, das mit Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, mit Oleandern und Weinreben bepflanzt iſt, gewährte, wenn wir rückwärts ſahen, der Stadttheil über uns einen großartigen Anblick. Er gleicht einer gewaltigen, mit hohen Mauern, Zinnen und Warten geſchützten und geſchmückten Burg des Mittelalters, die auf hohen Felſen ruhend, unbezwingbar erſcheint.

Im Thale waren Männer und Frauen mit Feldarbeit beſchäftigt. Einige von den letzteren ſammelten ſorgfältig den Miſt der häufig hierher zur Weide und Tränke getriebenen Thiere in kleine Haufen, die ſie, damit er nicht wieder zerſtreut werde, mit Steinkreiſen umgaben. Sie zogen den Schleier, wahrſcheinlich um ſich in der Arbeit nicht zu ſtören, nicht vor und ſchenkten uns überhaupt keine Aufmerkſamkeit.

Das kleine Thal bot einen ganz lebhaften Anblick. Kühe, Schafe und Ziegen weideten zerſtreut umher. Der Brunnen, von den Arabern Ejub, Hiobbrunnen genannt, der Rogel der heiligen

Schrift ist tief mit großen Steinen ausgemauert. Kolossale Steinblöcke und ein großer Wassertrog liegen an einem zerbrochenen Bogenwerke umher. Hier stand ein alter Mann, der mit einem rinnenden, schlauchartig genähten, ledernen Eimer an einem Stricke Wasser für uns schöpfte. Zu einem Schöpfrade, oder einer sonst bequemen Vorrichtung hat es Sirien und Palästina seit Jahrtausenden noch nicht gebracht.

Das laue Wasser hatte einen eigenthümlichen Geschmack, salzig soll es nur schmecken, wenn das Wasser höher steht.

Der anliegende kleine ummauerte Teich, zu dem einige Stufen bis unter die Oberfläche führten, war nur halb von einem mit grünem Schlamme bedeckten Wasser erfüllt, dieß ist der 53 Fuß lange, 18 Fuß breite Teich, oder die Quelle Siloa; von welcher der Koran sagt: „Zemzem und Siloa sind zwei Quellen des Paradieses."

Eine steinigte Anhöhe hinauf kamen wir zur zweiten Quelle. Wir stiegen sechzehn breite Stufen zu einem kleinen Vorplatze, von welchem aus noch acht Stufen hinab zur Quelle führen, wo sie aus antikem Felsenschnitte emporquillt. Die Christen nennen sie die Quelle der Jungfrau. Der gelehrte Rabbi Schwarz wies aus Schriftstellen nach, daß sie die Quelle Gichon und mit der Quelle Siloa identisch sei, von der durch einen in den Fels gehauenen Gang der Siloateich gespeist werde. Robinson durchkroch mit vieler aufopfernder Mühseligkeit den Gang und fand ihn 1750 Fuß lang. Auch beobachtete er eine der Ebbe und Flut ähnliche Erscheinung, die bis jetzt noch nicht erklärt ist.

Wir saßen lange in der frischkühlen Dunkelheit von Felsen umwölbt. Gedanken, die sich in Jahrtausende vertieften, zogen an mir vorüber. Plötzlich stand in meiner Erinnerung eine andere Grotte in einem eben so einsam stillen Thale, nahe einer anderen Weltstadt vor mir — die Grotte, in der ich vor zwei Jahrzehnten saß, in welcher der König Numa die Eingebungen der Nymphe Egeria empfing. Jerusalem und Rom, zweimal in der Weltgeschichte mit einander verbunden, in alten Tagen als Besiegte und Siegerin durch Titus, den „Bösewicht" wie ihn die

Juden noch heutzutage nennen, und in ſpäterer Zeit durch Golgata und Vatikan. Welche Geſchichte wird der Pilger nach einem Jahrtauſend wieder zurückzudenken haben?

Ein Mädchen in einem weiten, langen blauen Kleide, baarfuß, mit Spangen um Fußknöchel und Arme kam mit einem Kruge, den ſie auf der Schulter trug, die Stufen herab. Als ſie uns ſah, kehrte ſie raſch um und war ſelbſt gegen eine vorgezeigte Silbermünze nicht zu bewegen, uns Waſſer zu ſchöpfen.

Wir ſtiegen die Treppe wieder empor und ſahen durch eine dem Felſen eingeſchnittene Rinne hell und friſch die Quelle gehen. Wir knieten nieder und tranken aus ihr.

Bethanien.

Grab des Lazarus. — Königin Meliſinde. — Kaiſerin Maria Thereſia. — Strohmatten.

Zu Pferde geſtiegen, ritten wir aus dem Siloathal in das von Joſafat, an Gräbern vorüber, zwiſchen ihnen hin und empor und langten nach einer halben Stunde in Bethanien an.

Etwa zwanzig elende Häuſer, deren Mauern da und dort fugengeränderte antike Steine eingebaut zeigen, ſind über die ſteinigte Höhe hingeſtreut.

Ein etwa zwölfjähriges, ſonnegebräuntes Mädchen mit großen ſchwarzen Augen, minder ſcheu als das am Siloabrunnen, nahm die Zügel meines Pferdes, um ſie zu halten, bis ich aus dem Grabe des Lazarus, das die Mönchsüberlieferung hierher verſetzt, wieder heraufkommen würde. Wir ſtiegen ſechsundzwanzig Stufen tief hinab, während wir uns mit mitgebrachten Wachslichtern den Weg erleuchten. Die Kirche, die ehemals ſich über demſelben erhob, iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden; ebenſo das Kloſter, das die Königin Meliſinde hier für ſchwarze Nonnen erbaute.

Alles war einſam und ſtill; keiner der Bewohner, die künſtliche Strohgeflechte verfertigen, ließ ſich ſehen, weder aus Neugierde, und was noch merkwürdiger iſt, auch nicht, um Backſchieſch zu betteln. Das Mädchen allein, das mein Pferd hielt, bat um ein ſolches, war aber nicht zu bewegen, von den Silbermünzen, die ihr um die Stirne als Schmuck hingen, zu verkaufen.

An den Schläfen endete das funkelnd weiße Stirnband, mit je einem Thaler, auf dem das Bruſtbild der ſchönen deutſchen Kaiſerin Maria Thereſia mich heimatlich anſah.

Wir ſaßen wieder zu Pferde und ſprengten den Oelberg empor, um wieder der ſchönen Ausſicht auf Jeruſalem froh zu werden. Der Moſcheewächter bewirtete uns oben mit Limonade, Tſchibuk und Kaffee, während wir bequem auf Strohmatten, moſaikartig geflochten, auf einem Kunſtprodukte Bethaniens, ausruhten.

Gethsemane.

Keine achtzehnhundert Jahre alt. — Lacrimä Christi Wein. — Ein Zweiglein der Oelbäume.

Nachdem wir uns genug geruht hatten, ritten wir nach abwärts zum Garten Gethsemane. Ein von weißen Mauern eingefaßtes Längenviereck nahm uns auf, nachdem der Gärtner, ein italienischer Franziskaner, die kleine eiserne Thüre geöffnet hatte.

Acht zerklüftete Olivenbäume, denen jedoch die Botaniker kein achtzehnhundertjähriges Alter zuerkennen, und eine große Zipresse warfen Schatten über zierlichst angelegte Beete, in denen Rosen, Levkojen, Nelken blühten und von Rosmarin eingefaßt waren. Eine Laube von leichtem Holzwerke gezimmert, lehnt an der, der Stadt näheren Mauer. Von Weinreben umrankt, deren Saft mit besserem Rechte Lacrimä Christi genannt werden könnte, als der, den uns einst der Eremit auf dem Vesuv kredenzte, lud uns die Laube zum Ruhen ein.

Als eine außerordentliche Gunst, die wir der Bekanntschaft Herrn Endlichers mit dem heitern Gärtnermönche zu danken hatten, wurde uns Jedem, da dies namentlich zur Pilgerszeit streng untersagt ist, ein kleines Zweiglein von den Oelbäumen gepflückt und von der Rinde ein Miniaturfragment abgebrochen.

Es war ein friedlich schönes Weilen in dem kleinen Garten, ein Anblick, der in Jerusalem so selten ist.

Die Grabkirche.

Die Juden abgewehrt. — Entgeisterung. — Shakespeare's Dramen. — Ernste Stimmung. — Das Grab. — Juden und Mohammedaner als Kirchenbauer. — Vielverbreiteter Irrthum. — Stalaktitenhöhle. — Kopten als Schwalben. — Gottfrieds und Balduins Sarkofage. — Kaffeeküche. — Golgata verkleidet. — Raritätenkabinet. — Der Erfinder des Tätowirens.

Wer sollte in Jerusalem sein und nicht das Verlangen haben auch die Grabkirche zu sehen? Der jüdische Pilger aber, wenn er ein historisches, oder künstlerisches Interesse daran hat, darf es nicht wagen, sich auf die der Christenheit so heilige Stätte zu begeben.

Es scheint dieser Fanatismus kein kluger zu sein. Nirgend mehr als in Jerusalem suchen die Christen Juden zu bekehren. Wenn sie dieselben nun gewaltsam von der Grabeskirche entfernt halten, so geschieht dies gewiß zu geringerer Befriedigung der Bekehrungslust. Oder ist man der Meinung, daß sich die Juden dann um so weniger bekehren ließen?

Ein seltsamer Widerspruch ist es freilich, daß es die Christen nicht stört, wenn der durch sein Religionsgesetz unversöhnliche Feind des Christenthums, der Mohammedaner, durch die Kirche frei und ungehindert geht, während der Jude nicht einmal dem Vorplatz oder den der Kirche zunächst anliegenden Gassen sich nähern darf. Das Verbot der Christen ist übrigens überflüssig, denn der in Jerusalem ebenfalls fanatischere Jude betrachtet eine Kirche als einen unreinen Ort, dem er nur, wenn er nicht anders kann, mit Scheu sich nähert.

Ich mußte zu sehr früher Morgenstunde, wo kaum ein Besucher in der Kirche ist, sie betreten, der mohammedanische Kawaß des österreichischen Consulates begleitete mich. Auf dem schön gepflasterten Vorplatze mußte ich warten; der Kawaß ging die Pforte, vor welcher mehrere Arme beteten, öffnen zu lassen. Ich war allein und konnte ungestört die schöne, wenn auch künstlerisch nicht einheitliche Façade betrachten. Eine der Kirche unmittelbar angebaute Gärberei verbreitete den einer solchen eigenthümlichen Duft. Zwei Männer kamen aus dem Gebäude und schütteten, unbekümmert um den Platz, aus einem Kübel weithin ausgelaugte Lohe. Der Kawaß kam, nachdem ich längere Zeit gewartet hatte, und das hohe Portal wurde aufgemacht. So war ich denn nach anderthalb tausend Jahren der erste Jude, der diese Räume betrat, oder doch davon Kunde giebt.

Immer wieder, wenn wir einem großartigen Monumente gegenüber treten, vorzüglich wenn Religion und Geschichte es ehrwürdig machen, wenn es die Fantasie in verklärender Ferne sich wiederholt aufbaute, tritt eine ankühlende Enttäuschung ein.

So erlebte ich es vor der St. Peterskuppel in Rom, vor der Akropolis in Athen, vor den Piramiden in der Wüste. Das Alles wölbte und giebelte sich höher und fantastischer empor und war von einem Glanze und einem heiligen Hauche umweht, den die noch so kühnen Wölbungen, die mächtig ragenden Säulen und Bogen in der Wirklichkeit nimmermehr haben. Geistvolle Schilderungen der Grabkirche, die ich gelesen hatte, brachten eine ungleich fantasievollere Wirkung in mir hervor, als sie selbst.

Ich liebe es nicht Shakespeare's Tragödien — geschriebene Dome — dargestellt zu sehen. Die Coulissen und Sofitten verengen und verkleinern die Szene und die Gestalten. Beim Lesen aber, wo die Handlanger, welche die Coulissen vor- und rückwärts schieben, nicht stören, ist die weite Welt als Hintergrund der Handlung zu sehen. Es sind die ewigen Berge statt die Coulissen, die hochfliegenden Wolken mit ihren Sonnenstralen und Blitzen die Sofitten; der Königssaal und die wilde Schlucht stehen so großartig und prächtig, so schwarzgrün und schauerlich vor

dem Auge der Fantasie, wie sie niemals ein Dekorazionsmaler lebendig machen kann.

Noch tönen Tasso's Gesänge, die Verse Klopstock's, wie Orgeltöne feierlich in meinem Ohre, noch vernehme ich die Verzückungen Chateaubriands und um auch Anwiderndes zu nennen, die andächtelnden Phrasen Lamartine's, die sie dem welthistorischen Grabe zu Ehre anstimmten; eines Grabes, das allein hunderttausende Leben der Kreuzfahrer wert schien, um es zu erobern. Und haben wir es nicht selbst erlebt, welchen unheilvollen, zu keinem Siege führenden Krieg die heiligen Stätten heraufbeschworen haben? So trat ich, wenn auch anders denkend und glaubend, doch mit jener achtungsvollen Scheu, die ein historisch ehrwürdiges, architektonisch interessantes Bauwerk in uns wach ruft, an dasselbe heran.

Ich werde weder eine geschichtliche noch kunsthistorische Schilderung der Grabkirche hier versuchen und die tausend und aber tausend Beschreibungen derselben nicht vermehren. Ich werde die Gedanken, die in einem Juden, gerade in dieser Kirche auftauchen, nicht niederschreiben, weil sie kaum unbefangen aufgenommen werden dürften, ich werde nur einen skizzirenden Umriß der Kirche, wie sie sich in meinen Augen spiegelte, versuchen.

Durch ein hohes Portal eingetreten, wurde ich auf eine schöne Marmorplatte aufmerksam gemacht, auf der Jesus Christus von Josef von Arimathia gesalbt worden sein soll. Weiter vorschreitend, befand ich mich unter der kühn gewölbten Kuppel der Kirche, die auf sechzehn gewaltigen Säulen ruht, durch die sich zwei Galerien in der Höhe hinziehen. Die Rotunde mit buntem Marmormosaikboden beträgt etwa siebzig Fuß im Durchmesser. Die Kuppel ist, wie die im Pantheon zu Rom in der Mitte offen, so daß der Himmel herein sieht; aber sie zeigt ihn nunmehr auch an vielen andern Stellen, wo nämlich das Kupfer von Rost durchfressen, oder von den Griechen mit Absicht zerstört ist. Diese wollen den Bau durchaus notwendig machen, ihn auf ihre Kosten führen und so ihren Anspruch an den Besitz der Kirche erhöhen. Von der den Griechen angehörenden Terrasse allein kann man auf

die Kuppel gelangen, und es fällt auf, daß sie an dieser Seite zumeist zerstört, während die den Stürmen preisgegebene Nordseite, die aber nicht zugänglich, fast unversehrt ist. Durch die Fugen und Löcher zwitscherten jene Vögel, deren sich Venus zu ihrem Gespanne bedient, gleichsam daran mahnend, daß die heidnischen Römer hier zum Hohne der Christen einen Tempel dieser Göttin aufgerichtet haben. Eine Sekte gewährt der andern die Freiheit nicht, das Dach der Kuppel auszubessern, weil jede fürchtet, daß dadurch der anderen ein größeres Eigenthumsrecht an der Kirche erstehe.

„Wir hoffen" sagte mein italienisch erklärender Führer, „der Großsultan werde die Kuppel neu eindecken lassen."

Seitdem der Beherrscher aller Gläubigen, dem es ein Religionsgesetz ist, das Kreuz mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Großkreuze der christlichen Könige auf der Brust trägt, ist er auch allerdings geeignet, gleichsam ein Patron der heiligen Grabkirche, sie großmütig eindecken zu lassen.

Sind nicht auch die Giebel an der St. Stefanskirche in Wien zu großem Theil von geldbeitragenden Juden gebaut? Wie sich doch die Zeiten wandeln! An fast jeden mittelalterlichen Dombau knüpft sich irgend eine Sage, wie der Teufel selbst in irgend einer Weise den frommen Bau, wenn auch widerwillig fördern mußte. Der Teufel hat in unseren Tagen menschliche Gestalt angenommen. Juden und Mohammedaner bauen christliche Kirchen aus.

Es scheint uns hier die Stelle geeignet, einen Irrthum christlicher Pilger aufzuklären, der in Wort und Schrift wiederholt ausgesprochen worden ist, daß die heiligste Stätte der Christenheit sich im Besitze der Mohammedaner befinde. Dem ist nicht so! Die türkische Regierung nimmt durchaus keinen Einfluß auf den christlichen Besitz, dieser ist außer allem Zweifel und unangetastet.

Die Thatsache ist folgende: Drei mohammedanische Familien haben seit Jahrhunderten, um es so zu nennen, das Pförtnerlehen bei der Kirche. Um Unordnungen zu vermeiden, hält nur

eine dieſer Familien den Schlüſſel und theilt mit der anderen den kleinen Pförtnerlohn von 60 Para d. i. 7 Kreuzer fürs Aufſperren. Wenn das große Thor geöffnet wird, ſind 70 Piaſter und wenn es den ganzen Tag freien Zutritt gewährt, 100 Piaſter zu bezahlen.

Aber ich geſtehe, daß ſelbſt dies mir als frevelhafte Parodie des Hälters der Himmelsſchlüſſel erſchien. Als ich gegen einen katholiſchen Prieſter in Jeruſalem mein Befremden darüber äußerte, erhielt ich die frappante Antwort: „Danken wir Gott, daß dem ſo iſt. Jeder der es mit der Würde und Heiligkeit der Religion gut meint, müßte darum bitten, wenn es anders wäre. Wie der trojaniſche Krieg um die heilige Helena, der wir die Auffindung des heiligen Kreuzes verdanken und die bei uns begraben liegt" fuhr er im ſeltſamſten Anachronismus befangen, zu reden fort, „würde unter den chriſtlichen Sekten der Kampf um den Schlüſſel beginnen. Welche entehrenden, vielleicht blutigen Schauſpiele würden ſich abſpielen! Endlich iſt die Kirche ſelbſt durch einen mohammedaniſchen Pförtner vor dem Fanatismus der Mohammedaner am beſten geſchützt."

Wir waren an eine offene marmorne Kapelle herangetreten, die in der Rotunde ſteht und von der Kuppel hoch überwölbt iſt. Ich trat in einen von fünfzig ſilbernen Lampen, die an ſilbernen Ketten hängen, erhellten Raum. Unter dieſer Lichtglorie iſt ein Stein, den die Legende als jenen bezeichnet, auf welchem der Engel ſaß und verkündete, daß Chriſtus nicht mehr im Grabe zu finden ſei. Aus dieſer Kapelle, dem Eingange gegenüber, trat ich, durch eine kleine niedere Oeffnung mich tief beugend, in einen dunkeln engen Raum, wo ſich ein ſechs Fuß langer marmorner Grabtrog befindet, dies iſt das Grab Chriſti.

Ernſte und ſcharfſinnige Forſcher haben in neuerer Zeit bewieſen, daß alle dieſe Stätten nicht diejenigen ſind, als welche ſie bezeichnet werden, und daß die wirklichen unbekannt ſind. Selbſt ein katholiſcher Prieſter, der ironiſch poetiſche Alban Stolz, wenn er von all den Stätten ſpricht, erlaubt ſich überall das zweifelnde „ſoll".

Eine in Legenden und Sagen schwelgende Fantasie ist überall hier einer wunderseligen Andacht der aus der Ferne heran Pilgernden entgegen gekommen. Ein psychologisch denkendes, verständnißinniges Mönchsgeschlecht that übrigens gut daran, den nach sichtbaren Gegenständen und Erinnerungsmalen sich sehnenden frommen Pilgern solche zu zeigen. Einfache, äußerer Anregungen bedürfende, kindlicher Einfalt volle Menschen werden durch sie zu elegischer Andacht gestimmt, zu seliger Inbrunst entflammt.

Ich stand einst in einer großartigen Unterwelt. Alabasterblanke Stalaktiten spiegelten magisch den roten Glanz der Fackeln. Bald trat ich in einen Raum, den der Führer einen Dom nannte. Wir schritten die Stufen zu einem eisfunkelnden Throne empor, dann gingen wir Säulenfluchten entlang und blieben vor Altären stehen, über die herab weiße Baldachine von unseren Fackeln rot verbrämt hingen, und wieder zeigte man ein pfeifenähnliches Gebilde, als eine lautlose Riesenorgel. Diese Benennungen entsprachen freilich nicht ganz den Gegenständen, eine willige Fantasie ließ sich jedoch leicht anregen, um weiter zu bauen, Manches wegzudenken, und es entstand eine den Gebilden entsprechende Stimmung, die sich bald in einer Kirche, in einem königlichen Palaste, oder vor Obelisken träumen mochte.

So mag es dem frommen christlichen Pilger in der Grabkirche ergehen. Er erhält eine poetisch erfundene Szene für alle Gestalten und Gruppen der ihm heiligen Geschichten, die Illustrazion der Urbegebenheiten des Christenthums, ein marmornes Bilderbuch mit blauen, goldenen und silbernen Inizialen und Arabesken. Jedenfalls verehrt die Christenheit seit anderthalb tausend Jahren diese Stelle als das Grab Christi und so mag sie, wie ein Denkmal, das den Todten nicht birgt, aber ihm zum Gedächtniß errichtet worden ist, von gläubig Verehrenden begrüßt, aber von den sich anfeindenden Sekten wenigstens mit keinem Blute befleckt werden.

Wir belächeln mitleidig die tanzenden, oder die heulenden Derwische, oder diejenigen, die sich unter die Füße des über sie wegreitenden Sultans werfen.

Wie groß erscheint ein so crasses Barbarenthum gegen das Thun der Christen, die sich an dem ihnen heiligsten Grabe, am Sarkofage Christi, erschlagen, um an dem jährlich regelmäßig vom Himmel fallenden Feuer am Ostertage, zuerst die Kerze anzuzünden, oder dergleichen. An der Seite der Kapelle befindet sich die Oeffnung, durch die das Feuer sehnsuchtsvoll Andächtigen heraus gereicht wird. „Dieses Wunder", erklärte mir mein katholischer Führer, „machen diese Herätiker nur um mehr Geld von den Pilgern zu bekommen." In naiver Redseligkeit erzählte er mir auch, daß sich Pilger von den Herätikern gegen eine fromme Geldspende die Erlaubniß erbitten, mit ihren Frauen, deren Ehe nicht gesegnet ist, über Nacht in der Grabkirche eingesperrt beten zu dürfen. Und die Frauen ziehen dann von Hoffnung beseelt in ihre Heimat zurück.

Rührend erschien mir an der äußeren Rückwand der Grabkapelle der kleine hölzerne Altar der armen Kopten, wie das Nest eines aus weiter, weiter Ferne herübergezogenen Vogels, das einem mit vergoldeten Gebälken gezierten Marmorpalast angebaut ist. Diese demutvolle Armut schien mir besser zu dieser Stätte zu passen, als all der Prunk der armenischen und der griechischen Kirche, welch letztere in ihrer Mitte durch eine Säule den Mittelpunkt der Erde, symbolisch wohl sich selbst bezeichnend, zeigt.

Wir gingen dann in der weiten labyrintischen Kirche, die eigentlich aus vielen Kirchen und Kapellen besteht, die bald nebeneinander, bald hoch oben und wieder unten tief hin gebaut sind, umher: Zum Gefängnisse Christi, zur Stelle, wo er verspottet wurde, wo die römischen Soldaten um seine Kleider gewürfelt haben, wo Maria weilte, indeß ihr Sohn gerichtet ward, zur Longinuskapelle und dreißig Stufen hinab zu der der heiligen Helena. Hier ließ in neuester Zeit der Erzherzog Ferdinand Max statt eines alten hölzernen, einen marmornen Altar stellen, auf dem sich die Gestalt der heiligen Helena, das Kreuz in den Armen haltend, erhebt.

In der Kirche der Lateiner, deren Wänden entlang gebräunte Chorstühle stehen, wehte uns, unangenehm abwehrend, eine entsetz-

liche Ausdünstung entgegen; sie kommt aus einem anstoßenden Gange wo — doch die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben. Ein Mosaikkreis bezeichnet die Stelle, wo Christus Magdalenen als Gärtner erschienen sein soll. Das Altarbild ist, wie alle Bilder in der Grabkirche, völlig unbedeutend und auffallen muß es, wie die sich gern schmückende Kirche gerade in einer, die der ganzen Christenheit angehört, nicht ein wahres Kunstwerk aufzuweisen hat. Gibt es, wenn auch keinen Giotto, Cimabue, Gian Bellino oder Kranach, keinen frommen Maler mehr?

Der Franziskanermönch, der sich hier befand, geleitete mich nach freundlichster Begrüßung in die Sakristei und zeigte mir, sie aus einem hölzernen Kasten hervorholend, die schwere goldene Kette, die Sporen und das lange wuchtige Schwert Gottfrieds von Bouillon, dessen schwarz eiserner Griff Spuren ehemaliger Vergoldung zeigt. Ich zog es aus der modernen, rotsaftanen Scheide und schwang es, mit ernstem Gedankengruße, gegen die Stelle, wo ehemals die Sarkofage des ritterlich romantischen Helden und seines Bruders Balduin in einem dunklen Gange sich befanden. Als nach dem Brande der Kirche im Jahre 1808 die Griechen die Kirche wieder aufbauten, sah man die mit lateinischen Inschriften gezierten und vom Brande verschonten Sarkofage forttragen. Nach einer in Jerusalem verbreiteten Meinung sollen sie noch im griechischen Kloster verborgen liegen, oder vandalisch zertrümmert und die Asche des Helden zerstreut sein, der das Grab ihres Heilands aller Christenheit erobert hat. An der Stelle, wo ehemals die Sarkofage standen, sind steinerne, mit Strohmatten bedeckte Bänke angebracht, die zum Ruhen einladen.

Im Hintergrunde dieses Ganges befindet sich eine kleine Kaffeeküche und wird dem Gaste orientalisch höflich ein Täßchen Mokka angeboten. Mich widerte diese Höflichkeit an diesem Orte unsagbar an.

Der Franziskaner führte uns hierauf Treppen empor, zu kleinen Zellen, die in krummen winkeligen Gängen angebracht sind, in denen immer einige Mönche des lateinischen Klosters Wache halten, Buße thun und fasten. Sie dürfen drei Monate lang die

Zellen nicht verlaſſen, bis ſie von Brüdern abgelöſt werden. Ein dieſen Zellen angebauter Stall, in welchem ein Mohammedaner Pferde hält, macht dieſe von üblen Dunſt erfüllten Räumlichkeiten für jeden Beſucher ekelhaft. Wir entfernten uns ſo raſch als möglich.

In die Hauptkirche zurückgekehrt, ſtiegen wir eine Treppe wieder empor und ſtanden in einer kleinen Kirche, deren Decke auf einem Pfeiler ruht, zu deſſen jeder Seite ein Altar iſt. Wir ſtanden auf Golgata. Aller Fels iſt rings umher reich mit Marmor verkleidet; eine ſilberne Platte unterbricht an einer Stelle den Marmor. Empor gehoben zeigt ſie den Spalt im Felſen, der durch das Erdbeben bei Chriſti Tod im Felſen entſtanden ſein ſoll.

Wenn es auch hier gelehrte Forſchung unwiderleglich dargethan hat, daß dies nicht die Stätte, wo Chriſtus gerichtet worden iſt; ſo wird ſie doch von Gläubigen dafür gehalten und von Denkern ſymboliſch betrachtet. Darum ſollte dieſer Fels nicht um- und verbaut ſein. Es wäre freilich von ihm keine Spur mehr auf Erden, denn welcher Pilger von den tauſenden und aber tauſenden würde nicht, wenn ein noch ſo kleines Fragment, als Reliquie mitgenommen haben. Aber der Eindruck und die poetiſche Gewalt iſt verloren. Der Fels, auf dem, wie ihn der Talmud bezeichnet, „jener Mann“ gerichtet wurde und den die tiefer denkenden Juden als „Heidenapoſtel“ anerkennen, den eine Milliarde Menſchen als ihren Erlöſer anbetet, ſollte nicht ſo verſteckt, unanſehnlich und faſt unſichtbar gelaſſen werden. Dieſer Fels müßte frei in nackter Einſamkeit, wie der des „göttlichen Dulders“ Prometheus, oder doch wie der des kettenſchmiedenden modernen Titanen im Weltmeere, emporragen, eine Piramide in der Wüſte der Welt! Dieſer Fels, wenn er der wirklich hiſtoriſche wäre, würde den Vandalismus zur Großartigkeit erheben: den Rieſenbau der Grabkirche ringsum abzubrechen und die marmornen Trümmer in weitem ehrfurchtsvollen Kreiſe, als umfaſſenden Ring über die Berge Jeruſalems zu ſchleudern.

Ich wurde von meinem Führer durch alle dieſe Räume, ich darf das Wort brauchen: gehetzt. Er mochte gerne, ſobald als

möglich sein Geschäft, für das er fünf Franken zu bekommen hatte, vollendet haben und seine eintönige eingelernte Art zu erklären, war geradezu eine widerliche. Ich empfing zu meinem Leid den Eindruck eines zwar großartigen, aber nur eines Raritätenkabinettes. Meine gespannte Erwartung, meine erhöhte Stimmung, mit denen ich gekommen war, wichen einer geistigen und körperlichen Abspannung, zu der eine Aufgeregtheit über ein für mich immerhin bedenkliches Unternehmen noch mehr beigetragen haben mochte. Mussa, der Kawaß, vertraute mir später, es habe ihn der Führer, weil er mich keinerlei christlich übliche Verehrung den heiligen Stätten bezeigen sah, besorgt gefragt: ob ich denn kein Christ sei? Er habe ihn aber mit der Auskunft beruhigt: ich sei ein närrischer Engländer und dieses Volk, wenn auch christlich, sei ein herätisches.

Durch das Portal hinaus tretend, saß der mohammedanische Pförtner mit einigen Freunden gekreuzter Beine auf einem Teppich, behaglich Rauchwolken blasend, die sich in die Kirche hinein verzogen, und Kaffee trinkend. Hier verzehrt er auch sein Mahl, das ihm aus den Klöstern gesendet wird.

Vor der Kirche wurde ich von zwei Männern angesprochen, ob ich nicht irgend ein Heiligenbild mir auf den Arm tätowiren lassen wolle?

Die heilige Schrift verbietet mit klaren Worten das Tätowiren: „Ihr sollt nicht eingeätzte Schrift an euch machen.“ Die moslemitische Legende läßt, im Gegensatze zu diesem Verbote, keinen Anderen als den König David selbst das Tätowiren erfinden. Als dieser, erzählt sie, den Verrat an Uria begangen hatte, ergriff ihn tiefe Reue darüber. Um den schmerzlichen Ausdruck derselben sich für das ganze Leben gegenwärtig zu halten, ritzte er sich mit scharfem eisernen Griffel die Selbstanklage in Arme und Beine. Seitdem ist es im Morgenlande Sitte, daß Pilger nach Jerusalem und Mekka ihrem Leibe die Jahreszahl ihrer Pilgerfahrt,

oder einen Koranſpruch einätzen. Es artete dieſer fromme Gebrauch ſpäter aus und Verliebte brannten ihren Armen rote Herzen, wohl auch ganze Liebesgaſele ein. Die Beduinenweiber tätowiren noch heutzutage ihre Lippen blau, oder einzelne Male auf Stirne, Kinn und Wangen, als unvertilgbare Schönheitpflästerchen. Die Kreuzfahrer brachten die Sitte ins Abendland, wo ſie ſich bis heute noch unter Soldaten und Wanderburſchen und — Pilgern nach Jeruſalem erhalten hat.

Das österreichische Hospiz.

Schutträthsel für Archäologen. — Wolken kommen. — Schiebtruhen. — Entdeckte Grotten.

Vom österreichischen Consulatsgebäude, das auf einer Anhöhe am Damaskusthore steht, abwärts in der Spitze des stumpfen Winkels, den die Damaskusstraße und die Via dolorosa bilden, wird das österreichische Hospiz für Pilger und für Kranke gebaut.

Ein ganzer Berg von Schutt mußte abgetragen werden, bis man auf einen steinigten Grund gelangte. Der Schutt durfte aus besonderer Begünstigung des Pascha's unmittelbar vor dem Damaskusthore ausgeschüttet werden. Schon erhoben sich ansehnliche Hügel desselben, die künftigen Räthsel für archäologische Kombinazionen. Ich sah der Arbeit der Araber oft zu, die fast immer unter Singen gethan wird. Eines Tages sangen sie: „Wolken kommen!" und hörten nicht auf, diese zwei Worte den ganzen Tag singend zu wiederholen. Ein Arbeiter gab mit diesen Worten das Signal, daß der ihnen verhaßte, christliche strenge Aufseher nahe. Ein anderes Mal beginnen sie, wenn der Baumeister kommt, etwa: „Sei gegrüßt, o Herr!" Und diese Worte bleiben der Liedestext für den ganzen Tag. Ich konnte zu jeder Zeit und selbst wenn die Arbeiter in heißester Sonnenglut die ununterbrochene Arbeit verrichteten, viel Heiterkeit unter ihnen bemerken.

Großes Vergnügen bereiteten die ihnen neuen Schiebtruhen mit Rädern zur Wegschaffung des Schuttes. Es gab ein förmliches Wettrennen damit. Dazwischen bewegten sich pflegmatisch

langweilige Kameele, denen die Steinlaſten gleich ſchwer zu beiden Seiten angehängt werden. Kleine Eſel mit Kalk, Waſſerſchläuchen und dergleichen erheben oft ihr grelles Schreien und trotten, angetrieben, munterer zwiſchen her.

Eines Tages wurden wir mit der Nachricht überraſcht, es ſeien unterirdiſche Stuben entdeckt worden. Unſere Neugierde war ſehr geſpannt und wir ſtiegen auf Leitern in den Unterbau des Hoſpizes. Wir befanden uns da in einer mannhohen Grotte mit fünf aus dem Felſen gemeißelten, mit ihm zuſammenhängenden Säulen, davon zwei viereckig ſind, drei wie verſteinerte Baumſtämme ausſehen. Zwei Fenſter und eine Thüre waren mit Steinen verlegt. Im ſteinigten Fußboden, nahe den Wänden, ſind runde Löcher, wie zum Durchzuge von Stricken beſtimmt, ausgemeißelt, daher die Araber die Grotte für einen Pferdeſtall hielten. Uns ſchienen es vielleicht die Behältniſſe für wilde Thiere, die für den Zirkus eines römiſchen Imperators hier gehalten worden ſind. Die Koſten einer weiteren Ausgrabung, ſo anreizend ſie war, durften nicht gewagt werden, und ſo iſt eine vielleicht ſehr intereſſante Entdeckung für Jahrhunderte wieder verloren; nur ſoviel ſchien ſich feſtzuſtellen, daß dieſe Baulichkeiten unter dem Niveau der Via doloroſa ſich hinziehen und die ohnehin willkürliche Annahme derſelben monumental widerlegen möchten. Eine zweite, dem Damaskusthore nähere Grotte iſt höher, aber kleiner, der Boden mit zollgroßen Steinen moſaikartig gepflaſtert; auf demſelben lagen zwei Stücke prächtig weißen Marmors, davon ich, wie auch ein Moſaikfragment, durch die Güte des Herrn Endlicher mit in die Heimat brachte.

Das Kreuzkloſter.

Marmorbrüche für des Hoſpiz. — Weiß-Rot. — Sparſamkeit am unrechten Orte. — Die Bundeslade. — Bauſtil. — Schulen und Schlafhallen. — Tolles Pferd.

Graf Pizzamano hatte die Freundlichkeit, mir ſeinen arabiſchen Rotfliegen-Schimmel, einen Paßgänger, ſatteln zu laſſen und ich ritt, als wir aus den Grotten heraufgekommen waren, in Begleitung des Herrn Endlicher zu dem Kreuzkloſter. Am Damaskusthore meldete der Kawaß unſern Hinausritt an, um, wenn wir nach ſieben Uhr etwa erſt zurückkehren ſollten, das Thor noch offen zu finden. Wir ſprengten durch eine mit Oelbäumen bepflanzte Thalſchwingung, zur Linken die Stadtmauer gegen das Jaffathor hinauf und gelangten zu den Steinbrüchen, aus denen das Hoſpiz die Steine holt. Es iſt ein poetiſcher Gedanke des Architekten, daß er die Fronten des Gebäudes ſchichtenweiſe mit rotem und weißem Marmor, den öſterreichiſchen Farben, bekleidet, und nur zu beklagen iſt es, daß eine ängſtliche Sparſamkeit die Ausführung eines großartig gedachten Baues hemmt. Es ſollte nicht vergeſſen werden, daß es der öſterreichiſche Klerus, daß es Oeſterreich iſt, das nach ſechs Jahrhunderten zum erſten Male wieder in der heiligen Stadt Fuß faßt und nicht zurückſtehen darf hinter den monumentalen Werken Englands und Preußens. Freilich hatte der urſprünglich ohne Lokalkenntniß voreilig entworfene Koſtenüberſchlag von 60,000 Gulden ſchon das Doppelte erreicht, ohne daß mehr als die Wegräumung des Schuttes und die Grundmauerung möglich geweſen wäre.

Am offenen mohammedaniſchen Friedhofe vorbei, über ſteinigte

Felder, auf denen verstreut Olivenbäume grau grünen, in eine Thalschlucht einlenkend, hielten wir nach zwanzig Minuten vor dem Kloster. Auf einer der kleinen Anhöhen des zurückgelegten Weges, erzählt Geramb, soll die Bundeslade gestanden haben. Wann und aus welchem Anlasse gibt der abenteuernde Fantast nicht an. Das Kloster steht an der Stelle, wo der Stamm zum Kreuze für Christus gefällt worden sein soll.

Es ist schwer, den Bau dieses Klosters zu schildern. Weite Höfe, freie Treppen, auf und nieder, große Säle, Erker, ein im Bau begriffener Glockenthurm, bogenüberwölbte Hallen, freie Terrassen; alles scheint ohne Plan und zufällig entstanden zu sein, und gewährt eben dadurch ein fantasieanregendes Bild. Nur ein architektonisch messendes Auge könnte ein ordnendes Gesetz in diesem modernen arabischen Baue erkennen.

Wir sahen zwei Lehrsäle, wo Knaben in Elementargegenständen, Religion, Geographie und Sprachen Unterricht erhalten und wurden hierauf in die wohleingerichtete luftige Schlafhalle der Zöglinge und in den Speisesaal geführt, wo in musterhafter Ordnung für das Abendmahl der Mönche und Zöglinge die Tische gedeckt waren.

Auf dem Rückwege hatte ich Mühe, das feurige Pferd zu bändigen. Jagend und über Gräben setzend, brachte ich es, mit starker Faust die Zügel kürzend, nur dahin, daß es sich bis zum Ueberstürzen bäumte. Ich wünschte mir in diesem Momente die Schenkelkraft Gottfrieds von Bouillon, der jedem Pferde mit ihr die Rippen einbrechen konnte. Eine uns entgegenkommende Schaar von Klostereleven mit den sie begleitenden Mönchen schien es zur Ruhe zu bringen. Ich hörte später, daß das sonst treffliche Pferd zuweilen tolle Launen habe, die selbst dem geübtesten Reiter das Leben kosten können.

Die Dunkelheit hatte uns, wie immer im Morgenlande, plötzlich überfallen. Die vor dem Jaffathore Lustwandelnden erschienen im Abstich zu dem noch roten Abendhimmel schwarz und größer. Die weiten Gewänder flatterten im Abendwinde und gaben der ganzen Szene ein fantastisches Ansehen.

Das griechiſche Kloſter.

Ein ſilbernes Herz. — Ein geweihtes Kruzifix. — Abgelehnte Spende. — Ein berühmter Vater.

Eine geiſtvoll anmutige ſerbiſche Dame in Wien, deren Herz damals bedrängt ſein mochte, ließ eines aus Silber formen, als Weihgeſchenk für die heilige Grabkirche. Sie bat mich, es dem griechiſchen Kloſter zu übergeben. Mein Name war als der des überbringenden Pilgers in das Herz gravirt, und da ich vom griechiſchen Patriarchen Jeruſalems, der ſeit Jahren ſeinen Sitz in Konſtantinopel hat, ein Empfehlungsſchreiben zu überreichen hatte, wurde mir der Beſuch, den ich nur bis nach Beendigung meiner Miſſion verſchoben hatte, um ſo leichter. Dr. Fränkel begleitete mich.

Wir wurden von den Prieſtern, deren edel geformte Köpfe und ſchöne Geſtalten auffielen, auf das Freundlichſte empfangen; ſie wußten, daß ich Jude ſei und fanden nichts Störendes darin, daß ich der Ueberbringer eines Weihgeſchenkes, auch ein ſchön aus Lindenholz geſchnitztes Kreuz eines Freundes mit der Bitte überreichte, es auf dem heiligen Grabe zu weihen. Ein Prieſter wurde in die Grabkirche, die eigends aufgeſperrt werden mußte, geſendet, um das Herz am Altare zu befeſtigen und das Kreuz zu weihen.

Wir empfingen unterdeſſen Tſchibuk und Kaffee, ſüß eingeſottene Früchte, Liqueur und friſches Waſſer. Der Stellvertreter des Patriarchen ſchrieb mir eine griechiſche Quittung über den Empfang des ſich opfernden Herzens, wobei er viele Mühe hatte, meinen Namen richtig zu ſchreiben, wie denn das Schreiben ihm

keine ſehr geläufige Beſchäftigung ſchien. Als ich für das Aufſperren der Grabkirche und das Weihen des Kreuzes, durch meinen Begleiter aufmerkſam gemacht, eine kleine Geldſpende für die Kirche überreichen wollte, wurde ſie mit den Worten abgelehnt: „Wir ſind Dir verpflichtet für das Weihgeſchenk, das Du zu uns aus weiter Ferne gebracht haſt. Der Name der frommen Dame iſt mir nicht unbekannt. Gott ſegne ſie und ihren in der Welt berühmten Vater!“ Wir ſchieden in der freundlichſten Art; etwa zwölf Prieſter gaben uns das Geleite.

Das armeniſche Kloſter.

Marmor und Farbenpracht. — Bilder ohne Wert. — Straußeneier als Guirlanden.

Eine gleich freundliche Aufnahme, wiewohl ich dahin keine Empfehlung hatte, fanden wir im Kloſter der Armenier. Es bildet mit ſeinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terraſſen, ſeiner Kirche und einem Garten faſt einen Stadttheil.

In der Wohnung des Patriarchen, der eben abweſend war, wurden uns auf ſilbernen Geſchirren die üblichen Erfriſchungen gereicht. Die Wände des hohen und weiten Saales, in dem wir uns befanden, prangen in Farben und Marmor. Ein kunſtreich aus Alabaſter gemeißelter Brunnen, ſchön geformte blanke Meſſinggitter fallen beſonders auf, der Eſtrich iſt bunter Marmormoſaik. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht. Noch reicher iſt die Kirche mit Marmor, Gold und Perlmutter geſchmückt. Die Bilder jedoch ſind alle ohne Kunſtwert. Eigenthümlich waren vor einem Altare Guirlanden von leeren Straußeneiern, wie Rieſenperlen an rotſeidenen Schnüren als Zierde angebracht. Ein eben im Baue vollendetes Hospital, welches im erſten Stockwerke ein Längenviereck bildet, wird zur Aufnahme von hundert Knaben Raum bieten.

Das abissinische Kloster.

Armut und Pracht. — Grab der Kaiserin Helene. — Schwarze Mönche und Nonnen. — Weißer Bart eines Negers. — Maulbeeren. — Fußkuß.

Wie in der Grabkirche die arme Kapelle der Kopten zur Pracht des Ganzen einen rührenden Gegensatz bildet, so ist der Eindruck des abissinischen Klosters einer Herberge der Armut zu vergleichen, gegenüber den Palästen der Griechen und der Armenier.

In einem großen Hofraume, dessen eine Seite durch die Grabkirche abgeschlossen ist, liegen Säulenreste, theils verstreut, oder halb zerbrochen aufragend. An den Wänden sind Bogenansätze sichtbar und das Ganze gewährt einen ruinenhaften Anblick. Einige Maulbeerbäume geben Schatten. In der Mitte dieses Hofes befindet sich ein kapellenartiger Bau, durch dessen Fenster ich in einen dunklen, tiefen, von einer Lampe matt erhellten Raum niedersah, in das vermeinte Grabmal der Kaiserin Helene. Entlang der Mauern sind einzelne Stuben, deren Thüren gegen den Hofraum offen sind und nur so Licht erhalten. Dies sind die Zellen der schwarzen Mönche und schwarzen Nonnen, die im Schmutze derselben, in zerlumpten Kleidern rauchend auf dem Boden kauerten, oder im Hofe nicht wie, sondern als wirkliche Bettler umhergingen. Eine Nonne, die mehr aus Gewohnheit als aus Züchtigkeit ihr schwarzes, altes, verfallenes

Antlitz verhüllte, rieb zwischen zwei Steinen Weizenkörner zu Mehl. Frappant war mir unter den Mönchen die hier zum ersten Male gesehene Erscheinung eines schwarzen Menschenantlitzes mit schneeweißen, vom Greisenalter gebleichten Augenbrauen und einem langen, weißen Barte. Ich wurde von den Mönchen, um ihre morgenländische Gastfreundlichkeit aus Armut nicht völlig verleugnen zu müssen, eingeladen, von den Maulbeeren, die eben reif an den Bäumen hingen, zu essen. Ein kleines Geschenk, das ich dem Mönche, der uns umherführte, gab, erwiderte er durch das Küssen meiner Füße.

Diakoniſſinnen.

Blumen und Dornenkränze. — Die Schweſtern und der Pfarrer. — Kranken- und Schulzimmer. — Weiblicher Apotheker. — Wohlthuende Ordnung.

Einen freundlichern Eindruck machte auf mich das Haus der preußiſchen Diakoniſſinnen. Eingetreten fand ich in einer Stube im Hofraume die Schweſter Charlotte, der ich vom Superintendenten der evangeliſchen Gemeinde in Wien Grüße zu überbringen hatte. Sie war fieberkrank und konnte ſich nur ſpielend mit dem Auftragen trockener Blumen, die an hiſtoriſchen Stätten gepflückt werden, beſchäftigen. Sie war ſo gütig, mir einige mit künſtleriſchem Sinne zuſammengefügte Kränze als Pilgerſpenden für Freunde zu überlaſſen und einen von mir erbetenen Kranz aus Dornen noch beſonders zu winden.

Die Schweſter Roſette führte uns in die Krankenſtuben, wo fünf Betten für Männer und vier für Weiber bereit ſind.

Die Krankenwartung, Apotheke und Küche werden von den Schweſtern beſorgt. In der Schule fanden wir vier Mädchen, die nach den Elementargegenſtänden in Religion, Naturgeſchichte, Geographie, in engliſcher und deutſcher Sprache von einer Schweſter unterrichtet werden.

Im Bibliothekzimmer gab der proteſtantiſche Pfarrer für den der k. preußiſche Conſul Dr. Roſen im Auftrage ſeiner Regierung eben ein Haus um 13,000 Thaler angekauft hatte, einer Schweſter Bibelunterricht.

Das Gespräch mit den Schwestern und dem Pfarrer, so freundlich es war, bot nichts, was ich als bedeutend oder belehrend in mein Notizbuch eingetragen hätte. Ein verständig klares Erfassen der Pflichten des Tages, ohne, wenigstens mir gegenüber, die leiseste pietistische Andeutung sprach sich ruhig aus. Das Institut ist noch räumlich und geistig in seinen Anfängen begriffen; das Ganze macht den Eindruck wohlthuender Ordnung und duftender Reinlichkeit.

Hareme.

Einrichtung. — Die Frauen. — Eine braune Sklavin. — Naive Fragen. — Herzliches Benehmen. — Zwillinge. — Dichter und die Frauenschönheit.

Herr Dr. Fränkel, der auch in den mohammedanischen Häusern beschäftigte Arzt, verschaffte mir das im Abendlande stets mit sehnsüchtiger Neugierde und mit feinschmeckendem Lächeln besprochene Vergnügen, der Gast eines Harems zu sein. Nachdem ich, ohne eine Gefahr bestanden zu haben, glücklich den weißen, braunen und schwarzen Frauen und Sklavinnen entkommen, und ohne türkische Eifersucht zu erwecken, aus den Haremen zurückgekehrt bin, will ich dieses Paradies des Moslem schildern und einige seiner Geheimnisse verrathen.

Ohne früher angekündigt zu sein, traten wir in das Haus des reichen Effendi Faëdi. Aus einer engen dunklen Vorhalle kamen wir, eine Treppe hoch auf eine offene Terrasse. Hier empfing uns der auf und ab schreitende Herr des Hauses in freundlichster Weise und lud uns ein, ihm in das Frauengemach, das eine Treppe höher gebaut ist, zu folgen.

Oben angelangt, befanden wir uns auf einem kleinen Vorplatze vor einer Thüre. Hier standen mehrere Paare hölzerner Stöckelsandalen und gelber Pantoffel, wie sie Frauen ablegen, um den Teppich der Stuben nicht zu beschmutzen.

Die nicht eben alte, aber gealtert aussehende Frau saß von vier verheirateten Töchtern umgeben, deren eine früher in Naplus wohnhaft, Wittwe geworden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Dr. F. wurde wie ein Hausfreund in Europa aufs herz-

lichſte empfangen, faſt mit einer Umarmung, ihm und mir Sitze auf dem Divan angewieſen.

Das Geſpräch wurde arabiſch geführt und bezog ſich auf gemeinſchaftliche, mir fremde Gegenſtände und Verhältniſſe. Ich hatte Zeit, Szene und Perſonen zu betrachten.

Die Stube hatte vier Fenſter, ſtatt der Scheiben waren enge Holzgitter angebracht, die den Blick in die Straße gewährten, ohne daß man von unten herauf bemerkt werden konnte. Entlang den Wänden waren einen Schuh hohe, breite Divane, mit buntem Ziz überzogen; der Eſtrich mit einem Teppiche belegt. Eine Mauerniſche durch eine bunt angeſtrichene hölzerne Thüre zu einem Schranke benützt, unterbrach eine der Wände.

Die Frauen trugen weite, meiſt farbig geſtreifte Gewänder, die vorn offen, die Bruſt durch einen hell roſenroten, feinſten Schleier ſehen ließen. Das Haupt bedeckte ein Tarbuſch. Augen, Lippen und Wangen geſchminkt, hatten die Geſichtszüge nichts, was ihnen eine beſondere Bedeutung gegeben, oder, wiewohl ſie angenehm waren, Aufmerkſamkeit zugewendet hätte. Die Nägel und die Handflächen waren gelb gefärbt.

Die Frauen zogen von Zeit zu Zeit den Schleier über dem Kinne zuſammen, um ihn gleich wieder fallen zu laſſen, ſo daß dies Thun mehr als ein gewohnheitliches, als abſichtliches erſchien. Das Geſetz des Profeten hatte hier, wie ſchon häufig im Oriente, ſeine Kraft verloren:

„Und ſage den gläubigen Frauen, ſie ſollen ihre Augen niederſchlagen und ihre Keuſchheit bewahren und ihre Reize nicht entblößen und ſie ſollen ihre Schleier auf ihre Buſen fallen und ihre Reize Niemand als ihre Gatten ſehen laſſen und ſollen nicht ihre Füße auf eine Weiſe zuſammenſchlagen, daß dadurch etwas von den Reizen, die ſie verbergen, entblößt werde.“

Eine abiſſiniſche Sklavin, jung und auffallend üppig, brachte mit dem üblichen ſtummen Gruße Limonade, die Waſſerpfeifen und den Kaffee. Ihr Haar war etwas kraus und hing regellos um das dunkle, broncefarbene Angeſicht, aus dem grauhelle Augen eigenthümlich hervorleuchteten. Die Naſe war kurz und ſchön geformt

nur die aufgeworfenen Lippen und die Farbe mahnten an die fremde Race und ließen die prächtigen Zähne nur um so weißer hervorglänzen. Der Hausherr mochte bemerken, daß mein Auge länger auf der Sklavin weilte, denn er lächelte verständnißinnig und ließ, da er vernommen hatte, daß ich einen schwarzen Knaben kaufen wolle, nach einigen Tagen diplomatisch anfragen, ob ich mich nicht zu einem schwarzen Mädchen lieber entschließen könnte?

Die Witwe war die heiterste unter den Frauen, ihr Scherzen hatte kein Ende mit dem Doktor und zu mir gewendet ließ sie mich durch ihn fragen: Warum ich als sein Freund dulde, daß er nicht wieder heirate und ob ich selbst eine Frau habe? Als ich ihr dies bejahte, fragte sie weiter, ob ich denn nur die eine habe?

„Wir im Abendlande dürfen nicht zwei Frauen nehmen."

Mit wahrhaft mitleidigem Tone sagte sie: „Ihr Armen!" Und gleich wieder munter: „Was kennst Du auf Erden Schöneres als eine Frau?"

„Vier Frauen! wie Dein Proset sie jedem Moslim erlaubt."

Die Frauen lachten und der Hausherr sagte: „Du bist ein sehr kluger Frangi! und ich staune Deine Gelehrsamkeit an. Aber ihr im Abendlande seid im Irrthum über uns. Wir haben selten mehr als eine Frau. Aber wir können unsere Frauen, wenn wir mit ihnen unzufrieden sind, leicht verstoßen und immer wieder eine andere zu uns nehmen.

Die Frauen hörten ernst und unverwandten Blickes den Hausherrn an, wie sie immer ehrerbietig thaten, wenn er sprach.

Die Frau des Hauses fragte mich hierauf, ob wir unsere Frauen streng bewachen, und als ich ihr bemerkte, daß bei uns jede Frau die Hüterin ihrer eigenen und der Ehre ihres Mannes und von einer Bewachung nur im Sinne des Schutzes die Rede sei, erwiederte sie: „Es giebt keinen besseren Beweis für die Liebe des Mannes, als wenn er seine Frau streng bewacht."

Nach einer Stunde des Aufenthaltes nahmen wir zum allgemeinen Bedauern Abschied und wurden um so nachdringlicher zu baldigem Wiederkommen eingeladen, als die Frauen hörten, daß

ich ein Arzt sei. Sie reichten uns, wie es in England schöne Sitte ist, zum Abschiede auf das herzlichste die Hand und geleiteten uns bis zur Thüre des Zimmers, während der Hausherr uns bis zu der des Hauses vorausschritt.

Wir gingen hierauf in ein anderes Haus, um eine fieberkranke mohammedanische Frau zu besuchen. In einer Stube, wie die eben beschriebene, lag die Frau in einer Ecke auf dem Estrich. Das Bett wird in mohammedanischen Häusern jeden Abend bereitet und des Morgens wieder weggeräumt.

Die Kranke war fünfzehn Jahre alt, Mutter zweier Kinder und von sehr anmutiger Gesichtsbildung. Das Fieber rötete ihre Wangen und über stechenden Schmerz der Leber klagend, rief sie einigemal in rührend bittendem Tone: „Mache mich bald für meinen Mann gesund.“ Eine Sklavin hatte uns zu ihr geführt, und sie verrieth, vielleicht des großen Schmerzes wegen, den sie litt, keine Art von Verlegenheit, als sie mich, einen ihr völlig fremden Mann, mit dem Arzte eintreten sah. Dieser führte mich als Arzt auf und sie reichte mir sogleich beide Hände hin, um an beiden gleichzeitig den Puls fühlen zu lassen.

Einen reicheren, völlig fremden Anblick gewährte das Innere des Hauses von Effendi Mohammed Ali. Durch eine kleine Thüre in eine dunkle gewölbte Thorhalle eintretend, wo ein Pferd und ein Esel angebunden standen, gelangten wir, nur wenige Stufen empor, in einen großen Hofraum, in welchem Mandelbäume rot blühten und zwölf schwarze Sklaven jeden Geschlechtes und Alters, die Frauen nur mit langen Hemden, die Männer halb gekleidet, unter lebhaftem Schreien mit leichten Arbeiten beschäftigt waren.

Die Frauen scheuerten an den Zisternen messingene Geräte, Glutpfannen, Waschbecken, Untersätze von Nargilehs, die Männer putzten Pfeifenröhren, trugen kleine Holzbündel, die Kinder tummelten sich zwischen durch.

Unter ihnen ging die bunt gekleidete Frau des Hauses, eine Papierzigarette rauchend, umher und verhüllte, als wir eintraten, ihr Antlitz mit einem schwarzen undurchsichtigen Schleier. Sie begrüßte den Doktor und bedauerte, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, doch solle er es sich in demselben mit seinem Freunde gefallen lassen. Sie verließ hierauf rasch den Hofraum und zog sich in die Frauengemächer zurück.

Der Doktor bemerkte mir, daß die Verschleierung und die rasche Entfernung nur meinetwegen und weil der Herr des Hauses nicht gegenwärtig sei, stattfinde. Er hatte die Frau vor Jahren von Zwillingen entbunden, wobei sie sich weit natürlicher als jede Frau im Abendlande benommen, und seit jener Zeit eine besondere dankbare Verehrung für ihn habe. Wie denn seiner Erfahrung zu Folge, Dankbarkeit ein vorragender Zug im Charakter der Mohammedaner sei.

Zwei schöne, siebenjährige Knaben sprangen jetzt aus den Gemächern, in welche sich die Frau zurückgezogen hatte, heraus und an den Doktor freudig heran.

„Sehen Sie! die Mutter schickt mir ihre Kinder, um mich zu ehren. Hören Sie was sie mir antworten werden. „Wer bin ich denn, ihr lieben Kinder?“

Wie aus einem Munde riefen sie: „Du bist unser zweiter Vater.“

Sie führten uns im Hause umher, das eine Treppe hoch einen großen Saal mit vielen holzgitterigen Fenstern hat. Die Divane waren von hochrotem Wollstoffe und mit goldenen Fransen verbrämt; die Polster ebenfalls mit rotem Stoffe überzogen und mit goldenen Blumen bepreßt. Kein Lüster, kein Spiegel war zu sehen: Fensterstöcke, in Mauernischen angebrachte Schränke und die Thüren von weichem Holze und mit keinerlei Farbe angestrichen.

„Sehen Sie, das ist die gerühmte orientalische Pracht!“ sagte der Doktor.

Wir gingen über die Terrassen, durch Bogen, Höfe, durch ein unbeschreibliches Chaos von Baustiel zu einer anderen Seite des Gebäudes, wo ein zweiter Saal mit Nebenstuben eben vollendet war.

Gestatte uns nun der freundliche Leser, das Bild des morgenländischen Weibes im Spiegel der Dichtung zu betrachten.

Der Dichter gewährt ihm jede Huldigung, den süßesten Ausdruck der Zärtlichkeit und der selbst in Liebeswahnsinn übergehenden Zärtlichkeit, sowie der unverbrüchlichsten Treue, wie sie nur die Romantik aufzuweisen hat.

Wir haben kein Lobgedicht auf Frauen gefunden, welches dasselbe ganz schilderte, und so lassen wir die Anschauung der einzelnen Schönheiten des Weibes nach arabischen Dichtern hier folgen, und zwar in einer kleinen Blumenlese, die von abendländischen Dichtern noch nicht völlig unternommen wurde und die gleichzeitig allgemein verständlich, keiner Noten, dieser Bleigewichte an den Schmetterlingsflügeln eines Gedichtes, bedarf.

Schönheit.

Die Schönheit ist der Orient,
Der Blitz der durch die Wolken brennt;
Sie ist der Ring, der Wein, das Licht,
Das sich in Edelsteinen bricht;
Der Löwe und der Welten Blut,
Der Quell, das Meer, die Rosenglut,
Koran, der Himmel, Stern und Mond,
Der Gipfel an des Daseins Horizont.

Liebe.

Das Licht, die Sure, das Gesetz,
Aus Sternen ein gestricktes Netz.
Schmelztiegel, Dolch und Königsgeier —
Auf Erden lebt kein Liebesfreier,
Noch keinen Sklaven hat sie freigelassen.
Du mußt in Liebe dich zu Liebe fassen.

Stirne.

Es glänzt die Stirne, ob mit Fluch, mit Segen?
Als weiße Schicksalstafel mir entgegen.

Von ihr bezaubert ganz, der Frühling hat
Ins Antlitz ihr geweht ein Lilienblatt.

Augen.

Aufrührer sind fürwahr die Augen meiner Lieben,
Sie haben aus dem Land der Ruh mein Herz vertrieben.

Ach ihre Augen, zwei Todtschläger,
Vom Rausche voll zwei Seelenjäger.

Wimpern.

Mir will kein Nahen zur Geliebten glücken,
Da Dolch und Lanzen mir entgegen zücken.

Verstolener Blick.

Ein Himmelsunglück und ein wahres Schelmenstück
Ein Unruhstifter ist ihr halbverstolner Blick.

Brauen.

Auf der Wageschale ihrer Brauen
Ist mein schwankendes Geschick zu schauen.

Wangen.

Die Nachtigall hat sich verirrt zu deinen Wangen,
Sie hielt für Rosen sie, im Frühling aufgegangen.

Sie zog den Schleier fort von ihrem Wangenpaar,
Das göttliche Geheimniß ward mir klar.

Muttermal.

In ihrem Angesicht der Neger wacht,
Verfinstert steht darauf ein Stern der Nacht.

Sie weigerte den Mund im Scherz,
Da küßt' ich ihr verbranntes Herz.

Mund.

Zwei schön gereimte Verse schwellen
Die Lippen dir, die purpurhellen.

Und wenn sie spricht, ich höre ihre Seele
Erklingen sanft Salomos Juwele.

Nur eingebildet ist der Punkt,
Der ihr als Mund im Antlitz prunkt.

Zähne.

Wem sie anmutsvoll entgegen lacht in Gnaden,
Dem erglänzen feucht die Trauben der Plejaden.

Prächtig sah ich, als mir Gruß die Lippen sandten,
In Korallen eingefaßte Diamanten.

Zunge.

Ihr Mund ist eine Kanne von Rubinen,
Die Zunge dran muß ihr als Piepe dienen.

Nase.

Seh ich mir von ferne die Geliebte an,
Ein Profetenfinger winket mich heran.

Kinn.

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne Grübchen ich gefallen.

Ohr.

In ihres Ohres Muschel ruht
Die Perle meines Liedes gut.

Haare.

Das Haar von ihrem Haupt in Locken fällt,
Gleich Salomonis schwarzer Geisterwelt.

Und ſchüttelt mit dem ſchwarzen Haupt die Holde,
Die Locken taumeln ihr, wie Trunkenbolde.

Ich ſah mein weißes Mädchen ſich erheben,
Verſchwinden gleich in ihrem ſchwarzen Haar;
Und ſo erſchien ſie mir ganz wunderbar,
Ein heller Tag von finſtrer Nacht umgeben.

Geſtalt.

Zeder, Palme, die Zipreſſe kaum
Gleichen dir, du Schmeicheleienbaum.

Die Geliebte.

Zur Kaaba pilgre ich heran,
Du biſt der Lichtvers im Koran.

Des Paradieſesvogels Schatten
Biſt du auf Erden hier dem Gatten.

Antike Steinbrüche.

Gefangene Juden. — Eine Quelle. — Namen der Felsen. — Toaste auf den Frieden Europa's. — Tacitus Meinung? — Vermessung.

Im Jahre 1855 erzählte ein Jude zufällig dem schottischen Reisenden Douglas, daß sich vor dem Damaskusthore eine kleine Oeffnung der Stadtmauer befinde, die zu weiten und tiefen Höhlen unter der Stadt führe, aus denen die Steine zum Tempelbau gebrochen worden sind. Herr Douglas verfügte sich heimlich mit einigen Freunden dahin, und gab einen kurzen Bericht über seine Entdeckung im Londoner „Athenäum".

Kurz vor meiner Ankunft in Jerusalem gab es, in Beziehung zu diesen Höhlen eine bedenkliche, jedoch heiter endende Szene. Eines Tages wurde eine bedeutende Anzahl von Juden, die mit Leitern, Stricken, Brecheisen, Laternen versehen waren, von türkischen Soldaten als Gefangene in die Behausung des Pascha gebracht. Da die Meisten Aschkenasim waren, hielt man sie für russische Spione, welche, da der türkisch-russische Krieg eben loderte, im Interesse Rußlands die Stadt Jerusalem durch Aufnahme ihrer Befestigungswerke und durch heimliches Minengraben, verrathen wollen.

Da die meisten österreichische Unterthanen, oder seine Schutzbefohlenen waren, wurde der Consul von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und brachte die ernste Situazion bald zu friedlichster Lösung. Unter den Juden verlautete nämlich der Besuch des schot-

tiſchen Edelmannes in den Höhlen vor dem Damaskusthore, und da ſie hörten, daß von dorther Steine zum Tempelbaue genommen worden ſein ſollen, konnten ſie dem Drange nicht widerſtehen und gingen unvorſichtig, keine Erlaubniß hiezu erbittend, die Höhlen zu beſichtigen.

Meine Neugierde war ebenfalls rege geworden, und Graf Pizzamano, der ſelbſt gerne die Höhlen ſehen wollte, ließ unſeren Wunſch beim Paſcha melden. Der franzöſiſche Conſul Herr Barrere und der Architekt Herr Endlicher hatten ſich uns angeſchloſſen.

Unter Vortritt der Kawaſſe und mit einem kleinen Gefolge von Männern, die Fackeln, Leitern und einige Flaſchen Wein und Cognac trugen, begaben wir uns nach Mittag um drei Uhr vor das Damaskusthor. Etwa fünfzig Schritte vor demſelben rechts, über moderne Schutthaufen, die vom Abgraben für den Grund des öſterreichiſchen Hoſpizes herrühren, gelangten wir vor eine niedere und ſchmale Oeffnung, die dort iſt, wo die Stadmauer auf ſichtbarem lebendigen Felſen emporgebaut iſt.

Wir befanden uns, etwa eine Klafter tief herabgelangt, unter einer weiten niedern Wölbung, unter der wir gebeugt gehen mußten. Der Boden war Schutt, und etwas gegen die Tiefe der Höhlungen geneigt. Thierknochen, wie ſie Hyänen oder Schakale bei ihren Mahlzeiten mögen übrig gelaſſen haben, lagen umher.

Am Ende dieſer Fläche befanden wir uns vor einem tiefen Abgrunde, über den ſich mächtige Bogen wölbten, die auf rieſigen, hohen Felſenſäulen ruhten. Zwei Männer kletterten mit Fackeln hinab, die rote, fantaſtiſche Lichter zu der hohen Kuppel empor und in die Räume hin warfen. Wir gelangten durch ſchmale Gänge, da und dort über ſchmalſte Felſenſteige, an Klüften, an Grotten und Niſchen vorüber, über Berge von Felsblöcken weg, unter Arkaden und ſäulengetragene Gewölbe. Auf einer Stelle wurden wir auf eine ſickernde Näſſe aufmerkſam und ihrer Spur folgend, ſahen wir es herabtropfen. Das Waſſer ſchmeckte bitter, und erweichte den Fels. Ich nannte die Quelle: Thräne der Juden.

Weiterschreitend schien eine auf die Spitze gestellte Piramide unseren Gang hemmen zu wollen; sie war nur die Wand, hinter der wir wieder in andere Räume gelangten, wo kolossale Felsenblöcke gemeißelt da lagen, die mit denen, der Größe nach wenigstens, verwandt sind, die wir an der Tempelmauer und sonst in Jerusalem gesehen haben.

Wieder sahen wir andere Stellen, wo nach einer leicht eingemeißelten Contur der Schnitt in den Felsen begonnen und mitten in der Arbeit unterbrochen nicht vollendet wurde. Wir wanderten mühsam, bald in eine schwindelnde Höhe, bald in einen finsteren Abgrund gelangend, an zwei Stunden durch diese unterirdische Welt, die bisher nur Einzelnen, wie eine Sage bekannt war.

Unsere Fantasie war angeregt und wir fühlten uns wie Entdecker, die eine neue Welt betreten, berechtigt, ihr einen Namen beizulegen. Einen Felsblock, der ein länglich zugespitztes Dreieck an der Decke über uns bildete, nannten wir: die Davidsharfe; eine lange Felsengalerie: die des Gottfried von Bouillon; einen hohen Wall und einen Felsenthurm: Richard Löwenherz' Gefängniß; nicht fern eine Grotte, die des Sängers Blondell. Ein von einer Höhe den Absturz drohendes Felsstück wurde der Stein des Syfifos, und ein langer viereckiger Raum, in dessen Tiefe eine Nische sich befindet, die Kirche Leopolds des Glorreichen genannt. Vier Dome tauften die Consuln: Königin Victoriahaus, Abdul Medschids Moschee, Franz Josefs Palast, Napoleons Mausoleum.

Wir tranken, in die Vorhalle dieser unterirdischen Welt zurückkehrend, auf den Frieden Europa's, der eben durch die Zeitungen in Jerusalem bekannt geworden war. Feurige Toaste in einer Gräberwelt, im Lande der Wunder, der besiegten Könige und der verstummten Propheten!

Als wir die Flaschen und die Gläser unserer aus Mohammedanern und Juden bestehenden Begleitung reichten, tranken sie fröhlich Cognac und Wein, und als hätten sie die erhöhte Stimmung unserer Reden verstanden, schmetterten sie die Gläser an die

Felsen, daß es klirrte und im roten Fackellichte wie Sterne in der Finsterniß aufblitzte.

Einige Tage darauf besuchte ich diese Höhlen noch einmal mit dem gelehrten k. preußischen Consul Dr. Rosen, dem ich von unserem Gange erzählte und seine Wißbegierde rege gemacht hatte. Er sprach die Meinung aus, ob wir uns nicht in den „cavati sub terra montes“ des Tacitus befänden und ob nicht Verbindungen mit den unterirdischen Räumen des Tempelplatzes sich entdecken ließen? Eine nähere Untersuchung der Archäologen und Topographen, wie Robinson und Tobler, würde gewiß die Dunkelheit dieser unterirdischen Räume aufhellen.

Herr Endlicher versprach genaue Messungen vorzunehmen, und einen Plan dieser Höhlen, die wir als uralte, vergessene Steinbrüche erkennen mußten, zu entwerfen. Wir werden die Arbeit mit einer sachlichen Beschreibung der gelehrten Welt vorlegen.

Auf dem Blutacker.

Hebräische und griechische Inschrift. — Campo santo in Pisa. — Die Höhlen. — Verschiedene Meinungen. — Das Judenreich wieder hergestellt. — Seltsame Gedanken.

Durch den k. großbritannischen Consul Herrn Finn wurde ich auf Grabhöhlen in Hakeldama, dem Blutacker aufmerksam gemacht, in denen sich Schädel verschiedener Racen gesondert und geschichtet befänden. Eingedenk des mir von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien gegebenen Auftrages, dem ich schon in Athen und auf dem Libanon genügen konnte, war mein Wunsch lebhaft, die Grabhöhlen zu durchforschen, und wohl auch ein Zeichen mitzubringen, daß ich in dieser Unterwelt gewesen sei. Als Herr Finn eines Tages mich einlud, mit ihm auf den Blutacker zu gehen, war ich durch Geschäfte verhindert. Seine freundliche Zuvorkommenheit machte mich später mit dem k. englischen Viceconsul von Kaifa Herrn Roggers bekannt, der die Güte hatte, unter Begleitung eines Kawaß mein Führer in die interressante Gräberwelt zu sein.

Wir begaben uns zum Jaffathore hinaus und durch das trockene Bett des Kidron schreitend, gelangten wir in die Thalschlucht Hinnom, an einen schroffen, senkrecht, bis 40 Fuß hohen, lang gestreckten Abhang. Dieser ist voll Grabhöhlen, fast nur eine in viele Kammern getheilte Gruft. Die meisten Grabhöhlen sind mit Steinen und Schutt so verlegt, daß man ihnen nahe sein muß, um sie zu bemerken. Eines dieser Gräber hat da, wo

man eintritt, eine vierzeilige, mit hebräiſcher Quadratſchrift geſchriebene Inſchrift; von denen nur fünf Worte leſerlich ſind. Die erſte Zeile beginnt mit dem Worte למלכות, die zweite mit שנה in der Mitte der vierten Zeile ſind die Wörter למלכות ש' und ein ש kaum ſehr deutlich mehr zu leſen. Der fantaſtiſche Schilderer Jeruſalems, Rabbi Hillel, will durch den letzten Buchſtaben, der ein S iſt, verleitet: Salomo leſen, und ſo das Grab bis in die Zeiten dieſes Königs zurückverſetzen. Die angeführten hebräiſchen Wörter bedeuten der Reihenfolge nach: „Tage" — „Jahr" — „Unter der Herrſchaft des Königs und Herrn." — Leider iſt das Wichtigſte, die Jahrzahl verloren. In einem anliegenden Grabe wurden eigenthümlich ſich ziehende im Geſteine befindliche Adern ebenfalls für jüdiſche Inſchriften angeſehen. An einigen anderen ſind griechiſche Inſchriften angebracht.

Ein neuerer, engliſcher Schriftſteller will dieſe Gräber, von denen ſchon Edriſi im zwölften, und Felix Fabri im fünfzehnten Jahrhundert als von alten Judengräbern ſprechen, entdeckt haben. Sie ſcheinen dieſelben zu ſein, von denen Benjamin von Tudela berichtet. Auch wird von dieſen Grabſtätten, als denen, für geſtorbene Pilger und Fremde geſprochen, in deren Räumen ſich fromme Einſiedler, etwa wie die moslemitiſchen Marabu aufhielten.

Ich fragte, wann wir denn das Hakeldama oder den für die dreißig Silberlinge angekauften Blutacker erreichen würden? und erfuhr zu meiner Ueberraſchung, daß wir uns eben auf demſelben befänden. Der Raum des Blutackers iſt nicht abgegrenzt und nur die Ueberlieferung bezeichnet ſeit Jahrhunderten eine gewiſſe Stelle des Bergabhanges als denſelben. Ein langes, ſteinernes, überwölbtes Gebäude, das in Ruinen liegt, und nur den Blick in einen tiefen, kellerartigen Raum gewährt, iſt das ehemalige Leichenhaus, durch deſſen Oeffnung im Gewölbe die Leichen hinabverſenkt wurden.

Ich erinnerte mich, daß ich zwanzig Jahre früher ſchon auf Erde vom Blutacker auf dem heiligen Felde in Piſa geſtanden habe. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lud man von dieſer

Erde, die nach frommer Annahme Leichen in 24 Stunden verwesen machen soll, ungeheure Mengen als Ballast in Schiffe und brachte sie nach Italien.

Wir hatten um die Höhlenräume genauer untersuchen zu können, Kerzen mitgenommen; doch konnten wir sie in den Gräbern selbst erst anzünden, indem wir nur auf Händen und Füßen uns fortbewegend, hineingelangen konnten.

Aus einem in den Fels gehauenen Vorgewölbe sahen wir zur Rechten und zur Linken niedere Oeffnungen in den Felsen eingeschnitten. Eingetreten waren in allen offene Sargtröge, in denen Schädel, nur wenig sonstige Knochenfragmente und Ueberreste von Gewändern lagen, zerbröckelte und zerfaserte kleine Stücke. Nachdem wir in alle sechs Grabhöhlen getreten und wieder in das Vorgewölbe zurückgelangt waren, krochen wir in eine Oeffnung, welche dem Eingange gegenüber ist, und zwar nach abwärts. Hier lagen hunderte von Schädeln chaotisch durcheinander.

Die Bildung derselben nur in geringerer Anzahl kaukasisch, die meisten hatten den Negertypus; doch mag dieß zufällig in dieser Höhle so sein, denn schon in einer andern fanden wir das Verhältniß umgekehrt.

Von einer, wie ich in Jerusalem reden hörte, symmetrischen Aufschichtung derselben, wie die in der Schädelgruft zu Sedlec in Böhmen, sahen wir nichts; auch nicht eine Sonderung nach Racen. Vielleicht war es ursprünglich so; aber jeder Gast mag wohl, wie wir selber gethan, um sie zu betrachten, Schädel von ihrer Stelle genommen haben, ohne sie genau wieder an dieselbe zurückzulegen. Mancher rollte uns auch unter den Füßen zu einer andern Höhle hinab. Ich nahm drei der Schädel mit.

Eine andere Gruft hat einen aus zwei Seitensteinen und einem Quersteine gemeißelten Eingang, welche Zierarten, zwei Kränze und geflochtene Brote wie das Grab des Kalba Zebua haben. Die Vorhöhle zeigt matte Spuren von blauer und roter Malerei.

Vor der Höhle erwartete uns Herr Dr. Neumann, der wegen seines stärkeren Körperbaues mit uns nicht in die niedern und

ſchmalen Oeffnungen ſchlüpfen konnte. Der Kawaß that die Schädel ſorgfältig in einen Sack, um den im Intereſſe der Wiſſenſchaft begangenen Gräberraub vor den Blicken eines uns etwa Begegnenden zu ſchützen. Juden, Chriſten und Mohammedaner würden gleich ſehr unſer Thun verurtheilt haben, wenn wir nicht gar uns einer gefährdenden Mißhandlung ausgeſetzt hätten.

Als wir auf dem Rückwege allgemeine Weltzuſtände, die ſich zunächſt auf die Geſtaltung des Orients durch den letzten Friedensvertrag bezogen, beſprachen, und Herr Roggers wie über ein großes Thema geiſtvolle Variazionen ſprach, richtete er in einer plötzlichen Wendung die Frage an mich: „Glauben Sie, daß die Juden wieder in das gelobte Land zurückkehren und hier herrſchen werden?“

Nein, mein Herr!

„Die Profeten aber ſagen es voraus?“

Auch den Beſitz Israels verkündet ſein patriotiſcher Feldherr weit größer, als er geworden iſt.

„Eben darum müſſen die Juden wieder zurückkehren in das Land ihrer Väter, um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen.“

Die Vorpoſten hier ſind jedenfalls traurige Wiedereroberer. Sind ſie Krieger? Sind ſie Ackerbauer? Sind ſie Handwerker? Ein Volk von Proletariern habe ich hier gefunden, das bettelnd die Hand nach Europa ausſtreckt, und das, verzeihen Sie, mein ſehr geehrter Herr! Ihre pietiſtiſchen Landsleute dem Glauben der Väter untreu zu machen bemüht ſind, indem ſie eben die wehrloſe Armut der Juden als Enterhacken benützen.

„Nicht die Juden, die den Meſſias erwarten, ſondern die, für welche er gekommen iſt, werden das Wort der Profeten erfüllen.“

Wie aber, wenn ich Ihnen den Spruch eines Profeten entgegenhalten würde, der in der Verſtreuung der Juden über die

ganze Erde und nicht in ihrer Vereinigung hier auf dem kleinen Lande ihre zu lösende Aufgabe, die Verbreitung der Gottesidee findet? Es ist einer mächtigen Fantasie eigen, und die der Propheten war eine solche, daß sie oft Entgegengesetztes ausspricht, und je nach der momentanen Stimmung Anschauungen hat, die mit einander im Widerspruch sind. Die Wahrheit und Ehrwürdigkeit der vollberechtigten erhabenen Stimmung sind aber nicht immer ewige Wahrheiten. Oder wollen Sie von Männern, zumal des fantasiereichen Morgenlandes, die in der Begeisterung in Bildern und simbolisch sprechen, dieselbe Consequenz wie vom verstandesklaren Parlamentsredner des nebelreichen Nordens, wenn er die Sache des Volkes vertritt? Und selbst im Talmud, den man das Produkt einer grübelnden Weisheit nennt; nicht einen Satz finden Sie, dem nicht ein anderer entgegenstünde. Sie können die Eine That aus ihm rechtfertigen und zugleich verdammen. Und ich muß stets lächeln, wenn ein Talmudkundiger Stellen zitirt, um seine Behauptungen zu beweisen. In solchen Fällen erbitte ich mir jedesmal die den Gegenbeweis führende Stelle.

„Aber war es nicht nahe, mein Herr! Wenn sich die Absicht des Kaisers Nikolaus erfüllt hätte, und das türkische Reich getheilt worden wäre? Die Theilung Polens, welche die große Kaiserin Maria Theresia weinend unterschrieb, es ist eben kein glorreiches, aber ein Beispiel für die kontinentalen Mächte. Wäre dann Egypten nicht Englands, Sirien Frankreichs, die Donau-Fürstenthümer Oesterreichs und weit mehr noch Rußlands geworden? Es sind Männer eigenthümlich strenggläubiger Art, die in unserem Parlamente sitzen. Mancher, seien Sie überzeugt, mein Herr! würde in einem solchen Momente, was er jetzt als nicht an der Zeit, als nicht praktisch erkennt und verschweigt, dann ausgesprochen haben: die Juden im gelobten Lande aus aller Herren Ländern zu sammeln und es zu einem jüdischen Griechenland etwa zu machen, oder Jerusalem zu einer Bundesfestung, wie das deutsche Mainz. Nennen Sie solche Redner Fantasten, mein Herr! Aber es gibt Menschen, zumal im altgläubigen Alt-England, die an die wörtliche Erfüllung der Profenworte glau-

ben, wenn ſie noch ſo nüchtern ſonſt die Gemeinintereſſen des Landes vertreten.“ —

Es ſind eigenthümliche Geſtalten, die ſich auf dem dreimal heiligen Boden der heiligen Stadt bewegen, und es iſt, als ſtrömte er einen unſichtbaren Hauch aus, der die Gemüter anders, als im dunklen Abendlande ſtimmt. Da faßt nicht ſelten die Fantaſie die Zügel der Gedanken, und was vielleicht an einem anderen Orte ſeltſam, unklar erſcheint, hier hat es ein Recht, ausgeſprochen zu werden. Man befindet ſich eben im Lande der Wunder.

Der Tempel.

Die Zahl 40. — Juden betreten das Heiligthum. — Ein Wahnsinniger zum Tode verurtheilt. — Mehmed Ali begnadigt. — Verbot des Talmuds. — Aszetik der jüdischen Fantasie. — Erherzog Ferdinand Max und Sir Moses Montefiore. — Wissenschaft und Glaube. — Engländer und Juden. — Eben Sch'tia. — Mohammedanische, jüdische und christliche Legenden. — El Aksamoschee.

Auffallend und wohl der Bemerkung wert ist, wie oft in den heiligen Büchern die Zahl vierzig wiederholt ist. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnen die Gewässer der Sündfluth. Vierzig sind der Geschenke Jakobs an Esau; beider Alter, als sie heiraten ist vierzig Jahre. Vierzig Jahre weilt das Volk Israel in der Wüste, eben so viele Tage Moses auf dem Sinai. Nach vierzig Tagen kehren die Männer zurück, die das erobernde Land auskundschaften gingen. Vierzig Jahre dauert die Waffenruhe nach dem Siege über Kuschan Rischathaim und nach dem Siege am Berge Tabor durch Debora. Vierzig Tage stellte sich Goliat höhnend vor das Lager der Israeliten hin. Vierzig Jahre regieren die Könige David und Salomo und der Hoheprieſter Eli. Vierzig Tage war Jesus Christus ausgesetzt vor seinem Tode und vierzig ist die Zahl der altjüdischen Prügelstrafe. Vierzig ist die runde Zahl der heiligen Schrift, die beim Mangel einer bestimmten allgemein hin ausgesprochen wird.

Der Zufall fügte es, daß ich just vierzig Tage in Jerusalem verweilte und jeden Tag, um es ebenfalls in runder Summe zu sagen, vierzig moralische Streiche in die Seele empfing. Der schmerzlich wehmütigste war der vierzigste Tag meines Aufenthalts in Jerusalem.

Ich ſtand auf der Stelle des Allerheiligſten im Tempel Jehova's.

Wer würde ſich nicht ſehnen, dieſe Stätte zu betreten? Sie allein iſt eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem wert. Der Erfüllung eines noch ſo heißen Verlangens von Hunderttauſenden war ſtets das Verbot der Moslemin entgegen; dem jüdiſchen Pilger aber auch noch das der eigenen Glaubensgenoſſen. Seitdem der Tempel in Ruinen liegt und die Reinigungen durch die Aſche der roten myſtiſchen Opferkuh nicht mehr ſtattfinden können, betrachtet ſich Israel als unrein. Kein Unreiner aber durfte nach der heiligen Schrift das Heiligthum betreten, und haftete der Fluch des Ausgerottetwerdens auf demjenigen Juden, der dem Verbote entgegen handelte. So hat es zur Zeit des unzerſtörten Heiligthumes gegolten.

Nach der Zerſtörung finden wir in dem „Itinerarium hieroſolymitanum" vom J. 333 nach der chriſtlichen Zeitrechnung folgende Stelle: „Es liegt ein Stein da" — wir werden dieſen ſpäter auf dem Tempelplatze in der Omarmoſchee ſehen — „zu dem jedes Jahr die Juden kommen, ſie ſalben ihn unter Wehklagen und Weinen und zerreißen ihr Kleid."

Ein Blutzeuge des alleinigen Gottes, Rabbi Akiba ging mit einigen Freunden auf den Tempelberg. Als ſie emporſtiegen und ſprachen: „Unſer Heiligthum, unſer Ruhm, wo unſere Väter dich einſt geprieſen haben, iſt verbrannt und all unſere Herrlichkeit zerzört." Da, durchs verwüſtete Gemäuer fuhr ein Fuchs auf und an ihnen vorüber und ſie fingen über den Anblick zu weinen an. Rabbi Akiba aber lachte. „Wie kannſt Du, Rabbi," fragten ſie ihn befremdet, „lachen, wenn Du ſiehſt, was profezeit wurde: „Auf dem verwüſteten Berge Zions ziehen Füchſe einher." Und er antwortete ihnen: „Dieſe erfüllte Profezeiung iſt mir eine Bürgſchaft für die Erfüllung einer anderen, die da ſpricht: „Ich der Herr werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umgeben."

Zur Zeit der egyptiſchen Eroberung Syriens im Jahre 1833, erzählte mir Herr Rabbi Schwarz, fanden die Moslems des Mor-

gens einen jungen Israeliten in der Moschee, der sich Nachts dahin eingeschlichen und thöricht Lampen und Geräte zerbrochen hatte. Man erkannte bald, daß er wahnsinnig sei, doch wurde er in einen Kerker geworfen.

Kein Jude durfte es wagen, sich in den Straßen sehen zu lassen, und der Wahnsinnige wurde vom hohen Rathe zum Tode des Verbrennens verurtheilt. Die Bestätigung des Todesurtheils mußte von Mehmed Ali eingeholt werden. Statt derselben erfolgte die frappante Entscheidung: Es seien die Wächter des Harams zu bestrafen, die ihres Amtes so schlecht gewaltet hätten. Die Strafe des lebendig Verbranntwerdens treffe aber nur die Unbeschnittenen. Der Jude darf zwar das Heiligthum nicht betreten, aber da er beschnitten ist, nicht verbrannt werden.

Die Erzählung dieser Begebenheit schien mir eine Warnung, denn der fromme Rabbi mochte, weil ich viel über den Gegenstand sprach, meine geheim gehaltene Absicht doch gemerkt haben.

Die Sehnsucht die Tempelstätte zu sehen, war in meiner frühsten Jugend, wenn ich ihre und des heiligen Dienstes Schilderungen las, rege geworden. Meine Fantasie ruhte oft auf den geheiligten Zinnen und auf den entweihten Ruinen! sie beherrschte mich, als mir das ungehoffte Glück zu Theil wurde, nach Jerusalem zu pilgern, sie ließ mich in der heiligen Stadt nicht ruhen, und wuchs, seit ich aus des Pascha's Audienzsaal in den Tempelhof vom Oelberg über den ganzen Raum gesehen hatte, zu einer leidenschaftlichen Forderung der Seele heran, der ich nicht zu widerstehen wußte. Wenn ich in der Nähe des Haram ging, was täglich geschah, und die Zugänge zum Tempel offen sah, blieb ich jedesmal stehen und ich mußte einer fast unwiderstehlichen Gewalt gebieten, um nicht einzutreten und mich einer Todesgefahr auszusetzen.

In neuester Zeit wurde es dem Erzherzog Ferdinand Max, und dem Herzog von Brabant gestattet, den Tempelplatz zu besuchen. Der österreichische Consul, der die Erlaubniß einholte, benützte die Gelegenheit und ließ, da der Andrang groß war, um die Prinzen zu sehen, jeden der Theil nehmen wollte, mitgehen.

Die mohammedanische Bevölkerung gewöhnte sich so an den Anblick „Christenhunde“ die ihnen nach Mekka heiligsten Stellen betreten zu sehen, und weil auch dem Schech eine ansehnliche Rente aus dem Besuchen erwuchs, war es nicht mehr schwer, die Erlaubniß zu erhalten.

Der sehr fromme und strenggläubige Sir Moses Montefiore nahm keinen Anstand den Tempelberg zu betreten und bis an die Stelle des Allerheiligsten vorzudringen.

Er war denn nach wenigstens anderthalb Jahrtausenden der erste Jude wieder, der da stand, wo der Hohepriester nur am Versöhnungstage allein hineingehen durfte. —

Es war ein Sabbat. Ich wohnte der ersten Frühandacht, die in der Synagoge der neu gegründeten Lehranstalt gefeiert wurde, bei, um später, wenn sich die Juden in den großen Synagogen versammeln und keiner von ihnen in den Straßen zu sehen ist, mich in den Tempelraum zu begeben. Ich durfte den russischen und polnischen Juden keinen willkommenen Anlaß geben, mich mit dem Banne zu belegen, was auch zum Leide der Großgemeinde geschehen wäre.

Mich selbst aber hielt ich für genug rein gestimmt, um die heilige Stätte zu betreten, nicht aber gewillt, eine kostbarste Erinnerung nicht zu erwerben, weil irgend ein Talmudist den Zutritt untersagt hat.

Es ist charakteristisch am Judenthume, daß es jede sinnliche Anregung zur Andacht vermeidet, ja wie wir es eben sehen, bei einem durch die heiligen Schriften durch Tradizion und Geschichte unwiderleglich echten Monumente streng verbietet. Kein Erinnerungsmal, kein Bild, kein Klang stimmen und tragen die Andacht des Juden empor. Sein Gottesdienst ist asketisch und an den unsichtbaren Gott darf kein Zeichen mahnen; keine gemeißelte Gestalt, als fürbittender Wegweiser in die Ewigkeit, aufgestellt sein. Wie tief muß der fromme Glaube in Gemüthern leben, daß er ein unversiegbarer Quell Jahrtausende lang, wie oft auch verschüttet und vergiftet, immer wieder gesund und klar zum Lichte strömt! Und doch wirft man dem semitischen

Stamme eine überwiegende Verstandesschärfe vor, die allerdings durch die soziale Bedrückung zu allen Zeiten und in allen Ländern immer wieder zugeschliffen ward. Eine stets freie, ja gebotene Forschung in den heiligen und profanen Schriften, konnten der Glaubensseligkeit des Judenthums nicht die Schwingen lähmen, zum Aufschwung zu dem unsichtbar Einen, konnte ihm nicht die Kraft bändigen, für den Glauben der Väter, Schmach und Hohn und Tod in Demut zu ertragen. Es ist ein schlagender Beweis, wie Wissenschaft, Forschung und Erkenntniß dem echten Gottesglauben und der Frommheit des Gemüthes nicht schaden.

Wir dürfen es aussprechen, daß das verständigste, nüchternste Volk, das Volk der Kaufleute: die Juden und die Engländer die den religiösen Geboten am meisten huldigenden Völker der Erde sind. Dagegen bereiseten wir vor zwei Jahrzehenden ein Land, wo jede wissenschaftliche Forschung verpönt, die freie Entwicklung des Geistes nicht geduldet wird, und fanden es gerade in religiöser und sittlicher Verkommenheit. Und diese, auf Beobachtung der religiösen Observanz besonders aufmerksame Regierung, war in verhängnißvoller Zeit just die erste, gegen die sich die politische Empörung erhob.

Froh der günstigen Bewilligung des Pascha, begab ich mich um 8 Uhr Morgens, vom Kawaß des österreichischen Consulates begleitet, in den Haram.

Wir betraten im Hause des Pascha die Wachstube, die mit Flinten, Pistolen und Säbeln an den Wänden, wenn sie sonst reinlich gehalten gewesen wäre, ein genug stattliches Ansehen gehabt hätte. Der Wachekommandant lud mich auf den Divan, der mit einem zerrissenen Teppich bedeckt war, zum Sitzen ein. Den dargebotenen Tschibuk und den Kaffee lehnte ich unter schicklichem Vorwande ab, weil es Sabbat war und es den Juden nicht gestattet ist, Feuer zu berühren und daher auch Frischgekochtes zu genießen.

Nach einigen Minuten Ausruhens kam der Schech der Moschee,

eine hohe, ſtarke, mit einem langen Stabe bewaffnete Geſtalt, der Kawaß des Paſcha's, noch einige bewaffnete und unbewaffnete Männer und ein ſyriſcher Chriſt als Dolmetſch. Der Schech lud mich ein, ihm zu folgen.

Wir gingen durch einen dunkeln ſchmalen Gang und traten plötzlich in das volle Licht des Tempelplatzes hinaus.

Ich werde die Schilderung durch keinen Gefühlsausdruck unterbrechen, um dem Leſer ein um ſo deutlicheres, ungeſtörtes Bild des Ganzen zu bieten.

Die Ebene des Berges Moria hat eine Breite von nahe an 1000, eine Länge von etwa 1600 Fuß und iſt allſeitig von maſſiven, nach innen etwa 15 Schuh hohen Mauern umgeben. Fünf Eingänge führen auf der Weſtſeite, wo der Klageort der Juden iſt, von der Stadt empor zum Tempelplatze.

An dieſer Seite ſind ſarazeniſche Gebäude, Erker, Thürmchen, Bogen, Hallen, in denen ſich einige „Medreſchen", Schulen der Mohammedaner, Wohnungen für Derwiſche, für die Diener der Moſchee und für Pilger befinden. Vor ihnen auf freiem Platze zwei überkuppelte Bäder. Gegen Morgen hochauf vermauert ragt das goldene Thor, oder wie es die Juden nennen: das Thor des Erbarmens, empor.

Auf dieſer Ebene erhebt ſich eine höhere Terraſſe, zu der von allen Seiten breite Treppen emporführen. Wir ſtiegen eine derſelben von Spitzbogen ſchön überwölbt etwa 15 Stufen hinauf. Dieſe Plattform iſt 550 Fuß lang, 450 Fuß breit, mit buntem Marmor belegt und trägt den Richterſtuhl König Davids und die Omarmoſchee. Ehe wir die Stufen empor ſtiegen, mußte ich die Schuhe abthun, was den Gang durch die weiten, mitunter ſteinigen Räume ſehr unangenehm machte.

Der Richterſtuhl, wie ihn die Moslems benennen, iſt eine auf hohen, ſchlanken Marmorſäulen getragene Kuppel, die mit den bunteſten Marmorarten ausgelegt iſt. Unter ihr befindet ſich eine Bettſtelle, die, wenn ſie der andächtige Moslem betritt, ihm den Blick gegen Mekka gewährt.

Die nahe anliegende Moschee Omars, im siebenten Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung erbaut, stellt ein Achteck dar, dessen jede Seite siebenundsechzig Fuß mißt. Durch sechsundfünfzig, mit farbig brennendem Glase ausgefüllte Spitzbogen-Fenster fällt Licht in dieselbe. Die zwischen den Fenstern aufstrebenden Wandpfeiler sind mit schwarz, grün, rot und weiß glasirten Ziegeln belegt, während ringsum der untere Theil der Wandflächen mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt ist. Die mit Blei eingedeckte Kuppel funkelt mit einem goldglänzenden Ringe gekrönt. Soll er den Vollmond bedeuten? Marmorne Bogenhallen umgeben den Bau, zu dem von den vier Himmelsgegenden hohe Pforten führen. Eingetreten durch eine derselben befand ich mich in einem magischen Dunkel. Die brennenden Lichter der bunten Glasfenster waren durch die kühn gewölbte, lichtlos finstere Kuppel, die von vier schweren steinernen Pfeilern und zwölf korinthischen Marmorsäulen emporgehalten wird, gedämpft.

Unter dieser Kuppel, von rotem Damast überhangen, von reich vergoldetem Eisengitter umringt, ragt es wie ein unregelmäßig Gewaltiges, gerundet empor. Dies ist der Eben Sch'tia, „der Stein, auf dem die Bundeslade gestanden ist, aus welchem die Welt geschaffen wurde," wie es im Talmud heißt. Es ist ein Kalksteinfels, der wie ein auf die Fläche des Tempelplatzes herabgefallener kiklopischer Meteorstein daliegt und der Moschee den Namen Kubbet es Sukhrah, Kuppel des Felsens, gab. Zwischen dem den Riesen-Felsblock umgebenden Goldgitter und einem in der Runde sich hinziehenden Corridor, der von acht Steinpfeilern und sechszehn korinthischen Marmorsäulen gebildet wird, ging ich auf dem freigelassenen Kreise herum. Der Schech hob einigemal die schwere rote Damastdecke empor, um mich den Fels sehen zu lassen.

Die Wände der Moschee und die aus Gebälk kunstreich geformte Kuppel sind grüngolden, arabeskenhaft und mit Koransprüchen geschmückt.

Wir stiegen aus dem Prachtbau, der in seiner Ornamentik übrigens sehr vernachlässigt schmutzig ist, eine steinerne Treppe

hinab unter den mit Teppichen belegten Estrich der Moschee und befanden uns in einem „die edle Höhle der Moslemin“ befindlichen Raume, in welcher der in der Moschee selbst aufragende Felsen sich fortsetzt, oder vielmehr beginnt und wurzelt. Hier ist er nackt zu sehen, unterhöhlt und mit Holzbalken gestützt. Dieser Raum ist nur von bedeutender Mannshöhe, aber von einem nicht unansehnlichen Umfange. Hinabgelangt machte mich der Schech auf zwei Gebetnischen aufmerksam, in denen die Könige David und Salomo einsam wachend ihr Herz vor dem Herrn der Welt aufgethan und zu ihm gebetet haben sollen.

Der Schech schlug mit seinem langen Stabe auf eine dem felsigen Boden eingefugte, metallene Platte, daß es einen dumpfen Klang gab, wie ein unterhöhlter Boden. Wirklich befindet sich unter der Platte ein leerer, tiefgehender Raum, der Brunnen der Seelen, den die Moslems Birrarwah nennen und der Eingang zur Hölle sein soll. Hierher kommen diejenigen, die mit den Abgeschiedenen geheimnißvolle Zwiesprache halten wollen. Später, weil die Bösen dem kühnen Besucher manche Gefahr brachten, wurde die offene Mündung des Brunnens mit der metallenen Decke geschlossen.

Der Felsen selbst ist nicht nur von Mohammedanern, sondern auch von Christen für heilig gehalten. Letztere meinten im Mittelalter, es sei der Stein, auf dem Jakob schlief, als die Engel vom Himmel her zu ihm niederstiegen und auf dem später der Todesengel stand, der das Volk wegen der Sünde König Davids zu schlagen gesendet worden ist. Die Legende erzählt auch, dieser Stein sei unter dem Allerheiligsten im Tempel gelegen und verwahre noch jetzt die Bundeslade und heilige Geräte in seinem Innern. Den Moslems ist der Felsen, nach dem in Mekka, der heiligste auf Erden, er wird „einer von den Felsen des Paradieses“ genannt, wohl auch als jener bezeichnet, auf dem Abraham saß, ehe er an das Opfer seines Sohnes ging. Der Schech machte mich auf die eingedrückten Fingerspuren der Hand Abrahams aufmerksam.

Herausgetreten aus den geheimnißvollen Räumen, stiegen wir

wieder eine Treppenflucht herab auf die Moriafläche. Riesige, Jahrhunderte alte Zipressen ragen hier in den tiefblauen Himmel empor; ein marmornes Bassin ist von einigen Orangen- und Olivenbäumen überschattet.

Wir gingen der zweiten Moschee, welche sich auf der Südseite der Tempelarea befindet, entgegen, zur el Aksa. Diese Moschee wird für eine altchristliche, der Jungfrau geweihte Kirche gehalten; sie stellt ein Längenviereck dar und imponirt durch eine achtfache marmorne Säulenflucht, welche mächtige Architrave trägt, von denen aus sich kühne Bogen spannen. Bedeutungsvoll und wichtiger für die Alterthumsforschung sind neben und unter der Kirche in den Fels hinein gegrabene Gewölbe, die durch Kolosspfeiler gestützt werden und Quaderstücke von gewaltigsten Dimensionen. Der Schech erklärte mir, es seien dies Unterbaue des Salomonischen Tempels. Er schlug mit einem Steine einige Fragmente los und gab sie mir zum Andenken; was er auch am goldenen Thore that. Ebenso brach er von den Zweigen der Zipressen ab, um mir sie als „Kinder des Heiligthums" zu verehren.

Ich legte wieder die Schuhe an und wanderte jetzt auf dem Tempelplatze umher, jedoch keinen Augenblick vom Schech und dem bewaffneten Gefolge verlassen. Einige Arbeiter, die mit Mauerausbesserungen beschäftigt waren, sonst befand sich Niemand auf dem weiten Platze.

'Es war ein Schmerzwandeln in den stillen, sonnigen Räumen. Ueber die Mauern herein schaute der Oelberg mit seinen steinigten Flächen, aus denen graugrüne Olivenbäume emporragten, wie Pilger, die hinauf ziehend, stehen geblieben sind, um die Trauer der Landschaft, um die Stadt zu betrachten und die Zweigarme empor zu heben, um zu beten.

Unter meinen Begleitern erhob sich plötzlich ein Streit, indem Einer von ihnen von mir ein Backschiesch verlangte, während ich dem Schech, um auch die Uebrigen zu betheiligen, die ganze, früher bestimmte Summe übergeben hatte. Der Dolmetsch war nicht so

gefällig, mir die Ursache des Zankes zu erklären, doch konnte ich bemerken, daß der Schech gerne den größten Theil für sich behalten hätte. Es war mir ein Streit zwischen Arabern nicht das erste Mal hier vorgekommen, sonst hätte ich meinen müssen, daß die Männer nur blutig aus demselben hervorgehen würden; so heftig waren ihre Bewegungen, so blitzvoll die Augen, so gewaltig ihr Schreien. Und doch gingen sie nach wenigen Minuten wieder friedlich neben und hinter mir her.

Ich gewahrte im Weitergehen an der südlichen Seite der Stadtmauer eine Art Graben, zu dem keine Treppe hinabführte, und an dessen einer Seite eine weite Oeffnung zu einer Höhle zu führen schien. Als ich fragte, ob man da eindringen könnte, bejahten das die Männer und munterten mich auf, hinabzugehen. Mein fragender Blick an den christlichen Dolmetsch wurde zustimmend erwiedert und so kletterte ich, während meine Begleiter oben blieben, an der einen Wand der Grabenwand etwa drei Klafter tief, auf einzelne vorragende Steine, oder in Fugen tretend, hinab, indem ich mich an den anderen Steinen mit den Händen festhielt. Ich trat dann durch die Oeffnung in eine tiefer liegende und abwärts führende Höhle, tief unter der Fläche des Tempelplatzes und stand in Finsterniß. Allmälig dämmerte es um mich her, dann in immer weiterem Kreise und zur Höhe empor. Ich stand in einem weiten Raume, in welchem viereckige gewaltige Steinpfeiler aufstreben und mächtige Bogen tragen.

Der ganze Raum ist mit Steinen und Schutt, an manchen Stellen bis an die Bogen reichend, angefüllt; ich mußte mühsam klettern, um wieder einige Schritte vorzudringen und das bei genug spärlichem Lichte, das an der Seite, von der ich hereingekommen war, durch Löcher hereindringt, die sich zufällig in dem auch vor diesem unterirdischen Bauwerke aufgehäuften Schutte befinden.

Ich war von einem heftigen Staunen ergriffen und konnte den Bau nur mit dem unterirdischen tausend Säulenwerke nahe dem Almeidan in Konstantinopel vergleichen. Schmerzlich war es mir aber, daß es Forschern wie Robinson und Tobler nicht gegönnt war, wie überhaupt auf den Tempelplatz so auch nicht hier herab

zu gelangen, um ihre gelehrte Kritik und ihre scharfen Maße anzulegen. Völlig unvorbereitet und ohne jeden Apparat, wie ich war, konnte ich nur ein allgemeines Bild dem Gedächtnisse einprägen und glauben, daß ich mich, vielleicht hier, in dem „cavali sub terra montes“ des Tacitus befand; in jenen Höhlungen unter dem Tempelraume, in die sich zur Zeit der Belagerung durch Titus der letzte Kämpfer Jerusalems, Simon mit den Seinen zurückgezogen hat.

Ich war einer der Letzten, welche die ewig merkwürdige Stätte des alten Jehovatempels betreten; denn wieder ist es, seit Kiamil Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, von moslemitischer Seite streng untersagt.

Der letzte Hoheprieſter.

Die ſtolze Zion iſt gefallen,
Es liegt die Gottesſtadt verheert.
Die kühnen Säulen, Marmorhallen,
Wo ſonſt des Opfers Düfte wallen,
In Schutt und Trümmerwerk verkehrt.

Des Tempels Prieſter ſind erſchlagen,
Die Leichen ruh'n in kalter Nacht;
Es ſtört das mitternächt'ge Zagen
Nur, wenn ein Bogen, kühn getragen,
Nachberſtend durch das Dunkel kracht.

Ein Prieſter nur entging dem Morden,
Das Schwert reicht' nicht an ihn heran;
Und als es tiefe Nacht geworden,
Da legt, verbrämt mit Purpurborden,
Sein weißes Prieſterkleid er an.

Auf ſeiner Bruſt ein helles Prangen:
Der Urim Tumim Feuerſchein,
Und ſeine Silberlocken hangen
Um edle, tiefgefurchte Wangen
In ſeines Bartes Schnee hinein.

So ſchreitet er durch öde Gaſſen,
Der Nachthall nur begleitet ihn,
Die Trümmerwerke rings erblaſſen,
Wenn durch gejagte Wolkenmaſſen
Sie plötzlich Mondeslicht beſchien.

Und auf des Tempels Quaderſtücke
Steigt ſtumm der Prieſtergreis hinauf,
Getroffen tief von dem Geſchicke,
Schickt er das Wort mit feuchtem Blicke
Zum ſchwarz umhang'nen Himmel auf:

„Du biſt von Deinem Volk gewichen,
Dein heil'ger Tempel iſt verheert,
Die hellen Schimmer ſind erblichen,
Die durch des Tempels Dunkel ſtrichen,
Mit Glanz des Ch'rubim Haupt verklärt.

Dein Zorn hat den Altar geſpalten,
Als Opfer fiel der Prieſter Schaar;
Du haſt uns würdig nicht gehalten,
Um Deinen Tempel zu verwalten,
Dein Volk iſt todt, und Dein Altar.

So nimm des Tempels Schlüſſel wieder,
Ihn reich', ich bebend Dir empor!"
Und in die Kniee ſinkt er nieder,
Von ferne tönen wilde Lieder
Und dumpfer Siegerjubelchor.

Wie betend ſo die Arm' erhoben,
Des Tempels greiſer Pförtner kniet,
Reicht dunkel es herab von Oben,
Wie eine Hand aus Licht gewoben,
Die hoch empor den Schlüſſel zieht.

Und die es sah'n von ferne flimmern,
Die hielten es für Blitzesrot.
Da rings im Tag die Höhen schimmern,
Liegt auf des Tempels Marmortrümmern
Der letzte Hoheprieſter todt.

Jeruſalemitaniſche Legenden.

Das Feuer in der Bundeslade.

In Jeruſalem iſt es Brauch, daß der Synagogendiener am Freitagabend den Wein, wenn Kidusch gemacht iſt, mit in ſeine Behauſung nimmt und ihn wenn der Sabbat ausgeht, zur Hasdalah wieder hinein trägt. Das hängt mit einer merkwürdigen Begebenheit zuſammen, die ich jetzt erzählen will.

An einem Freitagabend ſchlief der Diener der Talmud-Thora-Synagoge ruhig auf ſeinem Lager, als er plötzlich von Jemandem, den er nicht kannte, geweckt wurde. Der Fremde befahl ihm, ohne Zögern in die Synagoge zu eilen, denn im Heichel, in der Lade, wo die Thorarollen aufbewahrt werden, lodere ein blutrotes Feuer und es drohe Gefahr, daß nicht allein die Synagoge, ſondern die ganze Gemeinde von ihm verzehrt werde. Der Diener eilte erſchrocken in die Synagoge, öffnete die Bundeslade, wurde aber kein Feuer gewahr; doch bemerkte er im Dunkeln, daß die Flaſche Wein, die er nach Kidusch, dem Freitagabend-Segen, hinein geſtellt hatte, von ihrem Platze verrückt ſei; was ihm ſehr verdächtig vorkam.

Er hob die Flaſche heraus und merkte ſogleich beim ſchwachen Scheine des Ner thamid, des ewigen Lichtes, daß die Flaſche vertauſcht ſei und als er vom Inhalte etwas ausgoß, erkannte er, daß es Blut war. Er vernichtete die Flaſche und ſtellte eine neue, mit weißem Wein

gefüllt wieder in das Heichel, verschloß dasselbe und die Synagoge und legte sich wieder auf sein Lager und schlief.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Gottesdienst begonnen, erschien der Pascha von Jerusalem, der Bischof des griechischen Klosters, mit ihnen viele Muzlemin, Griechen, Pfaffen und Soldaten. Alle Juden wurden bleich, nur der Synagogendiener nicht; er wußte, daß das schreckliche Feuer im Heichel glücklich unterdrückt und gelöscht sei.

Der Pascha befahl seinen Dienern, alle Nischen und Winkel der Synagoge zu durchsuchen und da er nichts fand, was verdächtig gewesen wäre, wies ein Grieche nach dem Heichel und rief: „Dort müßt ihr suchen!" Die Diener öffneten das Heichel und fanden neben den Thorarollen alsbald die Flasche. Der Grieche schrie: „Das ist das Menschenblut von einem Christenkinde, das sie zu ihrem Gottesdienste abgeschlachtet haben."

Der Bischof nahm die Flasche und fragte den Oberrabbi: „Was enthält dieses gläserne Gefäß?" Ruhig antwortete der Rabbi: „Wein, den wir zum Segenspruche brauchen." Der Bischof nahm den silbernen Becher, der in der Lade stand und goß ihn aus der Flasche voll. Es war ein goldenroter, duftiger Wein, wie er aus der Rebe von Hebron gepreßt wird. Er reichte ihm dem Pascha und allen Anwesenden, daß sie sich davon überzeugen. Nachdem der silberne Pokal allen gereicht war und alle sich überzeugt hatten, bat der Bischof den Oberrabbi wegen der Störung des Gottesdienstes um Vergebung; ein Lügner, indem er auf den Griechen wies, habe ihn betrogen.

Der Pascha riß den Dolch aus dem Gürtel, um den Frevler zu tödten; da hielt ihn der Bischof mit den Worten ab: „Verunreinige nicht mit Verrätherblut ein Gott Vater geweihtes Heiligthum." Als sie aus der Synagoge herausgetreten waren, glaubte sich der Grieche durch das reumütige Bekenntniß retten zu können, daß er eine Flasche mit Blut in die Lade gestellt habe und nicht begreife, wie sie wieder von dort weggekommen sei.

Der Pascha ergrimmte aber noch mehr und streckte ihn mit dem Dolche nieder.

Regen.

Es werden wohl 150 Jahre her sein, da war die Bevölkerung Jerusalems in banger Sorge, denn schon war es Spätherbst und noch immer zeigte sich keine Wolke am Himmel, die Regen verkündet hätte. Vom Herbstregen hängt aber nicht allein die Fruchtbarkeit des Landes ab, sondern auch die Füllung der Zisternen. Menschen und Thiere geraten, wenn die Zisternen nicht genug Vorrat haben, in den Sommermonaten in gar schwere Not und Verzweiflung.

Alle Zisternen, besonders die Terrassen, von denen das Regenwasser in jene abfließt, waren sorgfältigst gereinigt, Alles harrte des Leben bedingenden Regens und es wollte noch immer keiner vom Himmel sich ergießen. Juden, Mohammedaner und Christen beteten zum Himmel und fasteten und zogen zum Grabe Rahels, das gegen Bethlehem ist, zu dem Grabe des Nebi Daud und in die Grabeskirche; der Himmel blieb verschlossen und seine Schleußen wollten sich nicht öffnen.

Da sandte der Pascha zum Oberrabbiner von Jerusalem, zu dem frommen Greise Galanti, gesegnet sei sein Name! und ließ ihm drohen: ihn und alle Juden aus Jerusalem und aus Palästina zu vertreiben und ihr Eigenthum einzuziehen, wenn es in drei Tagen nicht regnen sollte; denn nur das böse Volk der Juden sei an der Unbarmherzigkeit des Himmels schuld.

„Ihr rühmt euch stolz" ließ er ihnen sagen, „das auserwählte Volk Gottes zu sein und nennt ihn eueren Vater. Zeigt jetzt in der Zeit der Not, daß er euer Gebet erhört. Sonst thue ich, beim Leben des Profeten, wie ich gesprochen habe."

Die jüdische Gemeinde war in Verzweiflung. Der Oberrabbi ordnete ein dreitägiges Fasten an und vor der Tempelmauer wurde es von betenden und weinenden Männern, Frauen und Kindern nicht leer.

Als am dritten Tage sich die Sonne dem Untergange näherte, ließ der Oberrabbi der ganzen Gemeinde befehlen, ihm noch auf das Grab des Rabbi Schimon des Gerechten, gesegnet sei sein Andenken!

das Geleite zu geben, um dort um Regen zu flehen. Jeder aber, Männer und Frauen, sollen sich mit Regentüchern, Mänteln und Schuhen versehen, denn der Heimgang vom Grabe werde unter einem gewaltigen Regenguſſe ſtattfinden.

Alle ſtaunten über dieſe Vorherſage, thaten wie ihnen geheißen ward und folgten ihrem frommen Oberrabbi in andächtigem Zuge durch das nördliche Stadtthor Bab-el-Amud. Als der Kommandant der Wache den Zug erblickte, der ſo gekleidet war, als ob es heftig regnete, konnte er ſich des Lachens nicht enthalten. Als man ihm von der Vorherſage des frommen Rabbi erzählte, die mit dem wolkenloſen Himmel im Widerſpruch ſtand, ergrimmte er heftig und ſchlug dem greiſen Rabbi ins Angeſicht. Der Greis blickte ihm ruhig ernſt ins Auge und zog mit ſeiner Gemeinde weiter, bis ſie in das Thal Joſafat zu dem Grabe Schimon des Gerechten kamen. Der Rabbi knieete an der Stelle nieder, wo das Haupt des Hingeſchiedenen ruhte und um ihn her die Gemeinde. Sie erhoben lautes Wehklagen und Beten; der Rabbi aber ſoll, ſo erzählten Diejenigen wieder, die ihm zunächſt knieeten, unhörbare Worte in das Grab geſprochen haben. Die Worte waren aber ſo mächtig, daß ihnen, wenn ſie dieſelben auch nicht hören konnten, doch das Herz davon erbebte.

Plötzlich erhob ſich ein ſtarker Wind, ſo daß die Olivenbäume auf dem Oelberge geſchüttelt wurden, und der blauweiße Himmel umwölkte ſich. Es fielen ſchwere Tropfen und immer inbrünſtig und lautlos ſprach der Rabbi in das Grab, bis es in Strömen vom Himmel floß und die Anweſenden ſich in ihre Mäntel und Decken tief einhüllen mußten.

Der Kommandant der Wache lief jetzt heran, warf ſich dem Rabbi zu Füßen und bat ihn demütig um Verzeihung für die ihm zugefügte Beleidigung. Dann hob er ihn auf ſeine Schulter und trug ihn bis zur Behauſung.

In Jeruſalem herrſchte maßloſe Freude. Drei Tage und Nächte hindurch ertönten alle Häuſer von Zimbeln und Pauken, von Liedern und Händeklatſchen und die Juden feierten Gaſtmäler und freuten ſich, wie es drei Tage und drei Nächte ununterbrochen regnete.

Mohammedaner und Chriſten ſprachen es unverholen aus, daß

ſie nur den Juden den Regen zu verdanken hatten und ſie erkannten beſchämt, daß das Gebet der Juden einen beſſern Eingang bei Gott gefunden habe, als das ihre.

Der Kommandant der Wache kam am vierten Tage zum Rabbi mit der Bitte, ihn in den Bund der Väter aufzunehmen und dann ſein Knecht ſein zu dürfen.

Drei Kabbaliſten.

Der Rabbi Schalom Scharebi, der Rabbi Chajim del Roſa und der Rabbi Joſef David Azulai waren ſehr fromme und tief gelehrte Männer. Ihnen waren die Geheimniſſe der Kabbala erſchloſſen und ſie wußten von den Dingen der Erde und des Himmels mehr, als andere Menſchen und ſie freuten ſich ihrer Wiſſenſchaft und hörten nicht auf zu forſchen Tag und Nacht. Sie betrübte nur Eines, daß die Juden noch immer in Sklavenbanden ſchmachten, verſtreut auf der Erde leben und der Meſchiach noch immer nicht kommen wolle. Faßten ſie in einer heiligen Nacht den gewaltigen Beſchluß, mit ihrer Geiſteskraft, mit ihres Herzens Willen den Meſchiach zu zwingen.

Sie fingen an ſich zur Beſchwörung vorzubereiten durch dreitägiges Faſten, das ſie mit Unterbrechung eines Tages durch viele Wochen fortſetzten; ſie geißelten gegenſeitig ihre Leiber und aß es, was in Jeruſalem ſelten iſt, ſchneiete, legten ſie ſich in den Schnee. Sie hielten ſich während dieſer Zeit fern von ihren Frauen, und beteten und forſchten mehr, als ſie je in ihrem ganzen Leben gethan.

Als ſie ſich genug geiſtig gereinigt glaubten, ſtanden ſie um die Stunde, in der man Chazos zu machen pflegt, auf, und gingen auf die hohe Terraſſe der Synagoge und beteten jeder einzeln inbrünſtig und heilig. Dann traten ſie zuſammen, ſprechen geheimnißvolle, gewaltige Namen Gottes aus, welche ſie noch niemals gewagt hatten, über ihre Lippen zu bringen und es zitterte ihnen das Herz dabei und ihre Kniee wankten.

Da ertönte durch die Luft das Bas kol, die Stimme eines Unſichtbaren: „Wenn ihr nicht ablaſſet von euerem inbrünſtigen Denken und von euerem zwingenden Thun, muß die Welt aus ihren Fugen

weichen und zu Grunde gehen, denn ihr wollet beschleunigen, wozu es nach dem Rathschluß Gottes noch nicht Zeit ist."

Alle drei stürzten auf ihr Angesicht und hörten athemlos, was die Stimme weiter zu ihnen sprach:

„Einer von euch muß sich aus der heiligen Stadt entfernen, denn nur drei zusammen können den Meschiach zwingen."

Die Drei horchten noch weiter, aber die Stimme tönte nicht mehr und sie erhoben sich todtbleich von der Terrasse und wußten, was sie zu thun hatten. Jeder schrieb seinen Namen auf ein Pergamentblättchen, sie thaten diese in ein Buch, und bestimmten, daß Derjenige, dessen Name gezogen würde, Jerusalem sogleich verlassen müsse.

Noch an demselben Tage rüstete sich Josef David Azulai zur Abreise und Niemand in der Gemeinde konnte begreifen, warum er plötzlich die heilige Stadt verlasse und Allen that es um den frommen Rabbi leid. Er schiffte sich in Jaffa ein nach Livorno, wo er einen strengen Wandel führte, meist in schweigender Betrachtung sein Leben hinbrachte und als er gestorben war, den Ruf eines großen Kabbalisten hinterlassen hat.

Viele Jahre waren seit dieser Begebenheit vergangen, und Rabbi del Rosa lag, von seinen Schülern umgeben, zu sterben und er sprach zu ihnen: „Wenn ich todt sein werde, so tragt mich nicht aus dem Hause; ergreifet meine Beine und schleifet mich die Treppe hinab durch die Stadt, durch das Zionthor bis hinaus in das Thal Josafat und werft mich in die Grube." Die Schüler ergriff ein Grauen und sie fürchteten sich vor dem Sterbenden.

Als der Rabbi todt und die Leichenwaschung beendet war und die Todesklage anhob, da legten sie die Leiche auf eine Bahre und trugen sie auf ihren Schultern hinaus „in das Haus des Lebens", denn sie trugen Scheu den letzten Willen des Sterbenden zu erfüllen.

Als sie die Bahre hinsetzten, kamen Männer aus dem Dorfe Siluam, das oberhalb des jüdischen Begräbnißplatzes liegt, und fingen wegen einer nicht bezahlten Schuld mit den Juden Streit an. Die Juden, weil sie unbewaffnet waren, mußten fliehen und die Fellachin ergriffen, um ihr Schmach anzuthun, die Leiche bei den Beinen, schleiften

sie über die Grabsteine, so daß das Haupt zerschmettert wurde und warfen sie dann in die Grube.

Von Rabbi Schalom Schabbi habe ich nichts erzählen gehört und weiß nicht, welchem Tode er verfallen ist.

Die Hand.

Die Sonne stand noch am Himmel, als drei Mädchen auf einer Terrasse saßen, wo drei Mandelbäume mit roten Blüten standen. Die eine hieß, wie jenes schöne Mädchen aus Sunem, Abisag; ihre Wangen waren, „wie der Riß am Granatapfel, zwischen schwarzen Zöpfen." Die zweite hieß Sultana, ihre Augen waren blau und man konnte sie wie die Sulamits Taubenaugen nennen; „ihr Haar glänzte schwarz wie die Ziegenheerden, die beschoren sind auf dem Berge Gilrad." Die dritte hieß Mirjam, ihre Lippen glänzten „wie eine rosinenfarbige Schnur" und alle drei waren lieblichen Ansehens.

Diese drei Mädchen saßen auf der Terrasse und sprachen allerlei heitere Reden, wie Mädchen pflegen und banden sich Blumen zwischen die goldenen Spangen an ihren Schläfen und in ihre mit goldenen Flittersternchen geschmückten Haare, die in vielen Flechten auf ihren Nacken bis an die Lenden fielen.

Um dieselbe Zeit saßen drei junge Schüler in der Jeschiba eines frommen Rabbi am Fuße des Berges Zion und sprachen von einigen schweren Fragen im Talmud und bemühten sich die Lösung zu finden. Einer von ihnen aber hörte nur scheinbar aufmerksam zu; seine Wangen waren bleich und eingefallen von vielem Nachtwachen und seine beiden Freunde warnten ihn schon oft getreulich nicht mit den Geistern anzubinden. Er aber wollte Macht über sie gewinnen und studirte die Kabbala. Seine Freunde waren jetzt zu eifrig in einen talmudischen Streit verwickelt und merkten nicht auf ihn, der in tiefster Gedankensehnsucht an Abisag dachte, die er mit verzehrender Glut, ohne Gegenliebe, liebte. Er träumte so mächtig von ihr und fühlte sich ihr so nahe, daß [illegible] zu zwingen meinte in leidenschaftlicher Trunkenheit.

Da ereignete sich etwas gar Seltsames unter den drei Mädchen auf der Terrasse. Die Sonne war im Untergehen; sie sahen sich um[illegible]

ſchlungen haltend, dem ſchönen Sterben zu und ſangen die liebliche Stelle aus dem hohen Liede: „Ich bin eine Blume in Saron, und eine Roſe im Thal.“ Da zuckte es wie ein weißer Schimmer über ihnen es ſenkte ſich eine feine, bleiche Hand herab und griff nach der Hand Abiſag's und eine weichtönende Stimme ſprach die Trauungsformel: „Hare at mekudeſchet li“. Darauf erhob ſich die bleiche feine Hand, wie eine Taube glänzend und verſchwand.

Die Mädchen hatten inne gehalten im Liede und ſahen und hörten ſchweigend, was eben ſich zwiſchen ihnen ereignete. Nur war es ſeltſam, daß keine von ihnen über die wunderbare Erſcheinung und die weichtönende Stimme erſtaunte und ſie ſangen wieder: „Mein Freund iſt weiß und rot, auserkoren unter vielen Tauſenden. Sein Haupt iſt das feinſte Gold, ſeine Locken ſind kraus, ſchwarz wie ein Rabe, ſeine Lippen ſind wie Roſen, die von fließenden Myrrhen triefen.“

Bald nach dieſer Begebenheit wurde Abiſag von ihren Eltern einem Manne verlobt. Da erſchien ihr ein Jüngling mit eingefallenen Wangen und drohte ihr, ſie zu verklagen beim Besdin, denn ſie ſei bereits ihm angetraut ſeit jenem Abend, wo er ihr die Hand gereicht und die bindende Trauungsformel geſprochen.

Abiſag war ſehr erſchrocken und ging zum Oberrabbi von Jeruſalem und erzählte ihm, was ihr widerfahren ſei. Der Oberrabbi mit ſeinem Besdin erkannte aber die Verlobung mit der Hand, als zu Recht beſtehend an und verſchob die Verheiratung mit der Hand auf ein volles Jahr.

Die Eltern des Mädchens hörten nicht auf dieſe Entſcheidung und bauten einen Trauhimmel auf und führten unter Zimbelklang und Paukenſchall ihre Tochter Abiſag dem harrenden Bräutigam zu. Siehe da wieder die feine bleiche Hand und eine weichtönende Stimme ſprach: „Wenn es mir nicht gegönnt iſt, daß Du mein Weib ſeieſt, ſo will ich einen Kuß von Dir haben.“ Die Umſtehenden ſprachen: „Auch zwölf, wenn Du willſt.“

Der Unſichtbare küßte, ſo daß man es hören konnte, die junge Braut und ſie ſank von dem Kuſſe getödtet, lautlos zu Boden.

Eine Familienmegilah.

Es war zur Zeit des Königs Saragaſanus im Jahre 5167, der in Saragoſſa ſeine Reſidenz hatte, in welcher auch viele Juden lebten, die in zwölf prächtigen Synagogen beteten. Es herrſchte die uralte Sitte, daß wenn der König das Judenviertel betrat, ihm ſogleich die älteſten Rabbinen jeder der zwölf Synagogen mit den heiligen, pergamentenen Thorarollen, die in geſchmückten Käſtchen verwahrt waren, entgegen gingen. Ihnen ſchloß ſich die ganze Gemeinde an, und während die Rabbinen den beim Anblick des gekrönten Hauptes üblichen Segen ſprachen, rief die ganze Gemeinde: Amen!

So war es ſeit alten Zeiten her. Einmal aber fühlten einige ſehr fromme Rabbinen ein Bedenken, ob es denn nach talmudiſchen Grundſätzen keine Entweihung ſei, jedesmal ſechsunddreißig Thorarollen dem Könige grüßend entgegen zu tragen? Da beſchloſſen ſie, wenn der König wieder in das Judenviertel käme, aus jeder Synagoge nur drei leere, mit koſtbaren Stoffen behängte Käſtchen zu nehmen und ihm entgegen zu gehen. So geſchah es auch, und ſie gingen dem Könige viele Jahre lang mit dieſen leeren Käſtchen entgegen.

Damals lebte am Hofe des Königs Saragaſanus ein reicher Jude, der ſein begünſtigter Liebling war und Chajim Schamai hieß. Der fiel aber vom heiligen Glauben ſeiner Väter ab, und hieß dann Markus; wodurch er ein noch größeres Vertrauen am königlichen Hofe gewann, und wie die Abtrünnigen alle, ein größerer Haſſer und Verläumder ſeines Volkes wurde, als die im chriſtlichen Glauben Geborenen.

Als der König Saragaſanus wieder einmal im Judenviertel erſchien, und ihm in der althergebrachten Weiſe gehuldigt wurde, pries er, des Abends auf ſeinem Throne ſitzend, in Gegenwart des verſammelten Hofes die Anhänglichkeit der Juden an ihren König, und rühmte die fromme Sitte, den König mit ihrem Theuerſten, mit dem Worte Gottes zu begrüßen. Da trat Markus auf und

ſprach alſo: „Nicht glaube, o Herr, daß die Juden wirklich ſo treu an ihrem Könige hängen. Die ſchön gezierten Käſtchen, die ſie Dir entgegentragen, ſind leer, und enthalten nicht die ihnen heiligen Thorarollen.“ Der König und alle Anweſenden erſtaunten Solches zu hören, Saragaſanus erzürnte ſehr, und ordnete an, daß ſein ganzer Hofſtaat ſchon am folgenden Morgen bereit ſei, mit ihm wieder ins Judenviertel zu ziehen und ſchwur, wenn ſich die Wahrheit deſſen, was Markus ſagte, bewähre, alle Männer tödten, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen zu laſſen und alles Gold und Eigenthum der Juden ſolle des Königs werden.

Während der König alſo ergrimmt redete, ſchlief der Diener einer der zwölf Synagogen, der fromme, tugendhafte Greis Ephraim Baruch, ruhig auf ſeinem Lager. Er erwachte plötzlich, und ſah einen Mann, majeſtätiſchen Anſehens, mit langem Barte, einen ledernen Gurt um den Leib gewunden, vor ſich ſtehen, und er erkannte den göttlichen Profeten Elijahu, der ihn alſo anredete: „Du ſchläfſt? Mache Dich eilends auf, gehe in die Synagoge, ſetze in jedes der drei leeren Käſtchen die Thorarolle, komme dann zurück und lege Dich wieder, um zu ſchlafen. Zu Niemandem aber rede, daß ich Dir erſchienen bin, ſonſt biſt Du des Todes.“ Erſchrocken ſtand der fromme Diener vom Lager auf, und that, wie ihm befohlen war, und legte ſich wieder, um zu ſchlafen.

Dieſelbe Erſcheinung hatten die Diener der eilf übrigen Synagogen, die ebenfalls dem Auftrage getreulich nachkamen, und jeder von ihnen glaubte, daß die Erſcheinung nur ihm geworden ſei.

Der verhängnißvolle Tag brach an; es war der 17. des 11. Monats Schebat, im 13. Jahre der Regierung des Königs Saragaſanus, das 4180. Jahr nach der Zerſtörung des zweiten Tempels; da erſchien, kaum daß noch die Morgenröthe die ſchwarze Nacht zu verſcheuchen begann, plötzlich der König Saragaſanus im Judenviertel. Zu ſeiner Rechten ging der Verräther Markus; es folgten alle Großen des Reiches, eine Menge bewaffneten Kriegsvolkes von 300 Männern mit blanken Schwertern, um, wenn der König ihnen winkte, Alles niederzumachen.

Die Juden waren sehr überrascht, eilten von ihrem Lager, um den König zu begrüßen und ihm zu huldigen; die Rabbinen zogen ihnen mit den 36 Thorarollen voran. Da sprach, als sie sich dem Könige näherten, Saragasanus zu ihnen: „Ich will einmal die Gesetzrollen Eures Propheten Moses, in dessen Namen Ihr mich segnet, sehen.“ Todesangst überfiel die Juden, und die Rabbinen sprachen unter sich: „Weh uns! welches Unglück hat Gott über uns verhängt.“ Sie ahnten nicht, wie väterlich der Herr seine Frommen geschützt hatte. Die Diener des Königs Saragasanus ritten heran, und öffneten die Gehäuse der Gesetzrollen. Wie waren Alle erstaunt, als sie dieselben sahen, und den 44. Vers des 26. Kapitels im 3. Buche Moses aufgerollt fanden: „Aber auch so, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, werde ich sie nicht verwerfen und sie nicht verschmähen, sie zu vernichten, meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin der Ewige, ihr Gott.“ Und so fand es sich in allen 36 Kästchen.

Der König Saragasanus, als er sich so von der Verläumdung des Markus überzeugt hatte, war er sehr gnädig, dankte den Juden für ihre Anhänglichkeit, und erließ ihnen, als Zeichen seiner Huld, für drei Jahre alle Abgaben und Steuern. Den Verläumder Markus aber ließ er augenblicklich hängen, den Leichnam den Hunden vorwerfen und die Ueberreste verbrennen.

Die Gemeinde feierte ein Dank- und Freudenfest für die ihr gewordene, wunderbare Rettung und setzte für ewige Zeiten fest, daß der 17. Tag des Monats Schebat ein gottgeweiheter bleibe, ein Fast- und Bettag, an welchem die Armen reich bedacht werden sollen. Der Abend dieses Tages aber, wo diese Begebenheit gelesen wird, sei der Freude, Gastmälern und Gesängen geweiht.

Noch heute, nach 436 Jahren, lebt in Jerusalem eine aus Saragossa stammende Familie, welche die auf Pergament geschriebene, uralte Megila besitzt am 17. Schebat liest und mit einem Freudenmahle feiert.

Der leblose Lebendige.

Der berühmte Kabbalist Schalom Scherebi aus Jemen, der im Jahre 5525 nach Erschaffung der Welt Oberrabbi von Jerusalem war, saß eines Morgens in seiner Jeschibah, angethan mit weißem Ornate und darüber den weißen Taleth mit grünen Streifen. Um den linken Arm und das Haupt trug er die Tephilim geschlungen. Sein Diener trat ein und meldete ihm, daß in der Mikweh, im Frauenbade, auf dem sogenannten Batrak in der Patriarchenstraße, nicht das vorschriftmäßige Maaß Wassers enthalten sei. Der fromme Rabbi stand von seinem Sitze auf und nahm sich nicht einmal Zeit Talith und Tephilim abzulegen und folgte seinem Diener um die Mikweh zu untersuchen.

Als sie zu dem Batrak kamen, stand da ein junger Mohammedaner, dem die grünen Streifen am Talith des Rabbi, als eine Verhöhnung vorkamen, weil die grüne Farbe den Mohammedanern heilig ist, und nur die Abkömmlinge des Profeten grüne Turbanen tragen dürfen. Er zog den Dolch, den er im Gürtel trug, und zückte ihn gegen den Rabbi; aber seine Hand war plötzlich starr und konnte den Rabbi nicht erreichen.

Der eilende Rabbi bemerkte die Absicht des jungen Moslem nicht, ging in das Bad, um es zu untersuchen, und als er es vorschriftmäßig fand, ging er wieder, auf einem andern Wege in sein Haus zurück.

Der junge Mohammedaner aber stand an der Stelle, wo er des Rabbi ansichtig wurde, fest gewurzelt und erstarrt; die Hand ausgestreckt, so wie er sie zum Todesstreiche erhoben hatte, und in ihr den blitzenden Dolch. Er war anzusehen wie eine Statue aus Stein, die mit bunten Farben bemalt ist.

Die Leute, die vorüberkamen, konnten die fremdartige Erscheinung nicht begreifen, dann redeten sie dieselbe an, aber sie glotzte mit weit offenen Augen, die Lippen bewegten sich nicht zum Reden und doch konnte man merken, daß die Gestalt, wenn auch leblos, doch lebendig sei. Die Kunde von ihr durchdrang die ganze Stadt,

die Bewohner eilten ſchaarenweiſe herbei, und es entſtand ein gar gewaltiger Tumult. Es kamen auch die Eltern, und ſahen erſchüttert ihren jungen Sohn, den ſie bei ſeinem Namen, aber vergebens riefen. Er regte und bewegte ſich nicht.

Die Menge ſtaunte, fragte, und konnte das, was ſie ſah, nicht begreifen; bis einer zu erzählen anfing, wie er den Jüngling den Dolch gegen den Oberrabbi der Juden habe zücken ſehen; der Rabbi ſei ruhig weiter gegangen, während der Jüngling erſtarrt ſtehen blieb. Nun war die Sache Allen klar, und man wußte mit einem Mal woran man ſei und was man zu thun habe.

Die Eltern eilten zum Oberrabbi, und fielen ihm zu Füßen, und baten ihn, ihren Sohn aus der Erſtarrung zu erlöſen. Jetzt erſt erfuhr der Rabbi, in welcher Gefahr er geweſen und wie ihn Gott der Heerſchaaren gerettet habe. Er weigerte ſich aber den Jüngling zu retten; da verſprachen die mohammedaniſchen Bewohner der Stadt, die alle den unglücklichen Eltern zum Hauſe des Rabbi gefolgt waren, daß keinem Juden fortan ein Haar gekrümmt werden dürfe. Der Rabbi hieß ſie einen Eid ſchwören, daß ſie die Juden nicht mehr verhöhnen und kränken würden, und ſie ſchwuren ihn mit lauter Stimme.

Der Rabbi ging jetzt, wo der verſteinerte Jüngling ſtand und ſprach in Gegenwart der lautlos horchenden Menge zu der Menſchenſtatue:

„Senke den Arm mit dem blitzenden Dolche.“

Der Jüngling ließ den Arm ſinken.

„Sieh mit den Augen.“

Und die Augen fingen an ſich zu bewegen und weich zu glänzen.

„Rede mit Deinem Munde.“

Und der Jüngling ſprach: Gelobt ſei Allah, Mohammed iſt ſein Proſet und die Menſchen alle ſind ſeine Kinder.

„Geh!“

Und der Jüngling ging.

Die Menge erhob ein Jubelgeſchrei, und zwei Männer faßten den Rabbi, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn, von

der Bevölkerung der ganzen Stadt begleitet nach seiner Behausung.

Die Juden aber standen, so lange dieser Fromme lebte, im größten Ansehn und Jeder fürchtete sich, sie durch Wort oder That zu beleidigen.

Rabbi Kolonimos.

Im Jahre 5480 nach Erschaffung der Welt lebte Rabbi Kolonimos als Oberrabbiner der aschkenasischen Gemeinde in Jerusalem. An einem Sabbat vor Tagesanbruch stand der Rabbi von seinem Lager auf, und ging, wie er jeden Morgen that, zur Westmauer des Tempels, um in einsamem, inbrünstigem Gebete seine Gedanken zu Gott zu erheben. Er hatte kaum die Schuhe abgelegt und die Stirne träumend an einen Stein der Mauer gelehnt, da stürzte der Synagogendiener todtbleich zu ihm heran, und meldete ihm zitternd, daß die Gemeinde in der größten Gefahr schwebe, indem die Mohammedaner bewaffnet das Judenviertel umlagern, schon das Thor der Synagoge erbrechen, und drohen, die ganze Gemeinde nieder zu metzeln, wenn der Oberrabbi ihnen nicht ausgeliefert wird. „Warum verlangen sie aber nach mir?“ fragte der Rabbi. „Herr, ich wage das Entsetzliche nicht zu wiederholen.“ Der Rabbi aber erwiderte: „Man fand einen gemordeten Knaben vor der Synagoge liegen, und die Wüthenden sagen, ich hätte ihn erschlagen.“ Der Synagogendiener antwortete, staunend woher dem Rabbi die Kunde gekommen: „Du hast es ausgesprochen, o Herr!“ Der Rabbi redete in ehrwürdiger Ruhe weiter zum Diener: „Bewahre mich der Himmel, daß ich Menschenblut vergieße. Sie reden Lügen, eitel Lügen, und die Wahrheit wird an den Tag kommen.“

Während er dies sagte, stürmte eine tobende Menge schon heran, mit gezückten Schwertern und geballten Fäusten dem Rabbi drohend. Sie ergriffen und schleppten ihn zum Gerichtshause vor den Kadi, und riefen: „Wir bringen Dir den Mörder!“

Im Gerichtssaale lag auf dem Teppich die blutige Leiche des gemordeten Knaben, seine Augen waren offen und aus seiner Brust quoll Blut hervor.

Der Kadi fragte ernst: „Warum hast Du diesen Knaben gemordet?“ Eine lautlose Stille entstand plötzlich im Saale, um die Antwort zu vernehmen.

Der Rabbi antwortete: „Ich habe nicht gemordet.“

Da begann das Toben der Menge wieder, Schreie und Flüche wurden laut, und Einige stürzten gegen den Rabbi los, um ihn zu tödten. Der Kadi gebot Ruhe, und fragte den Todbedrohten: „Wie willst Du Dich von dem Verdachte des Mordes reinigen?“

Der Rabbi erwiderte: „Lasse mir Dinte, Papier und Feder reichen, und der Todte soll Dir selbst den Mörder nennen!“

Als man ihm Dinte, Papier und Feder brachte, schrieb er geheimnißvolle Buchstaben auf das Papier, und legte es an die Lippen des ermordeten Knaben. Und da war es entsetzlich anzusehen, wie die Leiche sich emporrichtete, und sitzend mit offenen Augen die Menge anstarrte, dann aber plötzlich aufsprang, auf einen Mohammedaner losstürzte, und mit einer die Herzen zerschneidenden, fürchterlichen Stimme schrie: „Dieser hat mich erschlagen!“ Nach diesen Worten stürzte der blutige Knabe wieder als Leiche auf den Teppich zurück.

Der Mörder bekannte, entsetzt über die Erscheinung, seine blutige That und wurde vor dem Gerichtshause durch den Diener des Kadi sogleich gehängt.

Die Eltern des Knaben stürzten jetzt zu den Füßen des Rabbi hin, und baten ihn, den Knaben durch seine geheimnißvolle Macht lebendig zu erhalten. Der Rabbi antwortete ihnen: „Das darf ich nicht. Mir war es nur gegönnt, die Gemeinde Gottes zu retten.“

Der fromme Rabbi aber vollbrachte fortan sein Leben in Buße und Fasten, denn er hatte durch Schreiben den Sabbat entweiht. Er lebte noch viele Jahre und Alle hatten große Ehrfurcht vor ihm. Sterbend befahl er, daß hundert Jahre lang jeder, der

an seinem Grabe vorübergehen werde, einen Stein auf dasselbe werfe, weil in alten Tagen derjenige, der den Ruhetag entheiligte, gesteinigt wurde.

Und so geschah es volle hundert Jahre nach seinem Tode, bis vor vierzig Jahren der letzte Stein nach seinem Grabe geschleudert wurde. Am südöstlichen Abhange des Oelberges ist aber noch jetzt der Steinhügel sichtbar, unter welchem der wunderwirkende Rabbi Kolonimos begraben liegt.

Aberglaube.

Wenn in Jeruſalem, der die Ziſternen füllende Regen lange ausbleibt, und Sorge darüber entſteht, und zu dieſer Zeit ein Rabbi ſtirbt, gibt man dem Todten, ein von dem Sterbekleide abgeſchnittenes, naßgemachtes Leinwandſtück in die Hand, damit er nicht vergeſſe, wenn er jenſeits anlangt, um Regen zu bitten.

Wenn innerhalb eines Jahres in einem Hauſe ſich zwei Todesfälle ereignen, wird, wenn Männer geſtorben ſind, ein Hahn geſchlachtet, wenn aber Weiber, eine Henne. Kopf und Füße müſſen begraben, das Fleiſch an Arme vertheilt werden.

Ein Geiziger verſchluckte ſterbend ſeine Perlen und Diamanten, ſein Diener bemerkte das und grub die Leiche aus, um ſie zu berauben. Die Leiche aber ſprach zu ihm: „Ich bin ein Rabbi geweſen, den Geizigen, den Du ſuchſt, haben die Geiſter fortgetragen, weit von hier in mein Grab. Mich aber brachten ſie in ſein Grab, um mich für meinen frommen Lebenswandel zu belohnen, durch ein Grab im gelobten Lande unſerer Väter."

Die Geiſter haben Hühnerfüße, ſind bald ſehr groß, bald ſehr klein, und alle ſchwarz.

König Salomos Asmodai, den er in ſeinem Siegelringe gefeſſelt hielt, iſt nicht mehr; jetzt herrſcht deſſen Sohn Daniel.

Zur Zeit des Asmodai hatte ein Mann eine Waſſerkanne vorſichtig genug hingeſetzt, und fühlte plötzlich Schmerz in ſeinem

Fuße. Ein Chacham ſah in das Waſſer der Kanne und ſprach hinein: „Was haſt Du dem Manne da gethan?“ Asmodai, der Geiſt antwortete aus dem Waſſer heraus: „Siehſt Du nicht, daß er das Gefäß auf meinen Fuß geſetzt hat?“ Und der Chacham ſprach entgegen: „Du kannſt als Geiſt den Mann, er aber Dich nicht ſehen.“ Der Waſſerträger bat hierauf, indem er die Kanne aufhob, den Geiſt um Verzeihung, und der Schmerz in ſeinem Fuße hörte auf. Der Stelle aber, auf der die Kanne ſtand, war es wie die Spur eines Hühnertrittes eingedrückt.

Es gibt Häuſer in Jeruſalem, wo Männer und Frauen nicht zuſammen wohnen können, die Schedim, die böſen Geiſter, erlauben das nicht, und ſo wohnen nur Weiber darin.

„Ajin rah“ das böſe Auge iſt auch in Jeruſalem ſehr gefürchtet. Wenn ſie ein Haus friſch übertünchen, malen ſie eine Hand mit ausgeſtreckten Fingern — „Chamſa“ fünf — an die Wand. Kindern binden ſie ein ſilbernes oder goldenes Händchen an den Kopf. Wenn Jemand unwohl iſt und glaubt, es durch das Ajin rah zu ſein, läßt man den „Abſprecher“ und die „Abſprecherin“ holen, dieſe fahren mit einem Kamm, oder ſtielloſen Meſſer über den Kopf des Unpäßlichen und ſprechen dabei die Namen der Erzväter Abraham, Iſak und Jakob, und den Namen Moſes des Lehrers aus. Eine alte ſepharediſche Frau und ein junger Sepharedi haben als Abſprecher und Abſprecherin in Jeruſalem ein gutes Einkommen.

Die Geiſter ſtahlen des Nachts ein Kind, weil Niemand bei der Wöchnerin wachte; ein Frommer ging eben in die Synagoge, ſah das Kind von den Geiſtern tragen und nahm es ihnen ab.

Geſegnete Frauen meſſen mit einem Seidenfaden die Weſtmauer des Tempelplatzes, und winden ihn um den Leib, um den Segen nicht zu verlieren, oder ſie hängen ein, an einer Schnur befeſtigtes Schlößchen um den Hals, deſſen Schlüſſel ſie wegwerfen. Unfruchtbare Frauen rupfen das Gras aus den Ritzen der Weſtmauer, kochen es, und trinken den Abguß.

Indulke iſt eine abergläubiſche, ſogenannte ſympathetiſche Heilungsart, und muß in Fällen eines heftigen Schreckens, oder einer

Gemütsbewegung angewendet werden. Denn da beherrscht ein böser Geist den Menschen. Man muß daher dem Geiste schmeicheln, „indulgere" daher Indulke, damit er vom Menschen ablasse.

Die Indulke ist eine doppelte: eine neun- und eine vierzigtägige.

Bei der kleinen Indulke muß der Kranke von einer pulverisirten, in Zuckerwasser aufgelösten Mumie drei Nächte hintereinander trinken, jedesmal ein Loth. Der Kranke wird früher gewaschen, in weißes Leinen gehüllt und in ein weißes Bett gelegt. Die Frauen im Hause dürfen nicht ihre Weiblichkeit haben, sonst schaden sie dem Kranken und sich selbst. Der Kranke bleibt allein, keine Thiere, namentlich dürfen sich keine Hühner im Hause befinden. Jeder Geruch von Knoblauch, oder Zwiebel muß sorgfältig vermieden werden. Der Kranke darf während der neun Tage nichts anderes als Milch, Butter und Brot genießen.

Ein Rabbi ging an dem Fasttage Schiweaßer be Tamus mit drei seiner Kollegen, weil der Tag sehr heiß war, in einen kühlen Zisternernraum, um sich abzukühlen; da sah er im Wasser einen Schatten, über welchen er sehr erschrack. Die Indulke war sofort angezeigt. Am neunten Tage aber entstand im Hause ein Knoblauchgeruch, die Wirkung war gestört, und man mußte die vierzigtägige Indulke anwenden.

Zwei Frauen gingen zu einundvierzig säugenden Müttern — so viele müssen es sein — und während die eine ein tiefes Schweigen beobachtend, jede Säugende „mölkte," erzählte die andere von den Leiden des kranken Rabbi. Als man ihm die Milch brachte, trank er sie, ohne den üblichen Segensspruch zu sagen und lag dann, als sich die Frauen entfernt hatten, schweigend und allein hin. Da kam surrend und golden ein Bienenschwarm an die Gardinen seines Bettes, und sog, ohne den Mund anzulegen an dem Kranken, und die Milch aus seinem Leibe, etwa wie Bienen, nur den Duft und nicht den Honig, aus einer weißen Blume ziehen. Er gerieth, während er dem Flattern der schönen Thierchen zusah in einen heftigen Schweiß, schlief ein, und da er erwachte, war er genesen.

Wenn Kinder erſchrecken, ſtreut man von ihrem Bette Zucker, bis zur Ziſterne. Der Geiſt folgt, genäſchig wie er iſt, der Spur und ſtürzt ins Waſſer.

Die Juden in Afrika ſchlachten am Schluſſe der Indulkekur auch noch einen ſchwarzen Hahn und glauben den Geiſt getödtet zu haben.

Als ich dem Rabbi, der mir die große Indulke, als an ſich ſelbſt erlebt, erzählte, bemerkte: daß ich einmal, ich wiſſe nicht mehr wo, in einer vergilbten Pergamentrolle den Spruch geleſen habe: „Du ſollſt keinem Aberglauben huldigen!“ da ließ er ſich von meiner Ironie nicht irre machen, und erwiderte: „Du haſt Recht. Der Aberglaube, als ein Lügenhaftes iſt verboten; die Dir mitgetheilten Dinge ſind aber wahr!“

Abschied.

Beim Pascha. — Zündhölzchen als Bibliothek. — Gegengeschenk. — Freiherr von Bruck. – Preußische Legazionen. — Strenge Mautbeamte. — Priestersegen. — Dankadresse an Frau von Herz-Lämel. — Ein Gedicht.

Meine Aufgabe war glücklich gelöst. Ich rüstete mich zur Abreise, reicher geworden an Erlebnissen eigenthümlicher Art, aber von jener Wehmut erfüllt, die ein unglückliches Glück in der Seele eines Dichters ist. All' die Gesänge, die ich dem heiligen Lande und seinen prosetischen Gestalten geweiht hatte, hier wären sie niemals in meiner Seele empfangen, und vom Geiste großgezogen worden.

Ich begab mich mit dem Grafen Pizzamano zum Effendi Abdala Wasi Nakib d. h. Richter, wenn zwischen den Grünbeturbanten, den Abkömmlingen des Profeten ein Streit entsteht, zum reichen Suleiman Ibn Dschari und zum Pascha von Jerusalem um Abschied von ihnen zu nehmen.

Wir fanden den Pascha Kiamil diesmal in seiner Wohnstube, die mit violettem Ziz als Zelt tapezirt war; in einer Ecke befand sich ein sehr breiter erhöhter Diwan, der als Schlafstelle dient, in der Mitte des Zimmers war ein Tisch, auf dem einige Schreibrequisiten und ein auf Pergament geschriebener Koran, rot gebunden mit Goldschnitt lagen.

Nach den üblichen Höflichkeitsformeln, Tschibuk und Kaffee fragte mich der Pascha wiederholt, wie er mir dienen könne? Ich dankte ihm für seine freundliche Gnade und die Auszeichnungen, die er mir erwiesen und überreichte ihm 100,000 Stück — Zündhölzchen als Geschenk. Sie waren in Etuis, die Bücher darstellten, zierlich verpackt aus der Fabrik des Herrn Pollack in Wien und verbreiteten, wenn man sie anzündete, einen angenehmen Wohlgeruch. Ich ließ dem Pascha durch den Dolmetsch sagen: nachdem ich in Jerusalem eine Schule gegründet habe und ein Schriftsteller sei, hoffe ich, werde er es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich eine Bibliothek voll feuriger Gedanken in seiner Wohnung anlege, die ihm wohl duftend sein möge!

Er nahm das, mehr humoristische als wertvolle Geschenk äußerst freundlich auf und erwiderte es noch an demselben Tage durch einen kostbaren mit Gold und Seide geschmückten Tschibuk.

Er trug mir die wärmsten Grüße für Se. Excellenz des Freiherrn von Bruck auf, nach welchem ich überhaupt im Oriente aller Orten mit vieler Theilnahme gefragt wurde. Sein Name lebt, namentlich in Konstantinopel wie eine Zauberformel in der Erinnerung. Er ist der einzige österreichische Staatsmann, der während einer nur kurzen Wirksamkeit den Namen Oesterreichs höher hob als viele seiner Vorgänger, die ein ganzes Leben im Oriente zubrachten; er bewirkte dies durch seinen in sich ruhenden Charakter, durch eine würdevolle imposante Persönlichkeit, durch glänzende Großmut.

Ich begrüßte noch einmal den Chacham Baschi, die angesehensten Rabbinen, die Herren Finn, von Barrere und Dr. Rosen, dem ich zu besonderem Danke für manche heitere Stunde und geistvolle Belehrung mich besonders verpflichtet fühlte. Es ist charakteristisch, daß die meisten Männer der preußischen Legazion im Oriente Männer der Wissenschaft waren und sind. Dr. Schulz, von Wildenbruch, Dr. Otto Blau, Dr. Wetzstein, Dr. Rosen, sie alle, der orientalischen Sprachen, trotzdem sie keine munifizente Aka-

demie wie in Oesterreich darin unterstützt, vollkommen kundig, haben sich einen Namen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gemacht und zur Kunde des Morgenlandes reichlich beigetragen.

In meiner Wohnung sah es bunt, wie auf einem Jahrmarkte aus. Gegenstände aller Art, die ich als Pilgerspenden in die Heimat bringen wollte, lagen bunt umher: Erde aus dem Thale Josafat, Wein von Hebron, Oel vom Oelberge, Thonpfeifen und Seife aus Jerusalem, Rosenkränze und Kreuze aus Bethlehem, Photographien heiliger Orte und Monumente, Flaschen mit Jordanwasser, Rosen von Jericho, Steine vom todten Meere, Blumen von Zion und den Gräbern der Könige, der Grundstein für den neuen Tempel in Wien, Schofar und Ezchajim, Amulete, Bruchstücke von der Tempelmauer, Pergamentrollen und Bücher, Schädel vom Blutacker, Beduinenmäntel, barbarisch gestickte Arbekanfot u. s. w. u. s. w.

Rabbi Motche Schnitzer der Steinmetz und Zauberformler bewältigte dieses Chaos in wunderbarer Weise. Er sang während er Alles verpackte halblaut Lieder mit eigenthümlicher Melodie und ich glaube, daß es geheimnißvolle Beschwörungen waren, denn Alles kam unversehrt in Wien an.

Noch sollte ich einen besseren Begriff von dem Mautamte in Jerusalem bekommen, das mich an die strenge Untersuchung in Konstantinopel erinnerte, und freilich durch die Art und Weise in Damaskus und in Jaffa wieder vernichtet ward. Um in Jaffa die wohlverpackten Kisten nicht wieder öffnen zu müssen, wollte ich sie mit dem Jerusalemer Mautzeichen versehen lassen. Zwei Mautbeamte kamen zu mir in die Stube, und wollten, ehe sie die Kisten versiegelten, den Inhalt sehen. Bei der sorgfältigen Verpackung der Hunderte von kleinen Gegenständen, die einen vollen Tag in Anspruch nahm, war dies unmöglich, und so verweigerten sie, die vielleicht nur einen flüchtigen Blick in die Kisten gethan hätten, die Versiegelung, weil der Form nicht genügt werden wollte. Weder der österreichische Consul, noch später der Dragoman des Pascha's, der eine schriftliche Deklarazion der Gegenstände von mir unter-

zeichnet vorlegte, vermochten das sonst so berüchtigte Pflichtgefühl türkischer Mautbeamter zu beugen. Endlich versicherten sie, daß eigentlich ihre Siegel nicht nützen würden beim Einschiffen der Kisten in Jaffa. Ich erspare vielmehr zweimal siegeln zu lassen.

Herr Philibert in Jaffa an den ich Kreditbriefe hatte, und dem ich manche Freundlichkeit schuldig wurde, ließ als ich in Jaffa ankam, meine Kisten, ohne daß sie irgend einen Anstand gefunden, oder eine Durchsuchung erfahren hätten, auf das Schiff bringen, das mich nach Egypten führte. In Alexandrien vollbrachte ein ganz kleines Backschiesch, was consularische Gewalt und Paschawillkür nicht vermochten.

An demselben Tage erhielt ich vom Chacham Baschi die diesem Kapitel in worttreuer Uebersetzung angefügte Dankadresse an Frau Elise von Herz-Lämel und ein Gedicht an sie.

Am 6. Juli, einem Sonntage, wartete vor meiner Thüre der mir von Grafen Pizzamano empfohlene Führer und Dolmetsch, der arabische Christ Matthia mit zwei Pferden, einem Maulthiere, dem mein Gepäcke aufgeladen wurde und mit einem Esel für den begleitenden Diener. Ich theilte unter die angesammelten jüdischen Bettler Geld aus und ging mit den beiden Doktoren Fränkel und Neumann langsam zum Jaffathore. Hier baten die Thorwächter um Backschiesch und dankten für eine kleine Gabe in höflichster Weise.

Vor dem Thore wartete ein Mann aus dem Kreise der Kohanim, der Priester, und sprach mir den üblichen Segen nach: „Es segne Dich Gott und behüte Dich; er lasse leuchten sein Angesicht über Dich und sei Dir gnädig. Es wende Gott sein Angesicht zu Dir und bringe Dir den Frieden."

Ich nahm von den beiden Freunden wehmütigen, herzlich gefühlten Abschied. Ich bin ihnen für geistige Unterstützung, für mit mir getheilte Sorgen und gemeinschaftlich empfundene Kränkungen,

für Gastfreundschaft und Theilnahme jeder Art für immer verpflichtet geworden.

Ich schüttelte den Staub Jerusalems stark von meinen Füßen und in den Sattel geschwungen ritt ich rasch die Höhe empor und oben das Pferd wendend, heftete ich noch einen langen Blick auf die Stadt, auf Moria, auf Zion, auf den Oelberg — ich setzte dem Pferde die Sporen ein, Jerusalem war verschwunden.

An Frau von Herz-Lämel in Wien.

„Der Herr, der Gott der Heerschaaren, sei mit uns!

Die Herrscherin der Frauen mit edlen Sitten und Frömmigkeit begabt, Frau Liwet Herz, von der edlen Familie Lämel; ihr Namen sei gesegnet, ihre Leuchte erlösche nie, dem milden Lichte des Mondes und dem siebenfachen Lichte der Sonne vergleichbar! So sei der Wille des Ewigen!

Nach dem Gebete für Dein Lebensglück und Deinen Seelenfrieden flehen wir, mit zum Himmel emporgehobenen Händen und sehnsüchtigen Blicken, zu ihm, der in Zion thront, und an Jerusalem Wohlgefallen hat, daß Deine Tage und Jahre lange dauern mögen, Du freudvoll blühen mögest, wie die Rose, behütet und beschützet vor allem Bösen!

Der heutige ist ein Licht verkündender Tag für die Juden, denn es nahete uns mit leuchtenden Blicken Seine Herrlichkeit, der erfahrene Arzt, der glänzende Dichter, der treue Abgesandte, der mit Geist begabte Herr L. A. Frankl. Er kam mit der Botschaft der Milde nach der heiligen Stadt, von Dir gesendet mit Liebe und Erbarmen sich der kleinen Kinder von Jerusalem anzunehmen, und das Banner der heiligen Thora für sie zu entrollen und aufzurichten; ein Lehrinstitut zu errichten für kleine arme Kinder, zum Heil der Seele Deines edlen seligen Vaters, Simon Edlen von Lämel, bis zur Zeit der Messiaserlösung!

Der Abgesandte war glücklich in seiner Sendung und er gründete mit aller Macht und Kraft das erwähnte Lehrhaus. Nach verrichtetem Gebete nähern sich die Kinder dem königlichen Tische, um, nach eines jeden Maaß, zu essen und zu trinken, und gleich darauf bis zur Mittagszeit im Zelte der göttlichen Lehre zu verweilen. Zur Mittagsstunde nach eingenommenem sättigenden Mahle kehren sie wieder zum Unterrichte der Thora, der Profeten und der heiligen Schriften mit Andacht zurück, um die Worte des Herrn erklären und deuten zu können, jeder nach seinem Fassungsvermögen! Gott fügte es, daß wir zwei tüchtige, gottesfürchtige Lehrer gefunden haben, die auch im Schönschreiben zu unterrichten befähigt sind. Ebenso ist auch für die Bekleidung der Entblößten gesorgt, zweimal im Jahre, und es wacht täglich ein befähigter Arzt über den Gesundheitszustand der Kinder. Mit den Namen Deines edlen Vaters geziert wird diese Lehranstalt blühen und gedeihen; auch ist sie so verzeichnet im Gedenkbuch der Gemeinde der Sepharedim.

Am Tage der Einweihung dieses Hauses waren wir, die Rabbinen, Chachamim und Vorsteher und Leiter der heiligen Gemeinde, versammelt, sprachen das andächtige Gebet für das Seelenheil Deines seligen Vaters und den Segen für dessen fromme Tochter, für Dich, edle Herrin! sowie für die hochherzigen Vertreter der israelitischen Wiener Kultusgemeinde und alle Großen der Erde, für Jeden mit seinem Namen.

Am Neumond Tamus (Parschat Chukat) des Jahres 5616 (1856) wurde die fromme That ins Leben gerufen und der Schulunterricht begonnen. Gott verleihe der Anstalt ewige Dauer zum Andenken des frommen Mannes, des Herrn von Lämel, bis zu den Tagen des Messias!

Wir unsererseits loben mit Freudigkeit Gott den Herrn, der uns einen Retter und Helfer zugewiesen: ein Lebenshaus, ein Haus der göttlichen Lehre zu gründen, die unschuldigen Kinder zu erleuchten und zu belehren, auf deren Unschuld, nach dem Ausspruche der Weisen, die Welt gegründet ist. Möge Alles zum Seelenheil Deines edlen Vaters gereichen, auf daß seine unsterb-

liche Seele in Eden unter dem Schutze des Allgütigen der ewigen Wonne sich erfreue, daß jeder ein Loblied anstimme, von Deinen hochherzigen Handlungen durchdrungen, mit den Worten der alten Weisen: „Heil, der Dich gezeugt!“ Dein Name, edle Frau! wird die weihevolle Stadt mit Segenswünschen für und für ob Deiner Thaten verherrlichen. Hienieden und in einer bessern Welt, Jenseits, wird Dein Ruhm ewig blühen! Segen sei der Abglanz, die Lichtspur Deiner Milde! Gott erfülle Dir alle Deine Wünsche! Mit seiner Rechten reiche er Dir langes Leben, mit seiner Linken irdische Güter, Reichthum und Herrlichkeit!. Wir, die Erwählten von Deinem verehrten Bevollmächtigten, Dr. L. A. Frankl, wir weihen Dir den schuldigen Tribut des Lobes und der innigsten Anerkennung, Dir gelobend, das Wohl der Anstalt nach Kräften zu fördern und zu heben.

Jerusalem, Nemand Tamus 616.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbiners von Jerusalem, Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. **Simon Fränkel,**
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.

Mordechai Chajim Mejuchas,
Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. **Bernhard Neumann,**
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitales.

Meir Rafael Panigel,
Mitglied des Besdins, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt.

Am Tage nach der Einweihung der Schule übergab mir ein Mann ein Gedicht, welches Frau Elise von Herz-Lämel feiert und darum schon von besonderem Interesse ist, als es von einem Portisch herrührt und zeigt, wie selbst im Kreise dieser fanatischen Gemeinde, einzelne die Wohlthat der gegründeten Lehranstalt empfanden. Wir theilen den Schluß des Gedichtes in freier Uebersetzung hier mit:

An Frau Elise von Herz-Lämel

am Einweihungstage der Lehranstalt am 23. Siwan 5616.

„Wie die Morgenwolke die Sonne umhüllt und ein frischer Windhauch sie verjagt, daß das Licht des Tages hell stralet, so wird auch Dein Werk hervorleuchten.

Wenn einem Baum, an Gewässern gepflanzt, auch die Krone abgeschnitten wird, er behält dennoch die Kraft der Wurzel, er stirbt nicht ab und grünt und blühet frisch hervor.

Eine echte Glaubensflamme, wenn auch durch einen Sturm niedergedrückt, ihre in der Asche fortglimmenden Funken brechen wieder hervor und werden dem Hause Jakobs zur Feuersäule, so daß sie leuchtet auch in finsterer Nacht.

Die Flamme, die den Geist Jochannan ben Sakai's belebte, als er nach der Zerstörung nur eine Schule gründen zu dürfen sich erbat, sie lebt als Funke in Deinem edlen Herzen wieder auf.

Du erhebst Dich als eine Mutter in Israel und pflanzest einen Baum des Lebens auf Zion. Du hast so Jeruschalaim zum Siegelringe Deiner Rechten gemacht.

Die Kinder der heiligen Stadt werden in die von Dir gegründete Anstalt wallen und die Gotteslehre in ihren jungen Seelen empfangen.

Du hast ein Haus der Tugend hergestellt, eine Schöpfung, ein Denkmal Deiner Milde. Ein Mann herrlichen Geistes voll ist Dein Bote, um das Haus an der Stätte des Glaubens aufzubauen.

Auf, ihr lernbegierigen Kinder! auf, ihr Väter und Kinder, segnet und danket der Frau Lipet Herz, aus der edeln Familie der Lämel.

Ihr Andenken wird segenvoll blühen für die Wohlthat, die sie euch erwiesen hat, die fortdauernd für euch wirkt. Sie hat ihren Namen eingezeichnet in der Stadt des Ewigen."

Fort.

Einfache Begleitung. — Tennen. — Bunte Bilder.

Das Schiff, das mich nach Egypten bringen ſollte, legte erſt in vierzehn Tagen in Jaffa an und ich benützte dieſe Zeit, um die Städte Paläſtina's und das Land der alten Phönizier zu bereiſen.

Am 6. Juli 1856, wie ich bereits berichtet, ritt ich von der heiligen Stadt fort. Nicht wie über den Libanon in ſtattlicher Karawane, diesmal nur von einem Dolmetſch und einem Diener begleitet und zwei Maulthieren, welche mein Gepäck trugen, gefolgt. Ich hatte, um die Koſten zu ſparen, weder Zelt noch Küchengeräte mitgenommen und war ſomit jeder zufälligen, oder auch ſich verweigernden Gaſtfreundſchaft preisgegeben. Aber der vom Grafen Pizzamano mir empfohlene Dragoman Matthia war verläſſig, aller Wege genau kundig.

Wir haben den Weg von Jaffa nach Jeruſalem bereits geſehen, die Erſcheinung iſt dieſelbe geblieben, nur an den wenigen Dörfern, wo wir vorüberkommen, wird das Getreide gemäht und liegt um kleine offene Plätze, wie Wände und Hügel aufgeſchichtet. Auf dem kreisrunden Platze mitten inne werden von einem Manne, oder einem Weibe zwei, auch drei Ochſen im Kreiſe herumgetrieben, um die Aehren auszutreten. Wenn wir an ſolchen Tennen vorüber-

kommen, laufen uns Kinder mit irdenen Krügen zu und bieten laues Waſſer zum Trinken an.

Wenn wir uns von dieſen Stätten entfernen, iſt es wieder einſam, die Felſen und die Flächen ſind kahl und das Gebirge von Juda wirft blendend und heiß die Stralen der Sonne zurück.

An mir ziehen die Erſcheinungen und die Erlebniſſe der letzten Wochen bunt und wirr noch einmal vorüber. Meine Seele iſt bewegt und ich fange an Gedanken und Gefühle, die in Jeruſalem in mir einzeln auftauchten, zu ordnen und zu formen. Je nach ihrem Inhalte ſetze ich, faſt unbewußt, als wollte ich ihnen entfliehen, zuweilen das Pferd in Galopp, dann laſſe ich es wieder langſam über Felſen ſeinem eigenen Willen folgen und es ſchlägt auf den Steinblöcken gleichſam den Takt zu den wunderlichen Rhythmen in mir, die hart und ſchroff wie das Gebirge ſelbſt ſind, das mich einſam umgiebt.

Es füllten ſich einige Blätter meines Tagebuches mit einem Klagelied auf Jeruſalem.

An Jeruſalem!

„Wie geht das zu, daß die heilige Stadt
zur Buhlerin geworden iſt?“
Jeſaia 1, 21.

Ich ſchüttle ab den Staub von meinen Schuhen
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, in dem Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar ſtand.

„Wer weilen dürfte an den heilgen Stellen!“
War meiner Jugend Wunſch und früher Traum.
Es ſehnt der Hirſch nach friſchen Waſſerquellen,
Wie nach Jeruſalem mein Herz, ſich kaum!

O hätt' ich niemals deinen Grund betreten
Und dich geſchaut nur mit der Sehnſucht Blick.
Was führte, günſt'ger mir als dem Propheten,
Mich in das Land der Väter das Geſchick?

Gebälk von Zedern ſah ich ſtolz ſich heben,
Muſik der Pſalmen tönte wunderbar —
Und ſchöner, als es jemals war im Leben,
In Glorien ſtellte ſich dein Bild mir dar!

Ich kam — o nur die Berge ſind geblieben,
Zu Gräbern ausgehöhlt, bis hoch empor,
Drin ruhn, vom Zorn Jehova's aufgerieben,
Sein Volk, die Könige, der Prieſter Chor.

Wo ſind die Palmen, wo die duft'gen Blumen?
Und der ſo lang um Zions Fall geweint,
Und Spiegel war von ſeinen Heiligthumen,
Der Kidron ſelbſt, er iſt verſiegt, verſteint.

Unſterblicher Genoß! dein muß ich denken,*
Den auch hierher geführt der Sehnſucht Pein,
Mit Thränen dieſen heil'gen Staub zu tränken
Und an das Herz zu drücken jeden Stein.

Wie eine Harfe in des Sängers Händen,
In Sehnſucht zitterte, wie mir, dein Herz.
Wenn Königskronen ſich ums Haupt dir wänden,
Du würdeſt ſie hinſchleudern hier im Schmerz.

Und als du ſahſt die Hunde hier, zerfleiſchen
Dein Volk, den edlen königlichen Leun,
Gehört die Hungerbrut der Raben kreiſchen,
Die, Adler zu verzehren ſich nicht ſcheun:

Da haben Zorn und Gram dein Herz bezwungen
Und auf Ruinen weinend vor dem Thor,
Haſt du dein ſchönſtes, ew'ges Lied geſungen,
Es brach, wie Waſſer rauſcht vom Fels, hervor.

Ein Reiter ſprengte da von Zion nieder
Und warf die Lanze funkelnd dir ins Herz,
Und auf den Lippen noch das Lied der Lieder
Verging dein Geiſt in wehem Doppelſchmerz.

* Juda Halewi, der berühmteſte ſpaniſch-hebräiſche Dichter ſtarb im zwölften Jahrhunderte vor den Thoren Jeruſalems.

Gleicht auch mein Lied nicht deiner Zionide,
Juda Halewi hieß mein Vater auch,
Und Zions Untergang im Klageliede
Beſing auch ich, umweht von Gräberhauch.

Doch meinen Namen nennet ein Jahrhundert
Dem andern nicht, wie deinen ſtolzen Ruhm.
Warum traf mich, wenn nicht gleich dir bewundert,
Auf Zions Schutt ein größres Martirthum?

Ein Lanzenſtoß hat dir das Herz durchſtochen,
Mir gingen tauſend durch die Seele hier;
Ein fremder Feind hat dir das Herz gebrochen,
Der Stammgenoſſe und der Bruder mir!

Du Glücklicher! vom Feind ſahſt du getreten
Dein Volk; ich aber wie es ſelbſt ſich ſchlägt
Und in der Stadt des Herrn und der Proſeten
Zur Schau die geiſtigen Ruinen trägt.

Zerbrochne Säulen und geborſtne Quadern,
Was ſind ſie wert noch, denen Gott gegrollt!
Wenn dem, der um ſie weint, nicht in den Adern
Der rote Strom der echten Liebe rollt!

Sie kommen in Jeruſalem zu ſterben
Und auszuruhn im Thale Joſaphat —
Es ſtarb auch mein Herz, als ich dieſen Erben
Von Gottes heil'gem Königreich genaht.

Ich ſah auch ſie, die neuen Zionswächter,
Den Reigen tanzen um das goldne Kalb,
Von Ismael verachtete Verächter,
Sind halb des Glaubens ſie, des Wahnes halb.

Jehova's Witwe seit uralten Tagen,
Legt sie den Schleier ab, getröstet schon?
Seh ich das Heiligste zu Markt sie tragen,
Scheint sie vielmehr das Weib von Babilon!

Und wenn es noch nicht in Ruinen läge,
Das dreimal heilige Jerusalem,
Jetzt müßten es zerschmettern Gottes Schläge,
Zerbrechen ihm das Stralendiadem.

Wohl leben zehn Gerechte unter ihnen —
Von welchem Volk? zu sagen wär' es schwer!
Wie stürzte sonst sich über die Ruinen,
Vertilgend nicht ein neues todtes Meer!

Doch ist der Tempel Gottes nicht mehr deiner,
Du weine nicht mein Volk an seiner Wand!
Wird doch in ihm verehrt, wie einst, nur Einer,
Der unsichtbar der Welten Kreise spannt.

Ich schüttle ab den Staub von meinen Schuhen,
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, wo die Propheten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar stand.

wenn man ihr unverwahrt ausgesetzt bleibt. Er theilte mir ganz befremdet mit, daß die Dame des Hauses sich von ihren Sklavinnen schmücken lasse, um mich auf der Terrasse zu begrüßen. Wirklich erschien sie bald, nachdem von einer Negersklavin für sie ein Teppich auf der Terrasse ausgebreitet und mir ein Blumenstrauß übergeben worden war.

Frau Hanna Ajub ist eine Dame von 33 Jahren, die schon elfjährig vermählt und durch ihren siebenzehnjährigen Sohn bereits Großmutter war. Sie muß von wundervoller Schönheit gewesen sein. Ein roter Feß mit goldener Quaste, von Perlen und Smaragden umwunden, bedeckte ihr edles Haupt, von dem schwarze Haare mit seidenen, goldflittergezierten Schnüren durchflochten, lang den Nacken herabfielen. Um den Hals an einer Perlenschnur hing eine goldene Cilinderuhr, die sich im bunten Gürtel verbarg, während an diesem zwei edelsteingeschmückte Täschchen hingen, in denen sich Talismane befanden, trotzdem, daß an der Stirne ein diamantenes Kreuzchen vom Feß herabhing. Die Gewänder waren von bunter, schwerer Seide, die Pantoffeln rot und goldgestickt.

Ich war aufgestanden, als die Dame auf die Terrasse kam; sie nahm auf dem für sie ausgebreiteten Teppich Platz und grüßte mich dann, indem sie die rechte, von Ringen funkelnde Hand an Stirne, Herz und Lippen legte.

„Ich preise mein Haus", ließ sie mir durch Matthia sagen, „daß ein Hadschi, ein Pilger aus Jerusalem, unserem Hause die Ehre anthut, in ihm auszuruhen."

Ich betrachte Dein Haus als ein Asyl für diese Nacht und Du bist das heilige Bild der Tugend und Schönheit in ihm.

Die Dame hörte diese Huldigung ruhigen Blickes, als eine ihr vollkommen gebührende an, wie denn in ihrem ganzen Wesen eine durch Anmut gemilderte Feierlichkeit herrschte, während die Bewegung der Arme und das Neigen ihres Hauptes etwas von königlicher Huld hatte.

Frau Hanna ließ viele Fragen über die Sitten und Gewohnheiten meines Landes an mich richten, wobei sie es nicht an feinen Bemerkungen, an Lob und Tadel fehlen ließ.

„Ist eine Kirche des Abendlandes so groß und prächtig, wie die des heiligen Grabes?“

Viele sind größer und prächtiger, die St. Peterskirche in Rom würde zwei solche Kirchen, wie die des Grabes in Jerusalem, einschließen.

„Hast Du sie gesehen?“

Ja.

„Und der heilige Vater rühmt sich eine schönere Kirche zu besitzen, als das heilige Grab?“

Ich suchte ihr das Bedürfniß der Kunst, der Religion zu dienen, zu erklären und wie der Papst eben durch das Prachtwerk seine tiefste Verehrung ausdrücke.

„Flattert auf der Burg in Wien auch eine weiß-rote Flagge, wie diese hier auf unserem Hause?“

Das nicht, aber das Wappen ist überall mit Farben gemalt und aus Metall geformt, zu sehen.

„Wie viele Millionen Piaster ist der Schmuck der deutschen Sultanin wert?“

Man könnte zehntausend Ernten von Palästen für ihn kaufen.

„Ist sie schön?“

Ich schilderte die Erscheinung der Kaiserin von Oesterreich zu Pferde.

„Mein ganzes Haus fühlt Ehrfurcht und Freundschaft für den deutschen Sultan.“

Nicht fern der unseren erschienen auf einer Terrasse mehrere Franziskanermönche; ich erkannte jetzt erst das Kloster wieder. Es war fast Nacht geworden, ein Glöcklein erscholl und die Mönche knieten im Gebete nieder, über ihnen wiegte eine Palme die Blätter im Abendhauche.

Die beiden Negersklavinnen kamen, jede mit einem papiernen Fanale, um uns zur Tafel einzuladen. Frau Hanna Ajub schritt voran, ich folgte ihr in eine im Hofe kühl gelegene Halle, wo ein langer Tisch, reich mit Silber gedeckt und seltsamer Weise nur von einer Wachskerze erhellt war.

Mir wurde, wie ich es gewünscht hatte, Milch, die rosen-

[illegible] und Reis mit kaltem sauerem Rahm übergossen, in zwei kleinen Näpfen vorgesetzt; die Dame und ihr Oheim aßen aus eigenthümlich aussehenden Schüsseln, ohne mich einzuladen mit ihnen zu essen, denn mein Wunsch nach Milchspeisen galt ihnen als Befehl des Gastes.

Nach der Tafel, von der sich die Dame, ein Gebet sprechend, ohne Gruß entfernt hatte, wurde ich in eine große lichte Stube geführt, in der ein treffliches, mit feinstem weißen Schleier überhangenes Bett mich aufnahm.

Die Sonne schien bereits in die Stube hinein, als ich am andern Morgen erwachte. Ich stand rasch auf und begann, mich anzukleiden.

Es wurde dies wahrscheinlich bemerkt, denn es traten sogleich die beiden [illegible] und ein Neger ein. Jene trugen ein [illegible] und eine Kanne. Die mit dem Becken kniete [illegible] während die andere mir Seife bot und aus der [illegible] Nachdem ich mich gewa[illegible] [illegible] gold- und blumengesticktes [illegible] an mich heran und reichte mir [illegible] Die drei schwarzen Menschen, die eigenthüm[illegible] [illegible] auf mich, ich hatte [illegible] zu [illegible] und ernsthaft drein zu sehen.

[illegible] Saales erwartete mich die [illegible] zum Frühstück: schwarzer Kaffee, [illegible] Käse, [illegible] waren auf einem niedrigen Tischchen [illegible]

[illegible] und der Dame fragen. [illegible] in welchem ein [illegible]

[illegible] und [illegible] zu [illegible] Er [illegible]

Die Sklavinnen brachten uns jetzt Nargilehs und wir fingen, wie die Araber sich ausdrücken, Tabak zu „trinken“ an; bis Matthia kam, um zu melden, daß die Thiere gesattelt seien. Er reichte mir meine Reitgerte, die mir der weibliche Dolmetsch serbischer Märchen in Wien, zur Reise durch die Wüste mitgegeben hatte. Durch einen leichten Druck entfaltete sich aus der Gerte ein grüner Fächer und sie erfüllte so einen doppelten Zweck. Frau Hanna Ajub bewunderte zu meiner Freude die hübsche Vorrichtung und ich ließ sie ihr mit den Worten reichen: „Lasse diese Wolke dir für die Sonne deines Antlitzes gefallen.“ Ich reichte ihr die Hand zum Abschiede, die sie herzlich, wie eine Freundin im Abendlande thun würde, ergriff; doch duldete sie nicht, daß ich ihre Hand küsse.

duftend war und Reis mit kaltem saueren Rahm übergossen, in zwei silbernen Näpfen vorgesetzt; die Dame und ihr Oheim aßen aus eigenthümlich aussehenden Schüsseln, ohne mich einzuladen mit ihnen zu essen, denn mein Wunsch nach Milchspeisen galt ihnen als Befehl des Gastes.

Nach der Tafel, von der sich die Dame, ein Gebet sprechend, ohne Gruß entfernt hatte, wurde ich in eine große lichte Stube geführt, in der ein treffliches, mit feinstem weißen Schleier überhangenes Bett mich aufnahm.

Die Sonne schien bereits in die Stube hinein, als ich am andern Morgen erwachte. Ich stand rasch auf und begann, mich anzukleiden.

Es wurde dies wahrscheinlich bemerkt, denn es traten sogleich die beiden Negersklavinnen und ein Neger ein. Jene trugen ein silbernes Waschbecken und eine Kanne. Die mit dem Becken kniete vor mir nieder, während die andere mir Seife bot und aus der Kanne Wasser über meine Hände goß. Nachdem ich mich gewaschen hatte, trat der Neger, dem ein gold- und blumengesticktes Handtuch über die Schulter hing, an mich heran und reichte mir es zum Abtrocknen. Die drei schwarzen Menschen, die eigenthümliche Art mich zu bedienen, wirkten komisch auf mich, ich hatte Mühe mein Lachen zu unterdrücken und ernsthaft drein zu sehen.

In einer Vorhalle des großen Saales erwartete mich die Dame des Hauses und ihr Oheim zum Frühstück: schwarzer Kaffee, in Zucker eingesottene „Lilien von Saron," Ziegenbutter, Käse, Kaktusfrüchte, feines Brot waren auf einem niedrigen Tischchen in zierlicher Ordnung aufgestellt.

„Hast du schöne Träume gehabt?" ließ mich die Dame fragen,

Mir träumte von einem prächtigen Hause, in welchem ein Engel der Gastfreundschaft wohnt.

„Wäre Antonio Ajub, mein Herr und Gatte zu Hause gewesen, er hätte dich mehr ehren können, als seine arme Frau. Er wird trauern, den Gast versäumt zu haben."

Die Sklavinnen brachten uns jetzt Nargilehs und wir fingen, wie die Araber sich ausdrücken, Tabak zu „trinken“ an; bis Matthia kam, um zu melden, daß die Thiere gesattelt seien. Er reichte mir meine Reitgerte, die mir der weibliche Dolmetsch serbischer Märchen in Wien, zur Reise durch die Wüste mitgegeben hatte. Durch einen leichten Druck entfaltete sich aus der Gerte ein grüner Fächer und sie erfüllte so einen doppelten Zweck. Frau Hanna Ajub bewunderte zu meiner Freude die hübsche Vorrichtung und ich ließ sie ihr mit den Worten reichen: „Lasse diese Wolke dir für die Sonne deines Antlitzes gefallen.“ Ich reichte ihr die Hand zum Abschiede, die sie herzlich, wie eine Freundin im Abendlande thun würde, ergriff; doch duldete sie nicht, daß ich ihre Hand küsse.

Schluß der Tragödie.

Kameelritt. — Blutrache. — Löwin und ihre Jungen.

Ich befand mich seit Monaten im Oriente und war bereits so vielen Karawanen von Kameelen begegnet, ohne noch dies fantastische Thier bestiegen zu haben.

Ich gab Matthia den Auftrag, mir eines für den nur dreistündigen Ritt bis Jaffa zu mieten, um mich auf der Ebene, für das Reisen in der Wüste einzuüben. Das Kameel beugte demütig seine Knie, ich kletterte in den hölzernen, mit einem Teppich weich belegten Sattel und mich an demselben festhaltend, fühlte ich mich, als das Thier aufstand, wie empor geworfen. Es gewährt eine eigenthümliche Empfindung, sich plötzlich so hoch über der Umgebung und nur der Willkür eines, wenn noch so geduldigen Thieres preisgegeben zu fühlen. Kein bändigender Zügel leitet das häßliche Ungeheuer, das neben seiner weitschrittigen Bewegung auch eine nach beiden Seiten wiegende hat, die bei leicht reizbaren Magennerven die Erscheinung der Seekrankheit aufkommen läßt. Ich fühlte mich völlig wohl, und erst an die fort und fort vorwärts fallende Bewegung meines Körpers gewöhnt, fing ich an, ein angenehmes Behagen zu empfinden, und ließ mir den Tschibuk reichen. Später versuchte ich es auch, aus Langeweile, da das Thier den Reiter durchaus nicht beschäftigt, zu lesen. Matthia mit den Maulthieren, die einen schwachen Trab gingen,

hatten Mühe, mit meinem pflegmatisch und langsam schreitenden Kameele gleichen Schritt zu halten.

Gegen zehn Uhr Morgens erreichten wir Jaffa.

Als wir durch die üppigen Gärten, schon nahe der Stadt gekommen waren, sahen wir eine zahllose Menge von Menschen. Wir konnten bemerken, daß eine freudige Bewegung durch die Massen ging, aus der einzelne Jubelschreie und die Musik von Pfeifen und Handtrommeln zu vernehmen waren.

Wir hielten, uns durchwindend, endlich nahe am Thore, um zu sehen, was es sei, das diese Menschenwogen so bewege?

Es ging mitten in der Menge eine weiß verschleierte Frau langsamen Schrittes, ihr zur Rechten und Linken ein fünfzehn- und ein etwa zwölfjähriger Knabe. Beide weiß beturbant, trugen lange Flinten über den Schultern. Es ist eine Mutter mit ihren Söhnen und ihr gelten die freudigen Zurufe, ihr der Jubel, ihr die Klänge der Musik.

Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Aufzuge.

Der Leser dieser Blätter erinnert sich noch der wilden Szene in jener Nacht, da wir im Kloster zu Ramleh übernachteten. Ein türkischer Bauer wurde von drei Beduinen, die mit Kameelen sein eben eingeheimstes Getreide stehlen kamen, erschossen. Zwei nahmen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der Mörder fiel in die Hand der Bewohner von Ramleh, und wurde dem Gerichte übergeben. Nachdem er vierzig Tage im Gefängnisse zugebracht hatte, wurde er von vier Bewaffneten nach Jaffa eskortirt.

Das kam der Familie des Ermordeten bedenklich vor, denn eigentlich hätte der Mörder nach Jerusalem, vor das Gericht des Paschas geführt werden müssen. In Jaffa konnte er sich vielleicht durch Bestechung retten, oder die Flucht ergreifen. Die Wittwe ging mit ihren Söhnen nach Jaffa, um die strafende Gerechtigkeit nicht schlafen zu lassen. Der Mörder ritt zwischen den Bewaffneten ruhig hin und wußte nicht, daß der Tod mit ihm ziehe.

Zwischen den Gärten von Jaffa, die von hohen Kaktuswänden eingehegt sind, erschallen, wie auf ein gegebenes Zeichen

zwei Flintenſchüſſe zugleich. Der Mörder ſtürzt vom Pferde, in Haupt und Herz getroffen, und die Bewaffneten ſprengen davon.

Der fünfzehn- und der zwölfjährige Sohn haben den an ihrem Vater begangenen Mord gerächt. Sie brechen hinter den Hecken hervor, und rühmen ſich vor der zuſammen geſtrömten Menge ihrer That, die jeder begreift und jeder preiſt.

„Die glückliche Mutter!“ ruft es aus der Menge. „Seht die Mutter zweier Helden!“ — „Seht die Löwin, die zwei Junge hat!“ Und wieder Jauchzen, Zimbeln und Trommeln.

Nach Khaifa.

Ungarn und Paläſtina. — Der Engel des Windes. — Die Seekrankheit. — Jüdiſche Gemeinde.

Ich kehrte wieder bei meinem braven Landsmann Platner ein und fand die freundlichſte Aufnahme. Faſt zugleich mit mir traf ein Webermeiſter, Herr Elbe aus Hamburg ein, den Sir Moſes Monteſiore nach Jeruſalem ſandte, um die jüdiſche Jugend, die Luſt zur Weberei hätte, in derſelben zu unterrichten. Es war ein ältlicher, müder Mann mit einer jungen Frau und ſchien mir in ſeiner wenig energiſchen Weiſe kaum geeignet, Luſt und Liebe zum Handwerk erwecken zu können.

Ich theilte Herrn Platner meinen Plan mit, auf den Karmel zu gehen. Er ſah nach der See und meinte: „Der Wind iſt ſehr günſtig; ich rathe Ihnen, ein Boot mit einem Segel zu nehmen, es trägt ſie in ſieben bis neun Stunden an den Fuß des Karmel nach Khaifa.“

Mein Entſchluß war raſch gefaßt und Matthia beauftragt, ein Boot zu mieten.

Frau Platner fing aber mit ihrem Töchterchen ein tapferes Kochen an, und ſie ſetzte einen beſonderen Ehrgeiz darein, die Seefiſche nach heimiſch ungariſcher Weiſe mit Paprika und vom

edelſten Schöpſe Paläſtina's, Guljaſchhuſch zu bereiten und Reis mit feinſtem Knoblauchdufte zu verſetzen. „Sie ſollen glauben" ſagte ſie, „daß Sie ſind in Ungarn. Was ſind die Fiſch aus dem Meere, gegen die aus der Theiß! und Ochſen, wo hat man hier Ochſen? Da muß man nur in Ungarn leben. Ich ſage Ihnen dieſes Erez Jisroel, Land Israel, iſt Ungarn, und Ungarn iſt eigentlich Erez Jisroel."

Ein treffliches Mahl ſtand bald in einer gegen die See offenen Halle, und ich rathe jedem Reiſenden, bei Herrn Platner einzukehren, um gut und reinlich zu wohnen, vortrefflich zu ſpeiſen und ſich unter herzlichen, deutſch redenden Menſchen zu befinden.

Matthia kehrte zurück und meldete, daß unſer Boot nach der Mittagsglut bereit ſein werde, in See nach Khaifa zu gehen.

Frau Platner packte einen Korb voll Speiſen für uns, um wenigſtens für drei Tage auszureichen. Braten, Fiſche, Eier, Käſe, Rhum, Wein, Zucker und Kaffee, Oliven, Kuchen, Brot; jedenfalls war ich beſſer verſehen, als meine Urahnen, da ſie aus dem Lande Mizrajim zogen und nur ungeſäuertes Brot mitnehmen konnten. Dafür hatte ich wieder keine goldenen und ſilbernen Gefäße wie ſie mitgenommen.

Mein Gepäck hatte ich in Jaffa zurück gelaſſen, und nur mit einem kleinen Reiſeſacke, in meinem Beduinenmantel vom Libanon und meinen Waffen trat ich, ohne weitere Begleitung als Matthia, die Reiſe durch Paläſtina an. Muſſa Muſtafa hieß der Rais unſeres genug kleinen Bootes, über dem ein weißes Segel, friſch geſchwellt glänzte. Er war ein ſchöner ernſter Mann, der zwei Ruderern gebot.

Wir fuhren fröhlich die Küſte entlang. Mir war dieſe wieder neue Art zu reiſen, von beſonderem Intereſſe, und „ehe der Mond aufgeht" ſagte Muſſa Muſtafa, „ſind wir in Khaifa." Die See lag glatt und blau, wie ein ſtählerner Spiegel, und die Dünenhügel des Geſtades zogen raſch an uns vorbei. Denn es wehte der friſcheſte Wind und wir lagen ganz behaglich unter

dem Segel vor der brennenden Sonne geschützt. Unsere Freude währte nur zwei Stunden. Der Wind legte sich und unser Segel hing schlaff herab; die Ruderer brachten das Boot kaum vorwärts. Der Rais wurde bedenklich und meinte, wir könnten jetzt allenfalls vierundzwanzig Stunden und länger auf der See liegen. Es war diese Mittheilung doppelt unangenehm, weil meine Reise Tag für Tag vorgezeichnet war, wenn ich rechtzeitig wieder in Jaffa sein sollte, um mit dem anlandenden Schiffe zu gehen. Endlich fing ein Schwindel an, mir den Kopf einzunehmen, und war der Vorbote einer heftigen Erkrankung. Sie blieb mir und Matthia nicht lange aus; wir wurden elend.

Der Rais kochte Kaffee und goß zur Hälfte Rhum und ziemlich viel Pfeffer hinein. Ich trank ein starkes Glas davon, und fühlte ein Brennen im Magen, und eine Betäubung, die mich bald vom heftigsten Uebel befreite.

Plötzlich erwachte ich; der klarste Mond und prächtig groß zitternde Sterne hingen über mir. Die See plätscherte sanft an die Planken des Bootes, das sich nicht vor- nicht rückwärts bewegte, und nur sanft wiegte. Vom Gestade her warfen Felsen, an denen die See laut brandete, Schatten, und um mich her war es vollkommene Ruhe. Der Rais lag in seinen Mantel gehüllt, die beiden Ruderer saßen auf den Bänken und schliefen; die Ruder waren ihren Händen entglitten. Matthia regte sich nicht. Die Szene und die Gruppen waren genug eigenthümlich, um meine Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Ich sah nach der Uhr, es war Mitternacht und die Sorge legte sich mir schlaflos ans Herz, jede Stunde der Zögerung könnte meinen Reiseplan verderben. Ich fühlte mich sehr schwach und betäubt.

Ein Rauschen weckte mich, ich schlug wieder die Augen auf; da war es heller Tag um mich, das Segel flatterte, und der Rais ließ mir Glück wünschen, denn „der unsichtbare Engel des Windes“ sei wieder mit uns. Das Vorgebirge des Karmel erhob sich vor unseren Augen. Die Ruderer unterstützten den leichten Wind, der sich in das Segel legte, und ich hatte, während Matthia

für uns Kaffee braute, Zeit, über das seltsame Wesen der Seekrankheit nachzudenken.

Ich habe auf früheren und späteren Seereisen an mir wahrgenommen, daß ich oft bei bewegter See vollkommen gesund, und bei spiegelglatter, wie diesmal, so krank wurde, wie kaum im Sturme. Es hängt, da das Individuum dasselbe war, entschieden von der jedesmaligen Nervenstimmung ab, ob der Seefahrende erkranke oder gesund bleibe. Wenn der Magen vollkommen gesund am Menschen und mäßig gefüllt ist, wird ihm die See weniger anhaben, als wenn er schwach und überladen ist; wiewohl er bei vielen blos durch die Geruchsnerven, wenn sie durch den Aushauch des Thrans oder der See gereizt werden, erkrankt.

In neuerer Zeit wurde das Einnehmen von Chloroform empfohlen, das wohl unmerkbar nützt, aber dadurch es selbst die Symptome der Seekrankheit auch auf dem Festlande zu erzeugen pflegt. Daß eine Betäubung durch ein geistiges Getränk nützt, wenn ihm zugleich ein, den Magen stark reizendes und erwärmendes Mittel beigegeben ist, habe ich an mir selbst erfahren durch das derbe Mittel Mussa Mustafa's. Ich habe es später auf der langen Reise von Egypten nach Europa wieder versucht, und wenigstens an mir als wirksam erprobt. Ich rieth es da einer sehr erkrankten, zarten Dame, und erreichte den Erfolg, daß die heftigsten Symptome einhielten, und ein viele Stunden andauernder Schlaf erfolgte. Ob die heftigen Kopfschmerzen beim Erwachen ein Symptom der Krankheit, oder eine Folge des Mittels waren, ließ sich natürlich nicht unterscheiden. Wenn man es anwendet, dabei den Unterleib mit einer breiten Binde fest zusammenschnürt, sich auf dem Decke in der Mitte des Schiffes, wo die Schwankung am wenigsten empfunden wird, horizontal auf den Rücken legt, so glaube ich, daß die Krankheit wenigstens nicht jenen entsetzlichen Grad erreicht, wo der Mensch lieber zu sterben wünscht, als weiter solche Qual zu dulden. Daß der Seekranke, wenn er das Land betritt, plötzlich gesund und hungrig sei, ist geradezu nicht wahr. Im besten Falle ist der Kopf noch lange eingenommen.

Um neun Uhr Morgens nach einer Fahrt von einundzwanzig Stunden, die sonst in sieben Stunden vollendet wird, erreichten wir den kleinen verwahrlosten Hafen von Khaifa, und durften den Wind segnen, daß er uns nur einen halben Tag verließ. Der Rais erzählte mir, daß er schon zuweilen, von Jaffa nach Khaifa fahrend, drei Tage auf dieser See gelegen habe.

Wir gingen in der Nähe des Hafens in ein genug stattliches Kaffeehaus, wo die Tische von weißem Marmor, Divane schwellend gepolstert waren. Ueber uns war keine Decke, nur das Holzwerk des Daches schaute kahl herab. An den Wänden waren viele hundert Flaschen mit geistigen Getränken angebracht. Der Wirt, ein Grieche, mochte mir die blassen Folgen der Seekrankheit ansehen, denn er setzte mir, statt des üblichen Kaffees geglühten Cyperwein vor.

Matthia ging, um meinen Brief an den österreichischen Consularagenten, Herrn Skopovich, und meine Karte an den englischen Vizeconsul Herrn Roggers abzugeben, denselben, mit dem ich in Jerusalem das interessante Gespräch über ein gewiß künftiges Judenreich in Palästina hatte. Ich unterhielt mich unterdessen mit einem spanischen Juden, der in das Kaffeehaus gekommen war, um mir seine Dienste als Dragoman anzubieten.

Ich fragte ihn um die Zahl und Zustände der Glaubensgenossen und erhielt folgende wenige Nachrichten von ihm: „Wir bilden blos eine kleine Gemeinde, die kleinste fast im gelobten Lande. Sie zählt nicht mehr als 100 Seelen. Wir leben ärmlich nur vom Handel und an uns denkt Niemand, während unseren Glaubensgenossen nach Jerusalem, Hebron, Safet und Tiberia aus aller Welt reiche Unterstützung zufließt. Und zu was benützen sie das viele Geld? Um gut zu essen und zu trinken, und zu Müssiggang, den sie nur durch Gebet unterbrechen. Gott schenkt dem Menschen nichts, wenn er noch so viel betet, er muß arbeiten, dann hilft ihm Gott. Unsere Synagoge ist klein und elend, unsere Kinder haben keine Schule und

lernen nichts. Das Handwerk ist ihnen versperrt, weil wir sie zum Türken nicht in die Lehre zu geben wagen dürfen. Besser Armut, als Laster.“

Matthia kehrte zurück mit der Nachricht, daß die beiden Herren nicht anwesend seien, und daß die Pferde bereit stehen, die uns zum Kloster auf den Carmel bringen werden.

Auf dem Carmel.

Giovanni Batiſta. — Die Bibliothek. — Die Proſeten. — Berggottesdienſt. — Flora. — Das Denkbuch.

Wir ritten zum Thore von Khaifa hinaus, vor welchem ſich mehrere Tennen befanden. Die Art das Korn zu erhalten, war von der verſchieden, die wir in der Ebene von Saron geſehen haben. Hölzerne Bohlen zu einem Quadrat zuſammengefügt, welches etwas über eine Klafter im Geviert hatte, lag auf den in einem größeren Kreiſe zuſammengelegten Aehren. Ein Ochſenpaar war vor die Bohlen geſpannt, und wurde von einem auf ihnen ſtehenden Manne gelenkt. So wurden ſowohl durch den Tritt der Thiere, als durch die ſchwere, nachlaſtende hölzerne Tafel die Aehren von den Körnern befreit.

Wir zogen zwiſchen Oelbäumen, darunter ſehr alten, bald empor; uns zur Rechten Felder, die uns vom brandenden Meere trennten, und durch welche der alt-bibliſche Bach Kiſon zum Meere fließt. Auf dem ſteilen gebahnten Wege, der uns führte, haben wir zur Linken ſchroff abfallende Felſen, in denen ſich da und dort eine Höhle ſchwarz aufthut. Oelbäume und üppiger Lorber bedecken grünend den Berg, an deſſen Spitze wir nach einer halben Stunde anlangen.

Matthia ging in das weitläufige ſtattliche Kloſter, vor deſſen Pforten wir hielten, um uns zu melden. Er kehrte bald mit einem jungen Carmeliter zurück, der mich freundlich willkommen hieß, und

eine lichte, breite Treppe empor, in einen großen Saal führte mit Divanen und der Aussicht auf das Meer, das an 600 Fuß tief unter uns an den Felsen schlägt. Bald darauf erschien der Prior-Stellvertreter, ein Malteser, und fragte, aus welchem Lande ich komme? Als er hörte, aus Oesterreich, beklagte er sehr, daß der Erzherzog Ferdinand Max nicht das Bergkloster besucht, und nur in Khaifa verweilt habe. Der französische Consul wollte nicht gestatten, daß die französische Flagge, unter deren Schutz das Kloster steht, eingerefft, und dafür die österreichische aufgehißt werde. „So haben wir den Besuch eines, wie wir hören, geistvollen Fürsten und er selbst eine schöne Erinnerung eingebüßt.“ Der Prior fragte nach meinen Wünschen, und als ich ihm sagte, daß ich noch von der See unwohl sei, rieth er mir, in einem der anstoßenden Gemächer mich zur Ruhe zu begeben, und wenn ich erwacht sein würde, es ihm melden zu lassen, weil er mich selbst an die heiligen Orte führen wolle.

Ein Schlafgemach, das durch eine blanke Reinlichkeit anmuthete, und dem alle anderen, in gleicher Reihe liegenden, glichen, nahm mich auf. Auf dem Nachttische lag eine Bibel in syrischer, und eine Geschichte des Klosters in italienischer Sprache. Ich ahnte nicht, als ich im Jahre 1838 in dem schönen Frascati bei Rom lustwandelte, und im Jahre 1841 in Wien, einen dort geborenen schlichten Carmeliter am Stefansthurme vorübergehen sah, dem ich einen Artikel in meinen „Sonntagsblättern“ widmete, daß ich in dem von ihm neuerbauten Kloster auf dem Berge Carmel einst ausruhen sollte.

Giovanni Batista war der einzige Mönch, der sich aus der Zerstörung des Klosters durch die Franzosen und später durch die Türken, retten konnte. Er flüchtete nach Rom, von wo aus er im Jahre 1819 wieder nach dem Carmel gesendet wurde, um das Kloster herzustellen, ohne Begleitung, ohne Geld. Als Abdalah Pascha von dem Plane des Mönchs hörte, ließ er die Ueberreste des Klosters mit Pulver zersprengen, weil er fürchtete, die Mönche könnten, da eben die griechische Revolution ausgebrochen war, von dem Vorgebirge aus, dem türkischen Feinde,

wenn er hier durch's Meer zog, Signale geben. Im Jahre 1826 erwirkte der Carmeliter persönlich in Konstantinopel einen Ferman zum Wiederaufbau des Klosters. Er eilte zurück auf den Carmel und zwischen Ruinen sitzend, entwarf in er seinem Geiste, und dann mit dem Reißblei den Plan eines großartigen Gebäudes. Er hatte nicht über 100 Francs zu gebieten, und die Ausführung seines Planes nahm, nach seiner Berechnung, deren 400,000 in Anspruch.

Giovanni Batista ist ein Beispiel dessen, was ein Glaubenstarker Wille, und eine nicht ablassende Thatkraft vermögen, wenn ihnen ein weiser Sinn zur Seite steht. Auf seinen Wanderungen zwischen dem Carmel und Nazaret hatte er am Kison zwei verlassene Mühlen bemerkt, sie in Stand setzen, und vom Ertrage den Bau zu beginnen, war sein erster Gedanke. Die Mühlen gehörten einer Drusenfamilie, die es für ein Verbrechen hielt, einem Christen Grundbesitz zu verkaufen; doch ließ sie sich herbei, die Mühlen zu verpachten. Ein dem Mönche befreundeter Mohammedaner lieh, ohne Zinsen, ein kleines Kapital, und so unternahmen drei Männer, jeder einer anderen Religion angehörend, die Wiederherstellung der Mühlen, von der die Grundsteinlegung eines christlichen Klosters abhing.

Giovanni Batista reiste durch alle Länder Asiens, um bei seinen Glaubensgenossen Geld zu sammeln, mit dem er immer wieder auf den Carmel zurückkehrte, um zu bauen. Der mehr als sechzigjährige Greis ermüdete nicht, und ging später noch nach Europa, und sammelte in seinem Hute für den uralt heiligen Berg Carmel in Palästina, Almosen. Ihm wurde das Glück zu Theil, das großartige Werk zu vollenden.

Der Prior erschien nach einigen Stunden wieder, und hatte die Güte, mich durch die überall lichten Räume des Klosters, und viele Stufen hinab, zur Kirche zu führen, die in die Grotte gebaut ist, in welcher der Profet Elia geweilt haben soll.

Die Kirche ist eine mäßig große Rotunde, die aus der Kuppel Licht empfängt. Die Wände sind marmorartig gemalt, der Fußboden von schwarzem und weißem Marmor blank. Aus der Rotunde führen einige Stufen zu einem tiefen, in den Felsen hineingehauenen Raum, wo sich ein Altar befindet, der von Lampen beleuchtet ist.

Der Prior kniete nieder und betete.

Ich hielt es, da ich ruhig stehen blieb, für meine Pflicht, ihm zu sagen, daß ich kein Christ sei.

„Du bist ein Pilger nach Jerusalem," erwiederte er, „und das ist genug, um den Mönchen auf dem Berge Carmel ein willkommener Gast zu sein. Ohne die Hülfe eines Nichtchristen stünde vielleicht dieser zur Ehre Gottes aufgeführte Bau nicht."

Der Bibliothekſaal, wo in vier großen Kasten meist religiöse Bücher in lateinischer, italienischer und spanischer Sprache aufgestellt sind, empfing uns mit einem feuchten, modrigen Dufte, was wohl daher zu kommen schien, daß er selten betreten werden mag. Ich erlaubte mir die Büchersammlung mit meinen „Hebräischen Elegieen", die der Dichter Letteris so trefflich in's Hebräische übersetzte, zu vermehren, was der Prior sehr freundlich aufnahm.

„Es ist das einzige Buch, das wir jetzt besitzen, und das vielleicht seit einem Jahrtausende das Kloster besitzt, welches in der heiligen Sprache geschrieben ist, in welcher der Profet weißsagte, den wir hier verehren."

Die echt tolerante Anschauung des ehrwürdigen Priors, wie aller Mönche, die ich später auf dem Carmel kennen lernte, war eine sehr wohlthuende, und stach gar seltsam zu der Abweisung eines Juden ab, die wir von den Franziskanermönchen in Ramleh zu erzählen hatten.

Ich benutzte die späteren Nachmittagstunden und den Abend zu Spaziergängen auf dem Berge. Ein weisbärtiger, spanischer Mönch, und ein Belgier, der etwas deutsch sprach, waren meine Begleiter. Das ganze Gebirge Carmel, vor allem aber sein Absturz hier in die See ist seiner reichen Flora wegen berühmt. Von den aromatischen Kräutern des Berges mußte in früheren Jahrhunderten den Königen von Frankreich gesendet werden; sie wurden für besonders heilkräftig gehalten. Die Pflanzenwelt hat hier einen dreifachen Charakter: der Berge, der Thäler und des Seegestades, und bietet eine reiche Mannigfaltigkeit dar. Ueber dem Kloster empor erhebt sich der Berg noch über tausend Fuß, und ist mit einer kleinen Eichengattung, Quercus crinita bewachsen, deren Eicheln eßbar sein sollen. Zahlreiche Insekten von bunten Farben flogen und sprangen um uns her, und Vögel sangen ihr lustiges Lied.

Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, that sich die großartigste Welt auf. Vor uns ist das blaue Meer, weithin aufgerollt und von weißen Segeln bedeckt, seine Brandungsdonner schlagen gedämpft empor. Wir sehen die weitgeschwungene Bucht, an deren fernem Ende sich das fantastisch darstellende, alte Ptolemais mit seinen Mauern, Thürmen, Zinnen und Kuppeln erhebt. Wir wenden uns und sehen die schneebedeckten Berge des Libanon im Sonnenglanze leuchten.

Wenn man auf dieser Höhe steht, begreift eine leicht anregbare Fantasie, wie von urältesten Zeiten her, prosetische Dichter und begeisterte Volksredner den Carmel, der in hebräischer Sprache „fruchtbares Feld" bedeutet, so oft als Bild benutzen, wenn sie Pracht und Segen schildern wollen. Wenn Jesaias im Schwunge der Rede, selbst der Wüste Blütenthum verheißt, so ruft er aus: „Sie wird blühen und fröhlich stehen in aller Lust und Freude, denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Carmels und Sarons". Im Liede der Lieder weiß der begeisterte Liebessänger nichts schönres der Braut zu sagen, als: „Dein Haupt steht auf dir wie Carmel!" Jeremias verspricht dem Volke wenn es an Jehova halten wird, „daß er es wieder heimbringen

wird zu seiner Wohnung, daß es auf Carmel und Basan seine Heerden weide.“ Wenn Amos dem Volke traurige Zeiten verkündet, und das Strafgericht des Herrn, so läßt er „seine Stimme aus Zion hören, daß die Triften der Hirten trauern, und Carmels Haupt vertrocknet.“ Hier fiel alles Volk auf das Angesicht, als Elias das Feuer vom Himmel erflehte auf den geopferten Farren, „und es fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in den Gruben.“

Es ist ein durch die frühen Entwicklungsepochen der Völker gehender Zug, daß sie gern auf Anhöhen beteten und sich mit empor gestreckten Armen, wie Statuen von Pidestalen, gerne erhoben. Den Völkern sind die Berge heilig. Auf Moria baut der Patriarch einen Altar, auf Horeb erscheint Gott Moses im brennenden Dornenbusche und übergiebt ihm unter Gewitter auf dem Sinai die Tafeln des Gesetzes. Die Bedeutung des Berges Tabor ist in den Richtern verzeichnet und auf der Höhe von Mizpa richtete Samuel das Volk. Auf dem Gebirge Arrarat ruhte die Arche, der Libanon ist heilig. In der Urgeschichte eines jeden Volkes fast, ragen die Berge, als die ersten, von der Natur gegründeten Säulen seiner Tempel empor, und König David singt: „Gott hat Lust auf dem Berge zu wohnen.“

Die ursprüngliche Bergverehrung der Cananiter scheint nicht ohne Einfluß auf den Gottesdienst der Juden gewesen zu sein. Der Carmel diente übrigens vielen Göttern: er war ein Heiligthum des Zeus, Tacitus nennt den Berg selbst einen Gott, der seinen eignen Altar trug. Die Phönizier verehrten keinen Gott, sondern die Gottheit überhaupt auf dem Carmel, die sich in der Natur majestätisch offenbart. Pythagoras soll lange in einsamer Selbstbetrachtung auf dem heiligen Carmel gelebt haben, ehe er seine Lehre verkünden ging.

Alle die Völker sind vergangen, ihre Geschlechter sind Staub, vom Staube nicht mehr geschieden. Ich stieg mit dem Stolze, der Sohn eines Volks zu sein, das alle andern überdauert, von dem Berge nieder, der ihm heilig war.

Als wir den Berg herab wieder vor das Kloſter gekommen waren, wandelten die Mönche einzeln und paarweiſe in dem Garten, der zum Theil eine Fortſetzung der Terraſſe iſt, und zum Theile von Felſen niederhängt. In der Mitte des Gartens, der ſchöne Weinlaubengänge, Mandelbäume, Granaten und Zipreſſen hat, erhebt ſich eine ſteinerne Piramide, unter welcher die hier im Kampfe gefallenen Franzoſen ruhen.

Es waren zwölf Mönche, die das Kloſter bewohnen, und jeder gehört einem anderen Vaterlande an; das meine war durch einen Laienbruder Johann Zwittlinger, aus Hohenfurt in Böhmen, vertreten. Er iſt ein Tiſchler, frommer Sinn führte ihn nach Rom, wo er nach ſiebenjährigem Aufenthalte hierher geſendet wurde, und ſeitdem fromm und heiter im Kloſter ſein Handwerk übt. Er lag am Fieber darnieder. Ich ſtattete ihm mit einem Mönche, der Arzt und Apotheker iſt, einen Beſuch ab. Der Mönch hörte gar aufmerkſam zu, als ich mit ihm die Sprache unſerer Heimat redete, welche er früher niemals vernommen hatte.

Abends hatte ich noch eine Beſprechung mit Matthia über den Plan der Reiſe. Es war ein lebhafter Wunſch in mir, Nablus zu beſuchen, das vor einigen Monaten im Aufſtande war, weil ein Miſſionär das Unglück hatte, einen mohammedaniſchen Bettler zu erſchießen. Der öſterreichiſche Generalconſul in Beyrut wollte mir, als ich über Nablus nach Jeruſalem reiſen wollte, die Reiſe nicht geſtatten. Ich fragte bisher aller Orten um die Zuſtände der Stadt, auch die Mönche, und erhielt die Auskunft, daß die Stadt wieder beruhigt, jedoch kein Vertreter einer europäiſchen Macht noch dahin zurückgekehrt ſei.

Matthia meinte, wir könnten ſicher dahin gehen, um ſo mehr, als ich mich völlig fränkiſch kleide. Dieſer Grund war mir nicht klar, worauf er mir auseinanderſetzte, daß ſich alle Jene im Oriente, wenn nicht gefährden, doch nicht nützen, wenn ſie arabiſche Tracht anlegen. Der Orientale meint, dahinter

ſtecke die Abſicht, nicht erkannt werden zu wollen; während er an die Erſcheinung eines Franken gewohnt iſt, der das Land und ſeine Ruinen zu ſehen kommt. Zu dem weiß der Einheimiſche ſogleich, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der unter dem Schutze einer europäiſchen Macht reiſt.

Ich war entſchloſſen, die alten Samaritaner zu beſuchen. Matthia theilte unſere Reiſe genau nach Tagen ein, und erzählte mir, daß in Khaifa ein aus dem Feldzuge zurückkehrender Baſchi Bozuck mit drei Pferden angelangt ſei. Seine Meinung war, die Thiere zu mieten, und dadurch gleich den gut bewaffneten Mann als Bedeckung zu gewinnen.

Ich freute mich des gefaßten Entſchluſſes, und entließ den Laienbruder, der noch gekommen war, um nach meinen Wünſchen zu fragen, mit einem zufriedenen: Gute Nacht!

Um fünf Uhr Morgens waren unſere Pferde geſattelt. Auf dem Tiſche im Saale war ein treffliches Frühſtück vorbereitet. Der Prior kam, um mir glückliche Reiſe zu wünſchen, und reichte mir einen Strauß getrockneter Feuernelken, die kleinblätterig ſo blaupurpurn glänzten, daß ſie unwillkürlich an die berühmte Purpurſchnecke des nahen Sidons mahnten, und ein berühmter Schmuck des Berges Carmel ſind. Er reichte mir zugleich das Fremdenbuch des Kloſters, das erſt ſeit dem Jahre 1841 geführt wird. Ich fand von mir bekannt geweſenen Oeſterreichern nur den General von Pott, den Conſul Craigher, der ein Buch über ſeine Reiſe im Oriente herausgegeben hat; beide gehören nicht mehr den Lebenden an. Ein Oeſterreicher, Dr. Carl Ridlinger, aus Gmunden, war mit einem hübſch geformten Gedichte eingezeichnet.

Ich ſchrieb, gedrängt wie ich war, denn unſere Pferde waren bereits geſattelt, folgende Verſe ein:

Das Feuer Gottes fiel auf Opfer nieder,
Geſchlachtet wurden Prieſter hier des Baal,
Groß angewachſen wieder iſt die Zahl!
Profete du des Herrn! wann kommſt du wieder?

St. Jean d'Acre.

Schöner Ritt. — Jüdiſche Gemeinde. — Ein Feigenbaum. — Süße Raſt.

Wir ſchieden des Morgens um 6 Uhr vom Kloſter Carmel, ritten den Berg hinab, wieder durch Khaifa und dann hart am Seegeſtade fort, ſo nahe, daß uns die heranrollenden Wogen oft weiße Schäume unter die Füße unſerer Pferde goſſen. Die See war etwas bewegt und ſchlug breite, grüne Wogen von jener donnernden Muſik begleitet, welche die durch den Anblick des Meeres höher geſtimmte Seele mit wonnevollem Schauer erfüllt. Zu unſerer Rechten lagen kahl und traurig unfruchtbare Sandhügel; über die nur ſelten eine Palme, die gern im Sande gedeiht, emporragte. Ein kühler Hauch von der Flut her milderte das ſtrömende Feuer der Sonne. Die See bildet hier einen halben ungeheuren Bogen, an deſſen beiden ſichtbaren Enden, wenn wir nach rückwärts ſchauten, der majeſtätiſche Carmel mit ſeinem Kloſter aufragte und vor uns weiß funkelnd mit Zinnen und Mauern, Kuppeln und Minareten das alte Ptolomais lag. Und über dem großartigſten Bilde wehte der Himmel wie eine blaue Siegesfahne, auf die der ſilberſtrahlende Glanz der Sonne geſtickt war. Welche Erinnerungen laſſen ſich auf dieſer Szene, bald wie Adler wild, und wieder friedlich wie Tauben, nieder und feſſeln die Gedanken, und entzügeln die Fantaſie.

Zwiſchen Meer und ſand'gen Dünen,
Ich und mein Genoß,
Reiten auf dem flüchtig, kühnen
Beduinenroß.

Da und dort auf einem Hügel
Ragen Palmen ſchön,
Wehen wie Profetenflügel
Zu des Himmels Höh'n.

Und Geſchichte und Legenden,
Längſt ſchon todt geglaubt,
Funkeln mir, den Blick zu blenden,
Kronenhaft um's Haupt.

Unter meines Roſſes Füße,
Huld'gend vor mir her,
Silberteppiche als Grüße
Gießt das ſtolze Meer.

Und ſo zieh ich, eh ich ſterbe
Wie ein Prinz mit Glanz,
Als ein nachgeborner Erbe
Dieſes Wunderlands.

Es hatten ſich zwei Herren zu Pferde angeſchloſſen, Männer aus St. Jean d'Acre und führten mit Matthia ein lebhaftes Geſpräch. Ich ritt ihnen immer vor, um in meinen Betrachtungen nicht geſtört zu ſein, und hielt nur dann, wenn die See, wie ein kleiner Fluß in die Dünen hineinſpülte, und wir ihn zu durchſetzen hatten.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte mir fort und fort das Spiel der Seeſpinnen, die von der Größe einer Maus mit jeder ſich heranwälzenden Woge auf den Sand des flachen Ufers geſpült wurden und mit unglaublicher Gelenkigkeit ihrer langen Beine wieder in die See der ſich zurückziehenden Woge nachliefen, bis ſie nach einigen Secunden wieder auf dem Trockenen waren.

Nach dreiſtündigem Ritte erreichten wir die Mauern der in alter und neuer Zeit hiſtoriſch merkwürdigen Stadt.

Sie trägt noch die deutlichen Spuren der letzten Kriegsereignisse. Zerbrochenes Mauerwerk, umgestürzte Säulen, verfallene Häuser gewähren einen traurigen Anblick. Der Bazar war eben nicht am Besten ausgestattet, ich sah mich vergebens nach einer Reitpeitsche um. Viele Läden waren geschlossen. Ein Chan, dessen Hofraum ein Längenviereck bildet, zu dessen beiden Seiten je zehn marmorne korinthische Säulen sich erheben, war das schönste Gebäude, das ich sah. Die Straßen sind wie die einer jeden orientalischen Stadt, eng, schmuzig, wenige von ihnen belebt.

Wir hielten mitten in der Stadt vor einem Kaffeehause, das dargereichte Wasser schmeckte lau, und die Mühe Matthia's war vergebens, eine Zitrone zu einer Limonade aufzutreiben; dafür wurde mir ein fad süßer Abguß von Zibeben gereicht.

Mein Aufenthalt war zu flüchtig, um nähere Erkundigung über die Juden von St. Jean d'Acre einzuholen; ich erfuhr nur, daß deren 120 hier leben, die sich mit Fischfang, Gewerben und Handel ernähren. Sie besitzen eine Synagoge.

Nach einer Stunde verließen wir wieder die Stadt, um vor derselben in dem einfachen Garten eines Bewohners von Aka unsere eigentliche Mittagsrast zu halten. So angenehm der Aufenthalt hier war, hätte ich doch gewünscht, in der Stadt selbst geblieben zu sein. Aber Matthia versicherte mich, ich hätte vor den Bettlern von St. Jean d'Acre nicht Ruhe zum Essen gehabt.

Wir kamen in einen Hofraum, in welchem neben einem elenden Wohngebäude sich ein Schöpfbrunnen in der primitivsten Form, und ein wild verwachsener Garten befand. In der Mitte desselben ragte ein riesiger Feigenbaum auf, der seine Aeste überhängend bis zur Erde senkte, so daß er eine breitblätterige, große Laube bildete. In dieser breitete der Herr des Gartens eine Strohmatte aus, auf die er mich zum Sitzen einlud. Er rupfte ein Büschel Majoran aus, und brachte es mir, „damit mir der Aufenthalt in seinem Garten ein angenehmer sei." Dann brachte er mir grünen Lauch und Zwiebel und versicherte mich, daß sie vortrefflich schmecken.

Ich hatte seit Jaffa kaum etwas gegessen, und die Nachbetäubung der Seekrankheit hatte mich erst während des schönen Morgenrittes an dem Seegestade verlassen. Und so pries ich die Sorgfalt meiner Gastfreunde in Jaffa, die mir einen so bedeutenden Vorrath an Speisen mitgegeben hatten. Nach dem unvermeidlichen, aber stets willkommenen Kaffee überfiel mich ein so tiefer Schlaf, aus dem Matthia mich vergebens zu wecken versucht hatte. Weil aber die Zeit drängte, mußte er es doch thun; er bemerkte, ich hätte so tief und fest geschlafen, daß mir Gott, wie dem ersten Menschen aus meinen Rippen hätte ein Weib schnitzen können. Vielleicht rief der schöne Feigenbaum mit seinen halbreifen Früchten den biblischen Vergleich in ihm hervor.

Ich fühlte mich, wie seit lange, nicht so gestärkt und reisemutig.

Rame.

Weißes Dromedar. — Druſen und Juden. — Gott und Sultan. — Dämonen der Nacht.

Wir erreichten nach einem zweiſtündigen Ritte durch die fruchtbare Ebene Sahel Aka, das ſchöne Dorf Berue und einen Bergrücken. Ueber ſteinigte Wege empor, ſahen wir zur Rechten in fruchtbare baumbepflanzte Thäler hinein, und wenn wir uns im Sattel zurückwendeten, das Meer. Wir ſtiegen dann in ein reizendes ſchmales Oliventhal Schahur. Die Bäume ſind den ſanften Hügeln angepflanzt, welche ein Thal bilden, zwiſchen ihnen und unſerem ebenen Wege, liegen Getreidefelder, in denen Feigen und Granatäpfelbäume ſtehen. Mais und Tabakpflanzungen werden immer üppiger und auf einem Berge uns entgegen grüßt eine im Sonnenſcheine weißglänzende Stadt, die je näher wir kommen, wie jede orientaliſche Stadt, ihren Zauber einbüßt, es iſt das Dorf Mash el Krum.

Im Dorfe iſt lebhafte Bewegung, die Bevölkerung zeigt ſich mannigfach thätig in Feld- und Gartenarbeit. Matthia wollte hier übernachten, da aber die Sonne hoch ſtand, beſtimmte ich das nächſte Dorf zur Nachtruhe, um am folgenden Tage vor Mittag in Safed anzulangen. Wir labten uns an einem friſchen Brunnen des Dorfes und ſetzten unſern Weg fort.

Das ſchöne Thal, durch das wir gekommen ſind, zieht ſich weiter hin, bis ſich nach einer Stunde die Oelbäume allmälig ver-

lieren, und wellige Hügel uns zu langsamerem Reiten zwingen. Wir sehen zu unserer Linken ein kleines Dorf. Nach einer zweiten Stunde schimmert von der roten Abendsonne beleuchtet, auf einem Berge, ein festungartig angelegtes, von gezackten Mauern theilweise umgebenes Dorf, es ist Rame.

Eine lange Strecke vor dem Dorfe schon begann ein sehr steinigter Weg, hinter welchem uns wieder reiche Baumpflanzungen aufnahmen. Hier kamen wir an eine Quelle, wo Weiber Wasser schöpften, und auf dem Kopfe die Krüge den steilen Berg emportrugen. In der Mitte der Anhöhe war eine Tränke für Thiere, mit ungeheueren Steinen eingefaßt, die durch die Zeit glatt polirt, seit undenklichen Tagen da liegen mögen. Ein Neger tränkte ein schneeweißes Dromedar, das erste, das ich in Palästina sah. Wir stiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Zäume ab und ließen auch sie vom kühlen Wasser schlürfen.

Mit dem Sonnenuntergang hatten wir die Höhe erreicht und kehrten in dem Hause des Christen Daut Jaub, was David Jacob bedeutet, ein.

Wir lagerten uns in einer hohen, flach überdachten Vorhalle, die eigentlich wie ein breiter und ziemlich langer Thorweg sich ausnahm. Es standen da zwei Kameele, Esel, Ziegen, zwischen denen Flügelvieh durchlief und flatterte. Die Frau des Hauses war mit dem Melken des Kameeles beschäftigt und brachte mir eine irdene Schüssel voll der Milch. Ich schmeckte zum ersten Male davon, ohne ein besonderes Behagen zu empfinden; doch zwang ich meinen Gaumen sich an das Getränk zu gewöhnen.

Es war die Dunkelheit rasch eingetreten, und der Hausherr geleitete mich in eine der geschilderten Vorhalle nahe weitläufige Stube. Ein hohes und regelmäßiges Viereck bildend, war sie vom platten Lehmboden bis zur halben Höhe der Wände mit schwarzen, roten und gelben Streifen bemalt. In einer Ecke war ein Kamin mit Arabesken aus gebranntem Thon geziert. In diesen Raum fiel von einem breiten überwölbten Fenster, das durch eine kleine steinerne Säule in zwei längliche Bogen getheilt war, Licht. Ueber diesem Fenster im Stein war ein durchbrochenes Kleeblatt.

Dieſes Fenſter, das keine Scheiben hatte, war blos durch hölzerne Läden zu ſchließen, zu ihm hinauf gelangte man aber nur über eine hohe Stufe, die ſo breit war, daß das Fenſter eigentlich einen Erker bildete, in welchem ſich niedere Divane befanden.

Als ich Matthia aufforderte, unſeren Speiſevorrath aufzutiſchen, legte der Hausherr zuerſt einen Teppich in die Mitte des Zimmers, dann ſtellte er einen nur einen Schuh hohen runden Tiſch auf denſelben, und bedeckte ihn zuerſt mit den Speiſen, die ſeine Frau zubereitet hatte: Reis in Ziegenmilch gekocht, reichlich mit ſchwarzem Zucker beſtreut, ſaure Milch, rohe Quarkklößchen in Oel getunkt und Gurken, Oliven und Brot.

Nachdem ich, um den Wirt nicht zu beleidigen, etwas von den ſeltſamen Speiſen genommen und heimlich in meine Rocktaſche geſteckt hatte, brachte Matthia Fiſche in Eſſig und Braten mit Kuchen, die wir von Jaffa mitgenommen hatten.

Schon während der Tiſch vorbereitet wurde, fanden ſich mehrere Beſuche ein, die bis auf zwölf angewachſen, ſich alle gekreuzter Beine hinſetzten und uns ſchweigend zuſahen, wie ich und Matthia auf dem Teppich um das niedere Tiſchchen lagernd, aßen.

Ich ließ durch Matthia die Herren einladen, mit uns zu eſſen; was ſie annahmen, indem jeder auf ein Stück Brot irgend einen Biſſen ſich von Matthia reichen ließ.

Ich knüpfte mit ihnen ein Geſpräch an: „Wie viele Mohammedaner und Chriſten bewohnen Rame?“

Hier leben nur Chriſten und Druſen.

„Bekennen ſich denn die Druſen nicht als Mohammedaner?“

Sie ſagen zwar, daß ſie an Gott glauben, aber in Wahrheit iſt dem nicht ſo. Sie nehmen nicht an, daß die Menſchheit von einem Paare abſtamme, ſondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menſchenpaar zugleich weiße und ſchwarze Kinder erzeugen. Sie glauben auch nicht an die Sündflut.

„Und lebt Ihr mit Menſchen, von denen Ihr ſagt, daß ſie an keinen Gott glauben, in Frieden?“

Es sind brave tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig ist, es sind hülfreiche Nachbarn und ihre Weiber sind keusch.

„Kommt ihr zuweilen nach Safed zu den Juden?“

Dieses Volk ist verflucht, weil es Christum gekreuzigt hat und nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubt.

„Sie glauben aber an Gott und sollten Euch höher gelten, als die Druſen.“

Aber sie verachten uns als Götzendiener.

Das voranstehende Gespräch hatte ich mit einem Greise; ein jüngerer Mann gab ihm eine andere Wendung:

„Jetzt wird die Welt bald für alle Menschen gleich sein!“

Meinst Du im Reiche des Sultans?

„Was hast Du gehört vom Hat Humajum? Wir zweifeln daß er gegeben ist, denn wir spüren nichts davon.“

Ich merkte, wie schon früher bei ähnlichen Anlässen und durch das eben angeführte Gespräch angeregt, daß den Menschen im Morgenlande namentlich den Bergbewohnern Alles eindringlicher und klarer war, wenn es irgend mit religiösen Anschauungen verknüpft wurde und so erwiderte ich dem Manne:

Gott, welcher mächtiger ist als der Sultan, und mächtiger als alle Sultane der Erde, hat die Welt auch nicht plötzlich erschaffen. Ihr wißt, daß er dazu sieben Tage brauchte. Und der Sultan soll mit einem Male seinem ganzen Reiche eine andere Ordnung geben?

„Du bist ein weiser Frangi!“

Gott der Herr hat gute und böse Geister, und wenn sein Wille auch heilig ist und doch erfüllt wird; so suchen ihn die bösen Geister doch zu stören und seht, das ist Gott, der mächtigste Herr der Welten. Der Sultan hat auch gute und böse Minister.

„Die mächtigsten Sultane von England und Frankreich sollen seine Minister sein.“

Sie sind seine Freunde.

„Warum rathen sie ihm aber, wenn sie gute Christen sind, daß unsere Kinder gleich denen der Türken Soldaten werden müssen.“

Ihr wolltet in Allem den Türken gleich sein, und doch nicht gleich ihnen, heilige Pflichten erfüllen? Was nützen Euch Freiheiten, wenn ein Feind kommt und Euer Land erobert, weil Ihr es nicht mit euerem Blute vertheidigen wolltet.

Ich habe absichtlich dieses Gespräch hier angeführt, weil es die Anschauung und Stimmung der ganzen christlichen Bevölkerung in Syrien und Palästina ausdrückt, wie ich ihr aller Orten begegnet bin. Alle trösteten sich mit dem Gedanken, daß ein Loskaufen vom Militairdienste in jedem Falle möglich sein werde.

Es war spät geworden, ich ließ der Gesellschaft Kaffee und Aquavit reichen und ihr gute Nacht wünschen; worauf sie sich, wie mir Matthia sagte, erst entfernen würden. Denn zu gehen, ehe ich es ihnen nicht erlaubt, wäre eine Unhöflichkeit.

Matthia warnte mich, die mir zum Schlafen angebotenen Polster anzunehmen und brachte meinen Sattel, breitete eine hirschlederne Decke aus und reichte mir meinen Mantel zum Einhüllen. Es währte aber nicht lange, nachdem er mit dem Lichte aus der Stube fort war, daß die Quälgeister aus dem Lehmboden stiegen, sich auf Flügeln, die eitel Stacheln waren, von der Decke auf mich niedersenkten. Ich zündete rasch eine Kerze an und wie alle finstern Dämonen, flohen auch die in Rame vor dem Lichte.

Als ich erwachte, war es hell um mich her, die Kerze war niedergebrannt, der volle Mond hing prächtig über der weiten Landschaft; aber mein ganzer Körper brannte, als wäre ich nackt in Brennesseln gelegen. Ich ging vor das Haus an den Brunnen und hüllte mich in ein immer frisch befeuchtetes Linnen, bis es Morgen wurde.

Ich weckte Matthia und Achmed; die Pferde, die wie jedesmal uneingestallt, an einen Ring festgebunden im Freien blieben, wurden gefüttert, der Hausherr bereitete uns Kaffee und Nargileh.

Um fünf Uhr saßen wir zu Pferde und ritten die Höhe von Rame hinab. Mehrere Frauen waren in der Morgenkühle vor den Häusern schon thätig. Es fiel uns ihr besonderer Kopfschmuck auf.

Zwei trugen ein hohes silbernes Horn, wie wir es schon auf dem Libanon gesehen haben, während die andern das übliche Stirnband, aus aneinander gereihten Silbermünzen von beiden Schläfen herabhängend am Kinn gebunden hatten. Sie sahen wie die metallenen Sturmbänder an einer Pickelhaube aus.

Ein dichter Olivenwald nahm uns auf, nach einer Stunde führte uns ein Berg hinan, wo durch eine Leitung ein schöner Wasserfall uns mit einem kühlen Tranke labte.

Wir waren an demselben gleichzeitig mit einem Knaben, der einen beladenen Esel ritt, eingetroffen. Sein Anzug, mehr noch die Schläfenhaarbüschel verriethen mir den galiläisch-jüdischen Landsmann. Er hieß Herrschel, der völlig verwaist im Dienste eines jüdischen Krämers in Rame stand. Es war dies der einzige Fall eines in Palästina isolirt ansässigen Juden.

Die Berge waren von Gesträuchen grün; in einem Einschnitt sahen wir das Dorf Betanan und über demselben am Gipfel des Berges ein zweites Dorf Farada. Endlich tauchte der schöne Kegel des Berges Tabor und ein funkelndes Stück des galiläischen Meeres auf.

Nachdem wir die Berge überschritten hatten, sahen wir zu unserer Linken das Dorf Samoi in ein tief geschwungenes, grünendes Thal hinabgehen und jenseit desselben, einen Bergabhang nieder, lag weithin gestreckt Safed.

Als wir auf die Thalsohle gelangten, erblickten wir zu unserer Linken in den Bergen hoch liegend Marun, das sich durch eine weiß schimmernde Grabüberwölbung ankündigt. In derselben liegt der Verfasser des Sohar begraben, zu dem die Juden Palästina's und Syriens, wohl auch Pilger aus andern fernen Ländern Asiens und Afrika's Lagbeomer wallfahrten und drei Tage und Nächte unter Zelten mit heitern Genüssen, Gesängen und Musik zubringen. Ich hörte mannigfache, meist heitere Legenden, die sich an diese Grabstätte knüpfen, erzählen.

Der Weg, der uns wieder emporführte, wurde so felsig und steil, daß wir eine Stunde lang die Pferde hinter uns am Zügel

führen mußten, bis wir auf eine abgemähte Getreideebene hinankamen, und, ſchmachtend in der Glut des Tages nach mehr als fünfſtündiger Reiſe die Ebene tief hinab, und wieder einen kahlen Berg empor, vor Safed anlangten; ein und eine halbe Stunde ſpäter, als wir es zuerſt erblickt und ſchon nahe geglaubt haben. Vor Safed, zur Rechten, ſahen wir noch ein kleines Dörfchen, Ein Maſatum.

Safed.

Magenheilige. — Geschichte und Gegenwart. — Die jüdische Bevölkerung. — Perkyin. — Synagogen.

Ich kehrte bei einem galizischen Juden Herrn Schmul Barner aus Zombor ein, der vor 37 Jahren mit seinem Vater in Safed einwanderte, jetzt eine Weinschänke hält, und Fremde beherbergt. Aus einem reinlichen Vorhofe gelangte ich in eine mäßig kleine Stube, aus dieser in eine zweite, deren Einrichtung auf Wolhabenheit schließen ließ, und deren Reinlichkeit einen wolthuenden Eindruck machte.

Bald war ein erquickendes Mahl für mich auf dem Tische bereit, zu dem ich Matthia einlud. Er weigerte sich zu essen, und als ich in ihn drang, bemerkte er kurz und bestimmt: „Ich esse bei dem Volke der Juden nicht.“ Jetzt erst fiel es mir auf, daß er auf der ganzen Reise nichts von den aus Jaffa mitgebrachten Fleischspeisen genossen hatte. Unser Baschi Bozuck dagegen ließ sich um so besser das Hammelfleisch schmecken, als er vor seinen Augen das Thier von einem Juden schlachten sah, und es gewiß nicht berührt hätte, wenn es aus einer christlichen Fleischbank gekommen wäre.

Wir waren denn drei wunderliche Magenheilige!

Es war bald in Safed bekannt, daß ich angekommen sei, und mein Wirth hatte Mühe die sich vor dem Hause ansammelnde

Armen fern zu halten. Es mochte dem alten Lot, die Abwehr nicht ſo ſchwer geworden ſein, als die Sodomiter ſein Haus ſtürmen, und die bei ihm eingekehrten Männer heraus haben wollten.

Ich ließ der Menge ſagen, daß ich, abreiſend eine Summe für ſie dem Vorſteher der Gemeinde zur Vertheilung übergeben, jetzt aber durchaus kein Almoſen vertheilen würde.

Ich hatte jetzt fünf Rabbinen von Safed zu empfangen, von welchen drei der ſepharadiſchen und zwei der askanaſiſchen Gemeinde angehörten. Sie leiteten ihr Geſpräch ſogleich mit der Schilderung der Armut in Safed ein.

Einer von ihnen ſprach: „Wir haben durch Krieg, durch Plünderungen im Frieden, durch Erdbeben und Peſt ſchwer gelitten. Das Sterben iſt uns gleichgültig geworden, aber wir können nicht leben. Wir möchten arbeiten, Fabriken errichten, das Feld bebauen, Schulen einführen. Wer aber hilft uns dazu?“

Es kommen doch Gelder aus aller Welt, um Euch zu unterſtützen?

„Es kommt Geld, viel Geld; Gott ſegne die menſchenfreundlichen Spender! aber es wird verbraucht, damit die Leute nicht Hungers ſterben. Alle Theilnahme wendet ſich Jeruſchalaim zu; und nur Jeruſchalaim?“

Das iſt unſer aller heiligſte Stadt; Safed iſt in der heiligen Schrift nicht erwähnt, und es iſt ungewiß, ob unter dem Namen Zeph in der Chronik des Joſephus eure Stadt gemeint ſei.

„Das Elend der Gegenwart, und nicht der Glanz der Vergangenheit entſcheidet ob uns unſere Brüder helfen ſollen. In Safed in Tiberia wäre leichter Gutes zu wirken, denn in dieſen heiligen Städten ſind wir, Askenaſim und Sepharedim vereint und nicht in Gemeinden getrennt, und keine Feinde unter einander. Unſere Brüder im Abendlande ſollten ſie nicht auch an Safed denken, wenn ſie Anſtalten errichten? Weißt Du nicht, was die Chriſten für die Geiſtlichen thun, und der Jude hat ja ein beſſeres Herz!“

Die Geiſtlichen ſind nur einzelne Männer, ſie vermehren ſich nicht.

„Durch sich selbst nicht, aber es kommen immer mehr in's Land."

Ein einzelner Mensch braucht nicht so viel, wie eine Familie. „Wir sind mäßig und eine jüdische Familie mit vielen Kindern ißt und trinkt nicht auf, was ein Geistlicher.

Meinen Gästen gesellte sich jetzt ein Chirurg Herr Diamant aus Lemberg zu, der in der türkischen Armee diente, und nunmehr hier seine Kunst übt. Er hatte einige Kenntnisse von der Vergangenheit Safeds und theilte mir Folgendes mit: „Es ist kein Zweifel daß Safed schon früh von Juden bewohnt worden ist; es finden sich Grabsteine, die an 1200 Jahre alt sind und vielleicht sind sie nicht die ältesten; denn manche Inschrift ist nicht leserlich, mancher Stein mochte, nach alter Sitte, auch keine gehabt haben. Der jüdische Pilger aus Tudela fand keine Juden in Safed. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind Juden ununterbrochen hier angesiedelt. Ein Jahrhundert später besaßen sie schon siebenzehn Synagogen und eine Buchdruckerei."

Herr Rabbi Schwarz in Jerusalem erzählte mir daß sich auf der Hofbibliothek zu Wien, eine Vertheidigungsschrift des Werkes More Nebuchim von Meimonides befindet, das von Safed ausging.

„Es ist ein wahres Glück" erwiederte Herr Diamant, „daß diese Ehre den Bewohnern von Safed in alter Zeit wiederfahren ist; die heutigen Chassidim möchten das Werk sammt dem Verfasser verbrennen."

Herr Mordachai Segal aus Polen, den ich schon in Beyrut kennen gelernt hatte, nahm das Wort und erzählte von den Erdbeben, welche die Bewohner von Safed getroffen haben. Vor 100 Jahren, durch welches 200 Juden ihr Leben und alle ihre Häuser einbüßten, und zwölf Synagogen zu Grunde gingen. Ein halbes Jahrhundert später wüthete die Pest und die Bewohner flohen. Mehr aber als Pest vernichtete die Empörung der Araber gegen Mehmed Ali's Sohn Ibrahim im Jahre 1834. Ihnen verbanden sich die Beduinen und es begann eine furchtbare Plünderung. Wer sich dieser wiedersetzte, wurde erschlagen, es fielen Szenen vor, vor denen die Menschlichkeit sich entsetzte. Ein Araber erschlug

seine Mutter, weil sie ihm seine Grausamkeit gegen die sonst guten Nachbarn vorwarf. Es waren alle Gräuel entfesselt, bis der Emir Beschir vom Libanon, durch Ibrahim Pascha aufgefordert, mit den Drusen anrückte und dem Verderben Einhalt that. Die jüdische Bevölkerung war nun arm und hülflos, bis sie ein neues Verderben von einem qualvollen Dasein erlöste. Im Jahre 1837 begrub ein Erdbeben 1500 Juden in wenigen Secunden unter ihren Häusern, und ein Jahr darauf verheerten die von Ibrahim Pascha abgefallenen Drusen die Stadt, die sie vor wenigen Jahren zu schützen gekommen waren. Hat eine Stadt der Erde noch so grausame Schicksale erlebt? Schreit unser Elend nicht zum Himmel? Die Menschen hier brauchen nicht zu weinen und zu flehen, für uns spricht das Unglück."

Dem ehrwürdigen Manne rollten die Thränen über die Wangen, und die übrigen Rabbinen ergriffen die Schaufäden an ihren Gewändern und küßten sie.

Es ist ein eigener Zug im Menschenherzen, der ihn immer anlockt zur Stätte seiner Väter, zu seiner Heimat auf Erden zurückzukehren. Die Erde bebt, es schlagen Flammen aus Bergen, alles liegt in Ruinen, nur das nackte Leben ist gerettet, und die Menschen kehren dahin zurück, um ihre Hütten auf dem Boden zu erbauen von dem sie wissen, wie treulos er ist. Sind es vielleicht seine begrabenen Schätze, ist es die Macht der Gewohnheit, die unsterbliche Erinnerung an den Schauplatz seiner Jugend die den Menschen immer wieder dahin ziehen, wo er Verderben und Untergang erlebte? Wer weiß es zu sagen!

Auch in Safed tritt uns eine solche Erscheinung entgegen. Wieder leben 2100 Juden dort; davon sind 800 Sepharedim, 1300 Aschkenasim; von den letztern sind 400 aus Galizien und Ungarn, 900 aus Rußland. Von allen haben nur 41 ein Gewerbe, und zwar sind: 4 Maurer, 2 Tischler, 5 Blechner, 7 Schneider, 4 Schuhmacher, 15 Krämer, und 4 Schreiber.

In der Nähe von Safed, erzählten sie mir, im Dorfe Perkyin lebt ebenfalls eine sepharedische Gemeinde, die nur 50 Seelen

zählt und eine kleine Synagoge hat; sie ernähren sich ausschließlich vom Ackerbau und von der Viehzucht.

Auf meine Frage warum die jüdischen Bewohner von Safed dieses gute Beispiel nicht nachahmen, erhielt ich eine ungenügende verlegene Antwort.

Es war gegen Abend, die Zeit zum Gebete. Die Glut des Tages hatte sich abgekühlt, und ich bat meine Gäste, mich in ihre Synagogen zu führen.

Wir traten zuerst in die älteste des „Raw Ari" auf deren Ruinen im Jahre 1855 der reiche Kaufmann Jizchag Queda in Triest einen schönen steinernen Bau aufführen ließ. Eine Steintreppe herab, gelangten wir in einen geräumigen viereckigen Hof, aus diesem in eine Halle mit gemalten hölzernen Galerien an den Wänden für Frauen. Unter diesen weg stiegen wir noch eine Anzahl steinerner Stufen hinab, und wir waren in einer großen Bogenhalle. Ein schön geschnitztes, hölzernes, hohes Thor verschloß die Thoralade, zu der man auf drei Stufen emporsteigt, es wurde Tags zuvor von Damaskus gebracht, und von allen bewundert. „Herr Queda zahlte 6000 Piaster für dasselbe, und für 2000 sollte noch Gold daran verwendet werden. Das ganze Gebäude, das in seiner massiven Ausführung 70000 Piaster in Anspruch nahm, macht einen schönen, würdigen Eindruck und ist wohl geeignet, wenn es ein Erdbeben nicht zerstört, dem frommen Gründer ein sichtbares Andenken für Jahrhunderte zu bleiben. Der Fußboden ist mit schönen Fließen gepflastert, die von Triest hieher gesendet worden waren. Zu beiden Seiten der Eingangstreppen befinden sich zwei Zisternen, an denen sich die Eintretenden die Hände waschen, wohl auch an Festtagen, wo der Gottesdienst viele Stunden dauert, trinken, wenn die Glut des Tages zu drückend wird.

Die Synagoge „Stambuli" ist klein, auf vier Bogen ruhend. Der Almemer aus Holz, der Vorhang der Thoralade ohne Inschrift, an einem schlechten Luster aus weißem Blech einige Lampen.

In dieſe Synagoge gehen alle Juden, die aus Konſtantinopel kommen, beten, daher iſt ihr Name.

Die Synagoge „Itzchak Abiat“ deren Dach auf vier Bogen ruht, deren Fenſter theils völlig offen, oder holzvergittert ſind, machte einen ebenſo ärmlichen Eindruck. Als ich bemerkte, daß in der Lampe vor der Thoralade das ewige Licht nicht brenne, ſagte ein Rabbi: „Du ſiehſt Herr! daß unſer Licht erloſchen iſt.“

Im Vorhofe blühte ein ſchöner Baum, ſtatt rings um ihn heiter zu ſitzen, befanden ſich in einer dunklen Halle 40 Kinder, die zuſammengedrängt kauerten und deren einige, immer aus einem Buche laut leſend und ſingend ſich vor- und rückwärts neigend, durch einander ſchrieen. Solche Abrichtungſtuben fürs Leſen unverſtandener Gebete giebt es in Safed fünf.

Die Synagoge des Zadik Rabbi Joſeph unterſcheidet ſich vor der eben geſchilderten nur dadurch, daß im Vorhofe, wo ein Feigenbaum und Mais gepflanzt iſt, ſich das weiß übertünchte Grab des Gründers befindet.

In dem Bet Hamidraſch, „Maranembet Joſef“ im Jahre 1850 ebenfalls von Herrn Queda erbaut, und „Bet din“ befinden ſich kleine Bücherſammlungen; doch weder ältere Druckwerke, noch Manuſkripte. All dies ging in den mannigfachen Verheerungen, die Safed trafen, unter.

Die bisher genannten Synagogen gehören den Sepharedim; die folgenden den Aſchkenaſim:

Die Synagoge des Rabbi Eiſik befindet ſich in dem verwahrloſeſten Zuſtande; die auf dem Vorhange der Thoralade geſtickten Roſen von roter Seide konnten leider die entſetzliche Unreinlichkeit nicht überduften, und die beiden geſtickten Löwen, die eine Krone in ihrer Pranken emporhalten, erinnerten nur daran, daß, wie das Licht erloſchen, auch die Krone vom Haupte Israel gefallen iſt. Als ich die ruſſiſch-polniſchen Glaubensgenoſſen auf den unſagbaren Schmutz aufmerkſam machte, verſtanden ſie mich nicht, hier haben die ſumpfigen Ströme polniſcher und orientaliſcher Unreinlichkeit ſich vereinigt.

Die Synagoge „Chewra“ iſt größer und weniger ſchmutzig;

ebenso eine dritte, die auch von Ari gegründet sein soll. Mit der letzteren ist ebenfalls ein Bet-Hamidrasch verbunden.

Als wir aus den verschiedenen Gebäuden herausgetreten waren, war die Sonne bereits hinter den Bergen untergegangen und es lag ein Friede und eine Versöhnung über dem mit allen Arten von Bäumen reich bepflanzten Thale, als hätte die Erde sich dem Menschen hier immer fromm und mit Segen dienend erwiesen, als müßte dem Würgengel über den schönen Anblick ein Hauch des Erbarmens durch die Seele gehen!

Zum galiläischen Meere.

Ein entsetzliches Lager. — Die Steine der Christen. — Kapernaum. — Magdala. — Szenen und Gestalten.

Ich habe die blanke Reinlichkeit im Hause des Herrn Barmer zu früh gelobt, hinter ihr lauerten die Dämonen der Nacht. Sie krochen als Insekten an mich heran, sie legten ihre verfluchten Lippen an mein Leben, sie verjagten den Engel des Schlafes und des Traumes. Mir war, als hätte man mich auf Skorpionen gebettet, ich sprang empor und legte mich auf die kühlen Fließe des Vorhofes, wo auch Matthia und unser Begleiter Achmed schliefen. Mein Kommen weckte den Letzteren, er stand auf, unsere Pferde zu füttern.

So brachen wir früher als sonst auf, um drei Uhr Morgens und genossen einer angenehmen Kühle und des allmälig sich entfaltenden Tages, der durch dünnere Wolken, als im Abendlande, sich leichter Bahn zu brechen schien.

Wir ritten den steinigten Berg, auf dem Safed liegt, zwischen Oelbäumen hinab, ein tiefliegendes grünendes Thal zu unserer Rechten und dann einen Bergrücken wieder empor. Ein ferner runder Berg erhob sich in schattenhaften Umrissen, es war der Tabor, eine graue Fläche, wie geschmolzenes Blei, weit hinaus und tief unter uns, es war das galiläische Meer; von den Bergen, die uns in der Nähe umgaben, floß es licht herab, es war die aufgehende Sonne.

Der Weg führte uns wieder abwärts durch Olivenbäume, zwiſchen abgemähten Feldern, in eine grüne Schlucht zur Quelle Ainkale. An ihrem Rande lagerten wir nach zweiſtündigem Ritte um zu frühſtücken. Nicht ferne derſelben ſtand einſam ein ſteinernes Haus, vor welchem die Bewohner thätig ab- und zugingen. Hinter demſelben erhoben ſich ſchroff aufragende, kahle Felſen von rötlicher Farbe, die ſich mehr als eine Stunde hinziehen.

Nach einer angenehmen Raſt, ritten wir wieder die Schlucht empor, über einen Bergrücken hin. Vor uns lag jetzt in vollem Sonnenglanze das langgeſtreckte galiläiſche Meer, das wir, bald in Klüfte hinab und wieder empor reitend, noch zweimal verloren und wieder ſahen. Eine urweltlich zerklüftete Felſenmaſſe wie Steinbrüche, aus denen Jahrtauſende lang die Menſchen die Steine zu ihren Tempeln, Paläſten und Piramiden geholt zu haben ſchienen, ohne die Brüche zu erſchöpfen, lagerten ſich zu unſerer Rechten. An ihnen vorbei gelangten wir endlich über Abhänge, die mit Krüppelreichen bewachſen ſind, an das Ufer des Meeres, an dem wir fortan bis Tiberia reiten ſollten.

Matthia ſagte mir: „Seht ihr dort den Felſen? Chriſtus hat dort mit fünf Broten und zwei Fiſchen die Hungrigen geſpeiſt. Chriſtliche Pilger verehren hier die ihnen heilige Legende, indem ſie betend an einigen Steinblöcken, die Broten gleich geformt ſind, niederknieen an den Hadſcher el Noazra, wie die Araber „die Steine der Chriſten“ nennen.

Jenſeit des Sees machte er mich auf Kapernaum aufmerkſam, und auf das Ufer, wo die wildeſten Beduinen, unzugänglich faſt, ihre alte nomadiſche Freiheit behaupten. Kahle Berge hoch und ſchroff ziehen ſich die meilenlange See hin. Auf ihr ſelbſt iſt kein Schiff, kein Boot, kein Leben ſichtbar. Auf dem Wege, den wir reiten, ſind wir dem Meere bald ganz nahe, bald durch grünes Wieſenland und Felder von ihm getrennt. Grünes Geſträuch, rotblühende Oleanderbäume geben ihm ein heiteres Ausſehen. Dieſe Flächen, die der See, wenn ihn ein Sturm bewegt, mit ſeinen Wogen überfluthen mag, gewähren einen angenehmen Anblick. Auf ihnen ſind uns, die wir nach mehrſtündigem

Ritte durch den alten Erbbesitz des Stammes Naftali keinen Lebenden begegnet sind, die kleinen, da und dort weidenden Schaf- und Ziegenherden willkommene Erscheinungen. Ein Hirte bläst auf einer Rohrpfeife, und so barbarisch die Töne sind, die er ihr entlockt, uns ist es ein angenehmes Schallen.

Wir kommen an weidenden Kameelen vorüber, und die auf unserem Wege zu Tausenden liegenden runden, porösen, schwarzen und braunen Steine, von der Größe einer Melone, bis zu der eines Taubeneies, fesseln unsere Aufmerksamkeit und lassen uns nicht vergessen, daß wir im eingesunkenen Riesenkrater urweltlicher Vulkane uns befinden, die ihrem ungeheueren Sturze nachsinnend, zuweilen noch vor der Macht erbeben, die sie hinwarf.

Es begegnete uns eine eigenthümliche Gruppe. Ein Knabe führt ein Kameel am Halfter, das zu beiden Seiten einen großen Korb hängen hat, in deren jedem eine Frau sitzt, die bei unserem Nahen sich verschleiern.

Der Weg führt uns jetzt steinigt empor, wir sind über zwanzig Klafter über dem Spiegel des Sees. Achmed, wahrscheinlich von dem Flötenspiel des Hirten aufgemuntert, hat schon lange einen entsetzlich schreienden Gesang angehoben, der mir fast eine Marter ist aber ihm viele Freude zu machen scheint. Wir wollen ihn nicht stören, und geben unserem Pferde die Sporen, um uns aus den entsetzlichen Schallwellen heraus zu retten. Aber die Glut der Sonne dringt schärfer ein, als unsere Sporen, das arme Thier ist müde, und dürstet und schreitet wieder langsam, wenn es zehn Schritte weit trabte.

Der Weg wird breiter, und dehnt sich zu einer Fläche aus, wir sehen zur unserer Linken das Dorf Magdala. Es besteht nur aus Lehmhütten, auf deren Terrassen, schilfbedeckte Lauben, die von vier Stangen leicht aufgebaut waren und den Laubhütten der Juden glichen. In diese flüchten sich die Bewohner, wenn die Fieberzeit anrückt, in die kühlen aber erdigen Behausungen.

Die Glut der Sonne war fast nicht mehr zu ertragen, das uns in Magdala angebotene Wasser schmeckte lauwarm, und die Sehnsucht Tiberia endlich zu erreichen, stieg mit jeder Wendung

auch durch Schwänke sich freundliche Gastfreundschaft erwerbend. Welche Erlebnisse, welche Begegnungen müssen es gewesen sein, bis er nach solcher zweijährigen Wanderschaft nach — Tunis kam. Ein schöner Jüngling versprach er hier in einigen verzweifelten Krankheitsfällen, wo alle Hoffnung aufgegeben war, fast prosetische Heilungen, die ein günstiger Zufall bestätigte. Bald war ihm die Aufmerksamkeit zugewendet. Man wallfahrtete zu dem Hause, in dem er wohnte, um von seiner Hand berührt, von seinem Auge betrachtet zu werden, von seinen Heilmitteln zu erhalten. Bald waren Ruhm und Gold sein. Der Bey von Tunis nahm ihn als Leibarzt in seinen Palast, bei dem er drei Jahre hochgeehrt lebte. Länger ließ ihn sein lebhafter, unstäter Geist nicht ruhen; eines Tages entfernte er sich heimlich mit einem ersparten Vermögen von 10,000 goldenen Dukaten. Es war der unwiderstehliche Wunsch in ihm aufgetaucht, das gelobte Land zu sehen, von dem der Vater in seiner Heimat immer wieder sprach. Der zwanzigjährige junge Mann tauchte plötzlich verheiratet mit einer schönen afrikanischen Jüdin und ihrer jüngeren Schwester in Tiberia wieder auf. Er baute Häuser, die schönsten in Tiberia, und lebte als wohlhabender Mann, der nur, um ein Werk des Erbarmens zu üben, uneigennützig den Kranken beisteht, die meilenweit von seinem bald erworbenen Rufe angelockt, zu ihm heranpilgern. Das Erdbeben im Jahre 1837 begrub ihn mit Weib und Kindern unter den Trümmern seines Hauses. Nach achtzehnstündiger Verschüttung wurde er lebend unter den Trümmern hervorgeholt, sein Weib und seine Kinder waren Leichen; seine Häuser Schutthaufen. Um diese Zeit kam der Fürst Pückler-Muskau nach Tiberia. Weismann diente ihm als Dolmetsch, als Führer durch die ganze Landschaft Galiläa. Der noch lebende „Verstorbene“ gab ihm den Rath, ein Gasthaus einzurichten, der sich als sehr praktisch bewährte und nunmehr auch mir zu Statten kam.

Im Hause des Herrn Weismann begrüßte mich noch ein Oesterreicher, Herr Stern aus Neustadtl im Trentschiner Comitate, der sehr mittelmäßiger Kenntnisse, als Söldling der jerusa-

lemitanischen Mission hier, wie ich erfahren konnte, vergebens Proselyten zu machen suchte. Vielleicht auch war er gekommen, weil die Legende hieher den Fischzug Petri verlegt.

Noch traf ich hier wieder mit einem preußischen Edelmanne, Herrn von Herfort zusammen, mit dem ich von Jaffa nach Jerusalem ritt und dem ich später in Egypten wieder begegnete. Er reiste zu seinem Vergnügen mit einem photografischen Apparat und hatte eine bereits höchst interessante Sammlung von Monumenten, Landschaften, Ruinen und Figuren.

Ich hatte die Reise so eingerichtet, um den Sabbat hier zu ruhen und mußte, da es Freitag war, die Umgebungen und die Bäder von Tiberia noch heute kennen lernen.

Nach kurzer Rast ließ ich zwei Pferde satteln und ritt mit dem Synagogendiener Reb Mosche aus Berditschew, den mir Herr Weismann als sehr ortskundig und gelehrt empfahl, zu den zahlreichen Grabstätten der berühmtesten Männer der Bibel und des Judenthums. Das kleine Städtchen, das wir durchreiten mußten, gleicht mehr einem Ruinenhaufen. Zerfallene Mauern, eingesunkene Terrassen, da und dort eine stehengebliebene Pforte eines verschwundenen Hauses, die zerfallende Moschee, in deren Hofraum eine Palme grüne Arme hoch zum Himmel streckt, ist die Szene, auf der wir uns bewegen. Selbst die Häuser, die ganz bewohnt erscheinen, sind nur aus Trümmern, wie sie der Zufall dem Maurer zu Gebot stellte, aufgebaut, ungetüncht, Behausungen der Armut und der hungernden Not. Wer soll auch auf diesem Boden feste Häuser zu gründen Mut und Lust haben? „Wir leben" sagte mir mein Begleiter, zu dem ich von dem verkommenen Aussehen der Stadt sprach, „von einem Tag zum andern und immer darauf gefaßt, zu sterben. Wir danken jeden Morgen, mehr als alle Menschen in der Welt, daß wir wieder erwacht sind und sich über Nacht die Erde nicht aufgethan und unsere Weiber, Kinder, Brüder verschlungen hat. In Tiberia lernt man fromm sein und nur auf das künftige Leben denken."

nißvollen Sinn der Zeichen deuten werde. Der Prosel hat den Herrn, ihm den Mann im Bilde zu zeigen; darauf ihn der Herr acht Geisterreihen hinter Akiba niedersetzen hieß. Der Prosel hörte Akiba sprechen und deuten, aber er konnte ihn nicht verstehen. Nach vielen Jahren kehrte Akiba heim, ihm folgten 24,000 seiner Schüler. Alles Volk zog ihm jubelnd entgegen. Da drängte sein Weib sich durch die Menge, fiel vor dem durch ihre Liebe Beglückten, von der Weisheit geweihten Manne nieder und umschloß weinend seine Knie. Die Schüler wollten das Weib, das sie nicht kannten, fort stoßen; der Meister aber sagte ihnen: „Lasset sie! Was ich geworden bin und ihr durch mich, das ist dieses edlen Weibes Werk.“ Er hob sie vom Boden auf und küßte sie. Jetzt wurde auch der harte Vater versöhnt und überhäufte seine Kinder mit Reichthümern.

Ein ummauerter Felsenvorsprung mehr als in der halben Höhe des Berges, beherrscht das einfache Steindenkmal Rabbi Akiba's, den Berg selbst, die zu seinem Fuße sich dehnenden Felder, dann die Stadt und hinter ihr die See und jenseits die kahlen Felsenwände des Hauran, die seine Ufer bilden. Durch das Meer geht ein dunkler sich abscheidender Strom, der sich stolz mit den Fluten des Meeres nicht vermengen mag, wenn er auch seine ganze unabsehbare Länge durchmißt. Es ist der Jordan. Man hat diese Erscheinung symbolisch auf das jüdische Volk gedeutet, das mitten durch die Flut der Völker geht, sich mit ihnen nicht vereinigt und seine bergentsprungene Freiheit und Klarheit nicht aufgiebt.

Zu dem Grabe zieht die Gemeinde von Tiberia und Pilger, die aus allen heiligen Städten Palästina's kommen, am dreiunddreißigsten Tage der Sefira, empor. Alle mit brennenden Lichtern beten sie dort und schlagen Zelte auf, um unter ihnen, auf den Gräbern der 24,000, einen Tag und eine ganze Nacht zu wohnen. Hinter dem Grabmale befindet sich eine tiefe Höhle, in welcher für die Andächtigen Wasser kühl gehalten wird.

Unter dem Grabmale des Rabbi Akiba, etwa 30 Fuß, liegt das Grab des Rabbi Chia zur Rechten und Linken das seiner

beiden Söhne. Der Raum ist von drei Seiten ummauert und offen, in dessen Hintergrunde eine Höhle ist.

Ein anderes Grab birgt den Raf Hamnuna den Alten, zu dem die Juden, nach langer Dürre, um Regen flehen gehen. Wer ein körperliches Leiden hat, wallfahrtet zu der Grabstätte des Meier ben Neß und des Zacharia Akana.

Wir mußten von den Pferden steigen und sie den Berg, an einem steilen Abhange herab führen, um über ein schmales Stück Land, das zwischen dem Berge und dem See liegt, zu gehen. Hier liegt der türkische Friedhof, da und dort ragende oder liegende Säulen von grauem Granit und rotem Syenit. Ich zählte deren neunzehn, die ganz zerbrochen sind, nur eine stand vollkommen aufrecht, zwei schief und sonst konnte ich viele Steine bemerken, welche die Spur des Meißels deutlich zeigten. Die Juden halten dafür, daß Herodes II. hier auf alten Gräbern seinen Palast baute und fluchen seinem Andenken; ebenso einem Manne, der Josefus hieß, zum Christenthume überging und von einem unter dem Kaiser Hadrian im Baue begriffenen Tempel die Steine nahm, um eine Kirche aus ihnen zu bauen. Manche Zauber, die ihm hindernd in den Weg traten, soll er durch andere besiegt haben. Diesem welligen Landstrich entlang erheben sich Felsenwände, von dem Berge, den wir bestiegen haben, durch eine Schlucht getrennt, in denen viele Grabhöhlen mit gemauerten Zugängen zu sehen sind.

Mein Legenden kundiger Begleiter erzählte mir, daß auf der Höhe des Felsenkammes ein Schloß der Mutter König Salomo's gestanden habe, während er mich auf ein verfallenes Gebäude am Fuße der Bergwand, als auf den Meierhof der Mutter Abrahams, aufmerksam machte. In die weitläufigen Ruinen kommen die Türken, wenn sie ein Beschneidungsfest feiern, sie breiten ihre Teppiche aus, speisen daselbst, hören Musik und feuern lustig ihre Gewehre ab.

Die Bäder.

Ibrahim's Badewanne. — Chemiſche Beſtandtheile. — Die Synagoge. — Fantaſtiſches Nachtgemälde.

Eine halbe Stunde fern von Tiberia kündigten ſich durch einen ſchönen Ueberbau die vom Alterthume her berühmten warmen Bäder an. Sie liegen einige Fuß höher als der See, und etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Aus einer offenen Halle tritt man in eine zweite, aus dieſer in eine Rotunde, die von einer auf Säulen ruhenden Kuppel getragen iſt. Ringsum ſind marmorne Gänge, aus denen man in einzelne Badeſtuben gelangt. Dieſer Bau rührt von Ibrahim Paſcha her, ebenſo die ſchöne, weißmarmorne Badewanne der unmittelbar an die Rotunde ſtoßenden Halle. Ich nahm in derſelben ein Bad, doch mußte ich zwei Drittheile Waſſer aus dem See dazu ſchöpfen laſſen, um ein noch immer ſehr warmes Bad zu bekommen.

Mein Thermometer in das Waſſer einer Quelle gethan, deren es vier giebt, zeigte 49° R. Das Waſſer ſchmeckt ſcharf ſalzig und bitter und hat einen ſchwefligen Geruch. Eigenthümlich iſt es, daß das Waſſer einer jeden der vier Quellen in ihrem Abfluß zum See einen anders gefärbten Bodenſatz zurückläßt: einen rötlichen, gelben, weißen und grünen. Eine gründliche Analyſe dieſes Waſſers iſt noch nie unternommen, oder vielleicht nur nicht bekannt gemacht worden. Bei Pococke's nicht ſtreng analytiſcher Unterſuchung zeigte ſich eine anſehnliche Menge dicken, feſten Vitriols,

etwas Alaun und ein mineraliſches Salz. Dr. Turner berichtet, daß der Bodenſatz, hauptſächlich aus kohlenſaurem Kalk, und wenigem Kochſalz beſtehend, ſich nicht von dem des todten Meeres unterſcheide. Ich erinnerte mich an das ebenfalls noch nicht analyſirte Waſſer in Krapina in Croazien, das einen beinahe gleichen Wärmegrad hat, und in welchem ich, wie hier, mit dem überraſchendſten Erfolge Gichtkranke und an Rheumatismus Leidende Hilfe ſuchen ſah.

Die Sonne war dem Untergange nahe und goß wieder über Himmel, See und Berge jene Verklärungen, wie ich ſie nur im Morgenlande ſah.

Wir ritten jetzt hart am Ufer des See's, wo eine ſchöne Granitſäule, von ſeinen Wellen beſpült aufragt, und noch Säulenſockel und gemeißelte Steinfragmente zu ſehen ſind. Einen ziemlich großen, rohen Felsblock, der im See etwa zehn Schritte fern lag, bezeichnete mir mein Begleiter als denjenigen Stein, der, von Moſes mit dem Stabe geſchlagen, in der Wüſte Waſſer gab.

Nach einer halben Stunde waren wir durch ein geborſtenes Thor wieder zwiſchen den modernen Ruinen der merkwürdigen Stadt.

Herr Weismann erwartete mich, um mit ihm zum Abendgebete in die Synagoge zu gehen, deren Tiberia ſieben beſitzt. Die in polniſcher Tracht Verſammelten, der wunderlich geſchnörkelte Geſang, die ganze Einrichtung der Synagoge ließen mich für einen Augenblick völlig vergeſſen, daß ich auf heiligem, durch Legende und Geſchichte, durch Wahn und Weisheit geweihtem Boden ſtehe.

In unſer Haus zurückgekehrt war in der luftigen Vorhalle ein Tiſch, um den Bänke ſtanden, feſtlich gedeckt mit weißen Linnen, über ihm brannte die ſiebenzackige Meſſinglampe, und die ſchöne Frau des Hauſes, die Schweſter der im Erdbeben umge-

kommenen ersten Gattin des Herrn Weismann, trug uns eigenthümlich zubereitete Fische auf mehreren Schüsseln auf. In jeder befand sich eine andere Gattung, und diese war wieder durch die Bereitung von den andern verschieden. Wein von Hebron füllte goldbraun die Gläser.

Die Wirtin, nachdem sie mich und den Hausherrn ehrerbietig bedient hatte, setzte sich mit ihren Kindern und Dienerinnen auf den Fliesen der Halle nieder, um ebenfalls zu speisen.

Es waren wunderliche Geschichten, die mir Herr Weismann erzählte aus seinem Leben, von seinen Krankenheilungen, von Wundern und verständigen praktischen Unternehmungen. Es war ein eigenthümliches Gemisch von Treuherzigkeit und Schlauheit, von Frömmigkeit und Weltsinn in seinen Reden, und nicht zu unterscheiden, was die vorwaltende Richtung seines Wesens ist.

Es war schon tiefe Nacht geworden; da lud er mich ein, mit ihm auf der Terrasse des Hauses zu schlafen, denn die Hitze in den Stuben sei eine unerträgliche.

„Und die Fieber und Kopfschmerz erzeugende Nachtluft, Herr Doktor?"

Da lassen Sie mich sorgen, erwiederte Reb Chajim Weismann.

Wir stiegen eine steinerne Treppe empor, und befanden uns auf einer das ganze Haus deckenden Terrasse; hier waren für mich und den Hausherrn Teppiche ausgebreitet, über denen Linnen zum Zudecken lagen. Herr Weismann wand mir ein Tuch von weichem weißen Wollstoffe als Turban um den Kopf, mit der, der abendländischen entgegengesetzten Bemerkung „der Kopf muß warm gehalten werden"; dann füllte er irdene unglasirte Krüge mit Seewasser, um es durch Verdünstung in ihnen kühl zu machen, und lud mich ein, mich niederzulegen, denn er müsse, weil ein starker Wind gehe, das über mich gebreitete Linnen zu beiden Seiten mit Steinen beschweren, damit es nicht fortgetragen, und ich schlafend der Nachtluft ausgesetzt werde.

Ich konnte mich von dem Anblick, der sich von der Terrasse aufthat, noch nicht trennen.

Die Sterne flackerten klar und groß vom schwarzen Himmel. Mir gegenüber hob sich der Berg mit den 24000 Gräbern; nur zwanzig Schritte ferne brauste der mir unsichtbare See. Die Stadt Tiberia aber leuchtete in tausend Freudenfeuern. In jeder Stube wo Juden wohnten, brannten Lampen, schollen die wohlbekannten, wunderlichen Melodien, welche die Engel des Sabbat begrüßen, und da und dort bewegten sich Gestalten in weißen flatternden Nachtgewändern auf den Terrassen.

Sabbatraſt.

Seebad. — Die jüdiſche Gemeinde. — Erdbeben. — Szene. — Polniſche Könige. — Eine Chronik.

Die Inſektengeiſter von Safed, die ſich mit Vampirrüſſeln an mich gelegt hatten, fingen an, mich die Glut ihrer hölliſchen Abkunft empfinden zu laſſen. Ich erwachte vor Sonnenaufgang mit einer allgemeinen Hautentzündung.

Herr Weismann, als ich ihm dies mittheilte, ließ mich hart an: „Wenn Sie bei einem Doktor ſind, wie können Sie nicht fragen? Das warme Bad mit ſeinem Salz hat Ihnen geſchadet! Jetzt kommen Sie geſchwind in den See baden.“

Darf man in Tiberia am Sabbat baden?

„Die Menſchen möchten hier in der Sonnenglut zu Grunde gehen, wenn ſie nicht einigemal des Tages baden. In Tiberia iſt das Baden von dem Rabbi erlaubt.“

Wir gingen ſelbander, weiß beturbant, nur in einen Leilach gehüllt, hölzerne Pantoffeln an den Füßen, an den See. Er flitterte in mettallweißem Glanze und ebnete nach dem Sturme der Nacht ſeine Wogen. Wir trafen ſchon einzelne Badende, und blieben in der kühlen wohlthuenden Flut, bis die Sonne aufgegangen war, und die Welt um uns wieder in brennenden Farben leuchtete.

Ich konnte die Synagogen nicht beſuchen, und mußte den ganzen Tag auf dem Divan ruhend zubringen, und mich in kalt-

feuchte Tücher einwinden. Nur so entging ich dem brennenden Schmerze, und mußte herzlich lachen, als mir Herr Weismann das in ganz Galiläa bekannte Wort mittheilte: „Der König der Flöhe hält Hof in Tiberia.“

Nach dem Frühmale, das um 6 Uhr Morgens, schon nach dem Gottesdienste gehalten wird, erhielt ich den Besuch des ehrwürdigen Oberrabi's von Tiberia, des Herrn Schmul Chajim Cohen Conorti mit sieben Chachamim.

Alle trugen weite weiße Mäntel, mit blauen, breit eingewebten Streifen, an deren Enden die Schaufäden hingen. Ich sah die Urform des Talit, den die Juden noch jetzt in den Landsynagogen um den ganzen Leib thun, wohl auch das Haupt mit ihm verhüllen. Es schien mir, daß diese Tracht, wie sie auch eine orientalisch nationale ist, weit würdiger der Nachahmung, als die der protestantischen Prediger. Es erscheint mir jedesmal als widerlich nachäffend, wenn unsere Prediger in schwarzer Kutte und weißen Bäffchen, mit dem sogenannten Quadratchen auf dem Haupte, den Talit zu einer Stola schmal zusammengelegt, erscheinen, und noch dazu häufig mit wenig origineller salbungsreicher Kantilene sprechen.

Herr Conorti war zweimal auf seiner Reise durch Europa auch nach Wien gekommen: im Jahre 1838 nach dem furchtbaren Erdbeben, das die Stadt getroffen hatte, und im Jahre 1848. Beidemal um für seine unglückliche Gemeinde die Wohlthat anzusprechen.

Wie in Safed trat mir auch hier die Klage entgegen, warum sich alle Theilnahme des Abendlandes nur Jerusalem zuwende, während die Juden in Afrika und in Asien auch an Safed und Tiberia denken.

„Sind wir nicht auch auf dem heiligen Boden Gottes? Haben wir nicht noch gelitten, als schon Jeruschalaim in Trümmern lag? Haben die heiligen Blutzeugen unseres göttlichen Glaubens nicht Tiberia ehrwürdig gemacht und wurde hier nicht die

Lehre vom Untergange gerettet, und ſtrahlte ſie nicht von hier aus neu aufgehend über alle Welt? Wenn Meſchiach erſcheint, wird er freilich in Jeruſchalaim zuerſt auftreten. Aber was ſollen wir jetzt thun? Wir ſind arm und elend und Gott, wie geſunken iſt unſere Seele! Es ſei fern von mir, die frommen Brüder in Jeruſchalaim zu verleumden; aber wir in Tiberia leben heiliger, weil wir einiger ſind."

Wie viele Juden leben in Tiberia?

„Verlange o Herr! das nicht zu wiſſen. Wir wurden, weil wir von Sir Moſes Monteſiore mit Almoſen, Kopf um Kopf betheilt werden ſollten, gezählt; da kam wie zu König Davids Zeiten die Peſt und hat viele von uns hingerafft."

Herr Weismann bemerkte mir deutſch: „Er meint die Cholera, was weiß das Volk, was Peſt und was Cholera iſt! Ich habe die Leute mit Opium kurirt, und ſie haben ſich eingebildet, es iſt ihnen von Pſalmenſagen beſſer geworden."

Ich hatte fort und fort Beſuch und gelangte, wiederholt daſſelbe fragend, um die Richtigkeit zu erproben, zu folgenden ſtatiſtiſchen Notizen:

Die jüdiſche Bevölkerung von Tiberia betrug zur Zeit meiner Anweſenheit 1514 Seelen, davon ſind 881 Aſchkenaſim, 633 Sepharedim.

Sie bilden nur eine Gemeinde; die Letzteren haben 2 Synagogen mit einer Medereſſe, die Erſteren 5 mit 5 Medereſſen oder Lehrhäuſern. Die Sepharedim beſitzen 23 Häuſer. Unter den Aſchkenaſim ſind 200 geborene Oeſterreicher aus Galizien und Ungarn; die übrigen ſind größtentheils aus Rußland. Der Unterricht der Jugend iſt wie überall im Oriente ein völlig vernachläſſigter. Die Stadt, in der das gelehrte Synhedrion ſaß und die größten Weiſen lebten und lehrten, hat der Unwiſſenheit einen feſten Sitz gegründet. Als ich fragte, ob die Kinder auch arabiſch lernen, das zum Verkehre in Paläſtina ſo nötig iſt, bemerkte Herr Weismann:

„Arabiſch? warum fragen Sie nicht, warum die Menſchen hier überhaupt nicht reden lernen, wie ein Menſch reden ſoll!"

Aber die Kinder lernen doch schreiben?

„Schreiben? wozu? fällt ihnen denn etwas ein, was zu schreiben wäre?“

Alle beziehen Almosen aus der Heimat, doch weniger als die Glaubensgenossen in Jerusalem und auch weniger, als die zu Hebron. Die Meisten beschäftigen sich nur mit dem Studium des Talmud; den Handel verachten die Tiberianer, weil er den Geist von Gott ablenkt und gemein macht. Nur wenige sind Handwerker: 1 Schmied, 2 Maurer, 1 Tischler, 3 Schneider, 1 Schuster, 2 Uhrmacher, 1 Fischer, 6 Krämer.

Gegen zehn Uhr Morgens hatte die Glut des Tages wieder eine solche Kraft erreicht, daß sich selbst die Einheimischen matt und gelähmt fühlten. Es suchte Jeder in den untern Hallen des Hauses, auf den nackten Fliesen sich hinstreckend, vergebens einige Kühlung. Ich schlief mehre Stunden, und verbrachte bis gegen Abend hier die Zeit in langweiliger Abspannung.

Vor Sonnenuntergang gingen wir wieder in den See baden. Ich machte im Wasser die Bekanntschaft der ganzen jüdischen Bevölkerung. Nicht fern von uns war ein mit hohem Lattenwerke abgesperrter Raum, in welchem alle Frauen badeten.

Ins Haus zurückgekehrt, war für uns das Mittagmahl aufgestellt: kalte Fische in Oel schwimmend, entsetzlich fettes Hammelfleisch, grüne Zwiebeln, die schon gestern aus der Erde gezogen, völlig welk waren, kalte Eier und ein von Oel triefender Kuchen. Ich wagte nicht, von diesen Speisen etwas zu berühren, trotzdem ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte. Ich ließ mir am Weizenbrote und am Weine genügen. Erst später nach dem Sabbatende erhielt ich einiges frisch Bereitete.

Es kamen wieder Besuche. Jeder der Männer erzählte irgend eine Schreckensszene aus dem Erdbeben, keiner von ihnen, der nicht eine Mutter, einen Bruder, oder Kinder, eine Gattin oder Schwester verloren hätte. Mancher war anwesend, dem die Erde plötzlich Alle begrub. Von 2000 Einwohnern waren damals nahe an

300 in einigen Minuten verschwunden. Ein Mann erzählte, daß er mit seinem Sohne eine Stunde von Tiberia fern einen Berg herabgeschritten sei; vor ihm wenige Schritte sein Sohn. Da sah er plötzlich sich die Erde weit aufthun, seinen Sohn versinken und den Grund sich wieder schließen. Er konnte die Erscheinung nicht begreifen und blieb erstarrt stehen, während er den Boden unter sich schwinden fühlte. Er eilte laufend nach Tiberia und fand einen Schutthaufen.

Reb Mbsche, der mich zu den Gräbern und Bädern begleitet hatte, brachte des Abends einen kostbaren silbernen Trinkbecher, auf dem alle Könige Polens in schön getriebener Arbeit zu sehen waren. Sein Großvater hatte diesen Pokal vom letzten Könige Stanislaus August Poniatowsky als Belohnung für treue Dienste erhalten, und der Enkel wollte mir jetzt das theure Familiengut verkaufen. Sein Wunsch war, für das Geld ein Boot zu kaufen, um den See befahren und fischen zu können; wodurch er seine zahlreiche Familie erhalten zu können sicher war. Ich zog es vor, eine mir gleichzeitig angebotene Chronik von Tiberia zu kaufen, welche in hebräischer Sprache geschrieben, Historisches und Wunderbares, Gebete und Gedichte in hebräischer und spanischer Sprache enthält.

Während der ehemalige Besitzer vielleicht jetzt den See Genezaret in einem Boote befährt und fischt, wollen wir ein Blatt aus der von ihm erworbenen Chronik mittheilen.

Ein Blatt aus der Chronik.

Rabbi Abulafia. — Belagerung. — Wunderbare Rettung. — Bomben als Fangbälle. — Todtenhaupt- und Mohnblume. — Loblied auf Tiberia.

Wir theilen in Folgendem ein Blatt aus der Chronik von Tiberia mit, es enthält jedenfalls eine Thatsache, die in keinem historischen Werke mitgetheilt wird, immerhin eine Bedeutung für die Stadt hat und wohl verdiente, aufgezeichnet zu werden.

Im Jahre 5500 der Schöpfung, also vor 118 Jahren unter der Regierung des Sultan Mohammed weckte Gott den heiligen Geist unseres Lehrers Chajim Abulafia, daß dieser nach der heiligen Stadt Tiberia gehe, um daselbst die Ruinen wieder aufzubauen, und den Grund zu befestigen. Tiberia war seit 70 Jahren ohne Einwohner, zerstört und wüste, es befand sich in demselben weder eine Synagoge, noch ein Lehrhaus, und es wurde, seitdem sie zerstört ward, in ihr kein Kadisch, kein Gebet für die Todten, gehört. Rabbi Chajim Abulafia war in allen seinen Unternehmungen glücklich, und so ging er getrost nach Tiberia im Monate Sivan desselben Jahres. Gleich bei seinem Eintritte in das Land gewann er, durch Gott, die Gunst der Herren der Stadt, und besonders die des Scheich Dahir al-Amar, dessen Ruf groß war in ganz Palästina.

Die Straßen, die früher nur mit bewaffneten Karawanen durchzogen werden konnten, unter seiner Regierung wurden sie sicher. Das ganze Land war ruhig und alle Herren der Stadt

unterwarfen sich dem Schech und nannten ihn Schech al maschech, den Herrn der Herren. Er hatte viele Beduinenstämme, welche die Wege gefährlich machten, gänzlich vernichtet, so daß Jeder getrost mit dem Gelde in der Hand reisen konnte. Nicht minder berühmt war der Schech seiner Freigebigkeit wegen, sein Haus stand einem Jeden offen, und die Reisenden aller Nationen und Confessionen fanden bei ihm eine offene Tafel.

Zwei Jahre vor der Ankunft des Rabbi in dem Lande war derselbe in Asmir. Als der Schech erfuhr, daß der Rabbi nach dem Lande kommen wolle, sandte er ihm ein Schreiben nach dem andern, in welchen er sagte: „Mache Dich auf, und nimm das Land Deiner Väter Tiberia in Besitz."

In der That war der Großvater des genannten Rabbi Jacob Abulafia Rabbi in Tiberia, bevor es zerstört wurde. Als der Rabbi nach Tiberia kam, erwies ihm der Schech große Ehre, und ließ ihn mit kostbaren, fast königlichen Gewändern bekleiden. Er that was der Rabbi verlangte, und in zwei Jahren ungefähr waren Straßen und Häuser für die Juden gebaut, eine prachtvolle Synagoge, dergleichen in ganz Palästina keine zu sehen war, wurde hergestellt, herrliche Badehäuser und Gewölbe für den Bazar waren angelegt, und das ganze Land von Straßen durchzogen. Man bebaute die Felder, bepflanzte die Weingärten, überhaupt nahm die Liebe der Stadtherren zum Rabbi täglich zu, und alle Einwohner waren überaus froh und zufrieden.

Im Jahre 5502 nach 2½jähriger Ruhe, wie in Salomo's Zeiten, kam plötzlich am 22. Ab ein Schreiben aus Damaskus an den Rabbi; es rührte von zwei vornehmen Männern, Herrn Chajim Parchi und Josef Luschati her, welche die Geldwechsler des Soleiman Pascha von Damaskus waren.

Im Briefe stand geschrieben: „Der Herr möge den schleunigen und festen Befehl des Sultans an den Pascha von Damask wissen: Dieser soll nach Tiberia ziehen, die Stadt mit Gewalt nehmen, und den Schech Dahir tödten. Der Pascha rüstet bereits ein Heer mit vielem Kriegsgeräthe, darunter auch Schleudersteine, welche geschleudert auf sechs Bogenschüsse weit 20 Menschen auf einmal

tödten. Es ist Gefahr für das Volk in Tiberia. Eile Rabbi, mit der ganzen heiligen Gemeinde aus der Stadt, und fliehe nach Safed, dahin wird der Pascha Leute zur Beschützung für die Juden schicken. Alles Hab und Gut aber lasse nach Akka bringen."

Der Rabbi Abulafia erschrak gar sehr über den Brief, und eilte sogleich zum Schech und erzählte ihm den Inhalt. Dieser aber sagte, die Sache könne aus drei Gründen nicht wahr sein. Würde die Zerstörung Tiberia's wirklich beschlossen sein, so hätten es die Juden aus Konstantinopel hieher berichtet. Nicht der Pascha von Damaskus, sondern der von Sidon, zu dessen Gebiete Tiberia gehört, müßte den Auftrag erhalten haben. Auch wüßte er nicht, warum dieser Befehl ergangen sein sollte, da er dem Sultan ganz besonders ergeben ist, und den jährlichen Tribut pünktlich entrichtet. Das Schreiben, fügte er hinzu, sei vom Pascha von Damaskus veranlaßt, und nur ein Schreckmittel für Tiberia, damit man ihn mit Geld besänftige.

Als der Rabbi diese Worte hörte, freute er sich sehr, und schrieb sogleich Antwort nach Damaskus, daß an der ganzen Sache nichts sei; aber schon nach fünf Tagen kam ein zweites Schreiben, in welchem die drohende Zerstörung als noch sicherer bestätigt wurde. Wieder sagte der Schech, die Sache sei nicht wahr, weil der Pascha in Sidon ihn versichert habe, daß er am Hofe sehr angesehen sei.

Am 5. Ellul wurde dem Schech berichtet, daß der Pascha aus Damaskus mit einem großen Heere ausgezogen sei, um nach Tiberia zu gehen. Jetzt rüstete der Schech und besetzte die gefährlichsten Plätze. Als die Juden dies sahen, wußten sie nicht, was sie anfangen sollten, und eilten zum Rabbi. Er rieth ihnen, in Tiberia zu bleiben; indem sie Gott auch hier retten könne. Er befahl am andern Morgen den Vorstehern, die heiligen Grabstätten zu besuchen und daselbst zu beten.

Am folgenden Tage, es war ein Freitag, sah man von den Höhen ein großes Heer mit Heergerät und Zelten sich nähern. Der Schech bereute es, daß er die nicht wehrhaften Bewohner nicht wegziehen ließ; denn jetzt konnte er sie nicht mehr beschützen. Zwar ermuthigte ihn der Pascha von Sidon, er solle nur aus-

schwur er, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka vollendet haben würde, wieder zu kommen.

Jetzt vernahmen die Juden in Tiberia, daß in Safed eine Pest gewütet habe, welche die meisten Einwohner der Stadt wegraffte. Sie erkannten nun dankbar den Willen Gottes, daß sie nicht nach Safed flüchten sollten. Den Tag aber, an welchem der Pascha die Belagerung aufhob, den 4. Kislaf, erklärten sie als einen Festtag und sagten Hallel. Dieses Fest wird noch heut zu Tage in Tiberia gefeiert.

Der Pascha, von Mekka zurückgekehrt, wurde von seinen Leuten wegen der verunglückten Belagerung verlacht. Dies und sein gethaner Schwur veranlaßte ihn, den Krieg wider Tiberia von Neuem zu beginnen. Am 12. Tamus kam wieder ein Schreiben vom jüdischen Seraf des Pascha's an den Rabbi in Tiberia, der ihm die Rüstungen meldete. Die Meisten wollten fliehen, aber der Rabbi rieth ihnen wieder, zu bleiben und versorgte sich auch nicht einmal mit Lebensmitteln; denn er behauptete, der Pascha werde nicht einmal zur Stadt gelangen. Diesmal waren die Rüstungen stärker, und die Verbindungen mit Tiberia vom Feinde sogleich abgeschnitten.

Der Pascha schiffte sich ein, kam nach Akka, von da nach Lubei, zwei Stunden von Tiberia. Am Freitag des 3. Ellul kam die Nachricht, daß der Pascha nahe an Lubei rücke. Alles Volk in Tiberia war sehr bestürzt.

Am selben Abende las der Sohn des Rabbi die Haforah: „Ich bin es, der euch tröstet", und der Rabbi predigte am Sabbat über den Text: „Fürchte nicht einen Menschen, der sterblich ist."

Am andern Tage meldete man, daß der Pascha krank sei, und besinnunglos liege. Am Dienstag verschied er, und am Mittwoch kehrte der Vezir nach Akka um, und führte den Leichnam nach Damaskus. Am 7. Ellul, dem Sterbetage des Pascha's, sprach der Rabbi ein Dankgebet und setzte mit der Gemeinde auch diesen Tag als ein Freudenfest für spätere Nachkommen ein.

Ein Schüler des Rabbi Chajim Abulafia, dessen Geschlecht in dem ehrwürdigen Chacham Baschi von Jerusalem, in dessen Kindern und Enkeln noch fortblüht, hat seinen Lehrer und die Stadt Tiberia besungen. Ein Sendbote aus Tiberia brachte dieses und andere Lieder vor dreißig Jahren nach Wien, wo er sie in einem heiteren Abendkreise des Chachams der sepharedischen Gemeinde sang. Der ehrwürdige Herr Ruben Baruch, dem Worte und Melodie gar sehr gefielen, prägte sie seinem Gedächtnisse ein. Seiner freundlichen Güte verdanken wir es, daß wir das bisher ungedruckte Lied hier mittheilen können, als eine Probe, wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die hebräische Sprache in Palästina poetisch gestaltet wurde. Es ist somit wenigstens nicht ohne literar-historischen Werth; so wie die Musik nicht ohne Interesse, deren richtige Notensprache der Cantor Herr Julius Sulzer niederzuschreiben die Güte hatte. Die Anfangsbuchstaben der Strophen geben den Namen des Dichters: „Ich David bar Aharon ben Chaßid, Chasak."

אוחיל יום יום משחאה
עיני תמיד צופיה
אעברה נא ואראה
אדמת קו"דש טבריה
אדמת קו"דש טבריה אעברה נא ואראה:

נעימה ישיבתה
גם טובה ראייתה
ים כנרת חומתה
שם העיר הבנויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ישרים בלבותם
נחו על משכבותם
בתוכה קבורתם
כולם בני עליה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דֹּרך הר אתבונן
שם קבור רבי יוחנן
בן זכאי שם יתלונן
יחיד בדורו היה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

וֹבחמשה תלמידים
מזהב נחמדים
צדיקים וחסידים
מונה שבחם היה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דֹּימה האחד לבור סיד
טיפה אחת לא יפסיד
ולחברו החסיד
ואחד דחיל חובייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

בֹּר חכם ועוז גבר
כמעין המתגבר
אשרי יולדה על משבר
את בנו של חנניה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

אֹשרי השם רעיוניו
ישים שם לנגד עיניו
רבי חייא ובניו
יהודה וחזקיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

הֹר גבוה רם ועל
הוקם עליו ממעל
רבי מאיר הוא בעל
אתייא ותמהייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ראש ההר יש מצבה
קבר רבי עקיבה
עמו עשרים וארבע
האלף תלמידייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

נקבר בתוך המטמון
הרב משה בר מימון
ומפרש דת המון
ורב כל הכמייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ברם זכור לטובה
הרב מזרי הוא רבא
עץ חיים שר הצבא
ממשפחת אבועלפייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

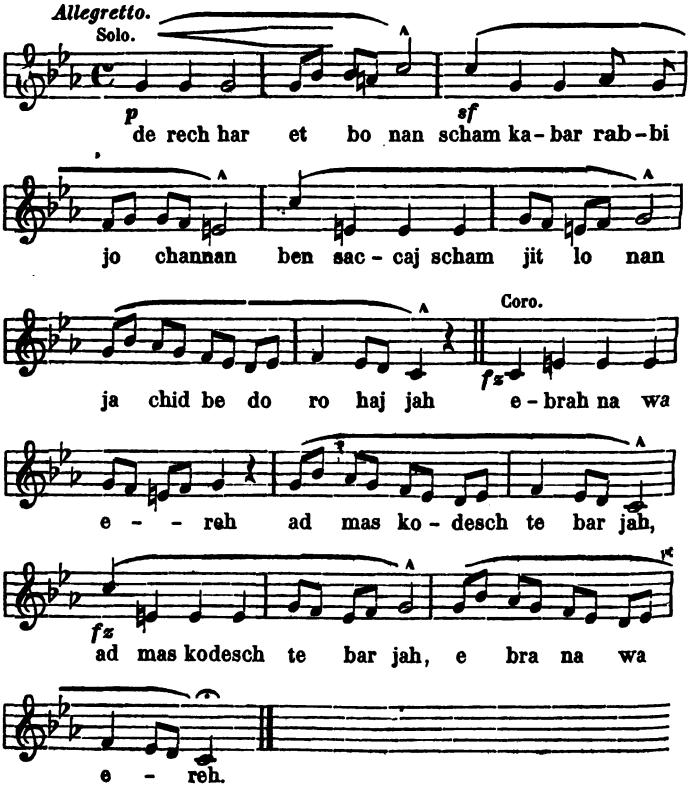
גזר האל בראשו
אליו העם ידרושו
תורה מפיו יבקשו
מצפרא ועד פנייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

חסין יה מי כמוהו
אוש אלדים קדוש הוא
בהבל רוח פיהו
רשפי אש שלהבת יה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

חידש העיר שכולה
בחומה וקהלה
בית מדרש הוא כלכלה
כל ימיו אשר חיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

זֹרעו לעולם יחיה
כקנין לגוף יהיה
ברכת הדיוט אל תהיה
קלה וגם בזויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

קוֹל זמרת שיר רנני
אמרי פי והגיוני
יהיו לפני אדני
כמו סלת נקיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:



Nach Nazaret.

Die Mütter. — Ein Kollege. — Einsamkeit. — Kana. — Drei Religionen.

Ich bestimmte unsern Aufbruch auf drei Uhr Morgens, um vor der Mittagsglut in Nazaret einzutreffen.

Ich badete noch einmal im See, es war mitternächtige Ruhe über den leise rauschenden Wellen und über den Bergen. Es wehte uns kühl und erfrischend an. Nur Herr Weismann störte mich mit seinen ununterbrochenen Reden. Er wollte durchaus, daß ich noch einen Tag bleibe, um mich an den Eintritt des Jordans in den See und an seinen Austritt zu rudern und mich in eine Schlucht zu führen, wo die „Anoschim" und die „Imahot" begraben liegen.

„Die Mütter; 's klingt so wunderlich!"

In dieser Schlucht, berichtete er, ruhen Abigail, die Königin Esther, die dem Patriarchen zugeführten Sklavinnen Bilha und Silpa und Zipora, die Gattin des Profeten. Dann wollte er mich nach dem nahen Chetien zu den Gräbern Jetro's und der Profetenmutter Jochebed bringen und an eine Höhle, wo der Kaiser Antonius und der Rabbi Hakadosch heimliche Zusammenkünfte hatten und filosofische Gespräche führten.

Es ist ein Legenden zeugender Boden, dieses Galiläa, sie spielen fort und fort, wie geheimnißvolle Zwiesprache zwischen Wind und Wellen, um die Fantasie Desjenigen, der ihnen gerne lauschen mag.

Die Pferde waren gesattelt, ein Frühstück aus Kaffee und polnisch gebranntem Branntwein und Mundvorrath für einige Tage bereit. Als ich Herrn Weismann um die Rechnung ersuchte, sagte er: „Werde ich von einem Kollegen etwas annehmen?“ Er sagte dies so herzlich, als bestimmt und ich freute mich, als er einige antike, auf Tiberia geprägte Silbermünzen, die er mir Tags zuvor gezeigt hatte, mir auf meine Bitte überließ und das Doppelte des Werthes annahm.

Wir ritten einen Berg hinan, dessen Spitze wir nach einer halben Stunde erreichten. Vor uns that sich eine weite Bergebene auf; der See, nach dem wir noch einmal zurück blickten, war bald verschwunden und es begann allmälig Tag zu werden. Ein Mann, der zwei beladene Esel trieb, schloß sich uns an. Es streckten sich links und rechts abgemähte Getreidefelder aus, und ganze Flächen waren mit dem weißen Flaum von Disteln bedeckt, es sah aus der Ferne aus, als ob Schnee läge. Der Tabor erhob in blauer Ferne sein Haupt. Ueber uns sangen Lerchen fröhlich und da ihr Lied und der Ton derselbe ist, wie in der Heimat, sangen sie mir Erinnerungen von dort in die Seele und wiegten mich eine Weile in angenehme Täuschung, bis Hadschi Achmed aus dem Lande Mizraim einen schreienden arabischen Gesang anhob, von dem er nicht abließ, bis wir Nazaret erreicht hatten, einen halben Tag lang.

Nach zwei Stunden kam uns ein Zug von acht Eseln, von zwei Männern getrieben, aus dem Dorfe Lubieh entgegen, das zu unserer Linken auf einer mit Feigen- und Olivenbäumen bewachsenen Anhöhe lag. Dieser Anhöhe gegenüber, ebenso grün bepflanzt, liegt eine zweite, aber ohne Häuser; zwischen durch führt unser Weg und ist von Kaktus eingesäumt. Eine Heerde Ochsen und Kühe weidete vor dem Dorfe, in welchem wir keinen Menschen erblickten, es schien wie ausgestorben.

Unser Ritt wurde immer einsamer und trauriger. Kahle Berge umschlossen bald schmale Thäler, bald größere Flächen, auf denen weiße Steine von bedeutendem Umfange flach hingesäet lagen. Der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, eine Erschei-

mung, die ich seit Monaten nicht gesehen hatte und mir nach den glanzvollen Tagen die Landschaft noch trauriger erscheinen ließ. Es wehte ein sanfter Windhauch und wir hatten an diesem Tage wenig von der Hitze zu leiden.

Mitten in dieser Steinwelt halten wir; ein flacher Block ist unser Tisch, um den wir uns lagern, um ein kleines Mahl einzunehmen. Drei Weiber, die zwei beladene Kameele führen, ziehen an uns vorüber.

Wir brechen wieder auf und gehen weiter durch die traurigen Einsamkeiten, durch Felsen und Felsen, die heiß und strauchlos emporragen, durch Thäler, deren Saaten zu Tage liegen und jene weißen Steine sind, von denen wir gesprochen haben. Waren diese Thäler, diese Berge zu irgend welchen Zeiten grün und fruchtbar? Liegen sie seit Urzeiten so? Wir haben absichtlich die uns Begegnenden verzeichnet, um an ihrer so sehr geringen Zahl merken zu lassen, wie entvölkert diese Gegenden sind.

Ein unheimliches Gefühl legt sich an die Seele, es ergreift sie wie Weltverlassenheit und sie möchte, wie ein Vogel aus der Glasglocke hinaus, in der man ihm die Luft ausgepumpt hat.

Ich empfand zum ersten Male im Leben hier, welch ein erhabenes Grauen die Einsamkeit hat.

Nach mehreren Stunden langten wir an einem elenden Dorfe, Kefr Kenna, an, das den Pilgern als jenes Kana genannt wird, wo Jesus bei einer Hochzeit den Gästen das Wasser in Wein verwandelte, welche heiter schöne Gastlichkeit als sein erstes Wunder bezeichnet wurde. Neuere scharfsinnige Forschung hat den Beweis geführt, daß Kefr Kenna, wie schon der Name zeigt, nicht Kana sei, wo die Hochzeit statt fand, sondern Kana el Jelil, welches im Norden der Ebene el Butt, auf drei Stunden von Kefr Kenna entfernt, liegt. Wirklich wird auch Kana el Jelil in älteren Werken immer als das neutestamentarische Kana bezeichnet. Erst im sechzehnten Jahrhunderte wurde trotz des abweichenden Namens Kefr Kenna von den Mönchen substituirt, weil dieses eben den Pilgern bequem am Wege lag. Hier zeigen sie

das Haus, eigentlich einen wüsten Steinhaufen und auch die irdenen Krüge, in denen sich das Wunder begeben haben soll.

Hinter dem Dorfe, durch das wir hinab reiten, ist eine große Wassertränke, in deren Nähe einige Gärten von hohen Kaktuswänden eingefaßt sind. Frauen und Mädchen in weiten blauen Wollgewändern, mit einem roten Schleier, der vom Haupte rückwärts bis an die Knöchel fällt, die Stirn mit einer Binde, an die Silbermünzen gereiht sind, umwunden, tragen irdene Wasserkrüge auf dem Haupte, die sie mit der Hand fest halten. An den schön geformten Armen funkeln breite Ringe. Sie verschleiern sich nicht bei unserem Nahen, aber unseren Gruß erwiedern sie durch Lachen unter einander.

Matthia bemerkte: „Im Morgenlande sind die Weiber keine solche Höflichkeit gewöhnt."

Wir tranken von der frischen Quelle und zogen wieder weiter, steinigte Berge empor, in deren Einschnitt wir zur Rechten das kleine Dorf Renie an einem Berge hängen sahen. Der Weg, der fort und fort über Steingerölle, über kahlen Grund und natürliche Felsentreppen führt, mahnte mich an die gefährlichen Ritte im Libanon.

Wir saßen schon nahe an sechs Stunden im Sattel, wir mußten Nazaret nahe sein und immer, wenn wir eine Höhe emporritten, meinte ich es sehen zu müssen und immer lag eine neue vor uns.

Hadschi Achmed aus Mizraim, der seit Tiberia immer sein schreiendes Singen hinter uns vernehmen ließ, sprengte jetzt plötzlich an uns vorüber und die Anhöhe hinan; so daß wir eine gute Strecke hinter ihm zurück blieben. Er hatte dergleichen auf unserer ganzen Reise noch nicht gethan und war immer theils zum Schutze, theils aus Ehrerbietigkeit hinter uns geblieben. Matthia, der fort und fort gegen den Mann wegen seiner Unreinlichkeit unwillig war, bemerkte: „Ist der Teufel in das Schwein gefahren?"

Hadschi Achmed aus Mizraim aber hatte einen schönen Gedanken, der ihn die Felsen hinan jagte. Er hielt auf der

Spitze, zog ſeinen krummen Säbel, mit dem er vor ſich hinzeigte und im Sattel zurückgewendet, rief er uns zu: „En Naſirah!“

Als wir den Kamm des Berges erreicht hatten, lag ein Thalkeſſel vor uns aufgethan. Eine Anhöhe herab lag Nazaret, ein ſyriſches Dorf, das ſteinern zwiſchen grünen Bäumen liegt, aus denen die Kuppel einer Moſchee, eine einzige Palme und das kaſtellartige Kloſter emporragt.

Achmed der Mohammedaner, der Jeſum ebenfalls als Profeten anerkennt, ſtieg vom Pferde und blieb, es am Zügel haltend, ſtehen.

Matthia der arabiſche Katholik, kniete nieder und verrichtete ſein Gebet.

Ich blieb betrachtend im Sattel und dachte an die Worte Nathanaels im neuen Teſtamente: „Was kann von Nazaret Gutes kommen?“ Von ihm aber ſagte Jeſus: „Siehe, ein rechter Israelite, an welchem kein Falſch iſt.“

Achmed beſtieg wieder das Pferd, Matthia führte das ſeine am Zügel hinter ſich. Nach einer Viertelſtunde waren wir an dem Brunnen der Jungfrau angelangt. Eine Negerin in weitem roten Beinkleid, darüber einen kurzen blauen Rock, einen weißen Turban um das Haupt, ſchöpfte Waſſer.

Im Kloſter.

Monument für Dr. Bayer. — Gaſtfreundſchaft. — Die heiligen Orte. — Gemälde. — Einſtürzende Mauer.

Dem Kloſter gegenüber, nur zwanzig Schritte fern, befindet ſich das neue Pilgerhaus, ein ſtattliches Gebäude mit einem ſchönen Saale und vielen lichten, ſehr reinlich eingerichteten Zellen.

Hier empfing mich in freundlichſter Weiſe Fra Angelino Coſta aus Genua, indem er mir in einem Pokale ein kühlendes Getränk, Eſſigwaſſer mit Obſtſaft reichte, und dann die Zelle anwies, in der ich wohnen ſollte. Er meldete mir zugleich, daß mich der Guardian, dem ich ein Schreiben des Padre Präſidente in Jeruſalem zu überbringen hatte, nach Mittag in ſeiner Wohnung erwarte. Fra Angelino war ſehr erfreut, zu hören, daß ich ſeine „ſtolze“ Vaterſtadt kenne, den Geburtsort zweier unſterblicher Entdecker, eines im Gebiete der Meere und eines im Reiche der Töne. So oft wir uns begegneten, fing der greiſe Mann immer wieder von der „La ſuperba Genova“ zu ſprechen an, die er nicht wieder zu ſehen meinte.

Vom Ritt und der Glut des Tages ermattet, begab ich mich einige Stunden zur Ruhe; ich fand ſeit dem Kloſter auf dem Karmel keine ſo treffliche Lagerſtätte, keine ſo anmutend blanke Reinlichkeit; wiewol in der Nacht auch hier die Inſektengeiſter nicht fern blieben, doch ließen ſie ſich durch Florvorhänge und eingeſtreutes magiſches Pulver aus Perſien wenigſtens etwas fern halten.

Ich ging nach der gepflogenen Rast ins Kloster. Ein großes eisernes Thor wurde auf wiederholtes Pochen aufgethan. Innerhalb desselben zur Linken und zur Rechten liegt der Friedhof für die Mönche und für die Gemeinde. Eine Bogenhalle durch war ich in einem großen viereckigen mit breiten Fliesen gepflasterten Raum angelangt, in welchem sich ein Brunnen befindet. Eine Vorhalle in einer Ecke dieses Hofes nahm mich auf und brachte mich eine steinerne Treppe empor in breite schattige Gänge, aus denen Thüren zu den einzelnen Zellen der Mönche führen. Das Innere des Klosters unterscheidet sich kaum von dem, wie man es im Abendlande häufig sieht.

Der Guardian Angelo Veneziani di Caprarota, eine stattliche Gestalt mit auffallend langem schwarzen Barte, empfing mich auf das freundlichste. Ich überreichte ihm den Brief, den er mit aufmerksamer Theilnahme las. Ich muß bemerken, daß in demselben ausdrücklich mein Glaubensbekenntniß bezeichnet war, um die mir fort und fort erwiesene Gastlichkeit und wahrhaft liebenswürdige Toleranz noch mehr hervorzuheben.

Meine Aufgabe in Nazaret war eigentümlicher Art.

Als der Herzog Max in Bayern Palästina bereiste, starb sein Leibarzt Dr. Bayer in Nazaret an der Pest. Der liebenswürdige Fürst wollte seinem ärztlichen Freunde ein Grabmonument setzen lassen. König Ludwig soll geäußert haben, daß in Nazaret keinem Menschen ein Monument zieme, auch würde ein solches im Morgenlande, mehr als überall der baldigen Zerstörung ausgesetzt sein. All dies theilte mir der Leibarzt des Königs von Griechenland, Herr Hofrat Röser mit, und ersuchte mich wegen eines anderen, lebendig wirkenden Denkmales Erkundigungen im Kloster zu Nazaret einzuziehen. Er hatte den praktischen Gedanken, daß das Kapital für ein, wie es großherzig gedacht war, schönes Monument besser angewendet wäre, wenn es angelegt und die Zinsen zum Gehalte eines europäischen tüchtig gebildeten Arztes bestimmt würden, der sich entschlösse, in Nazaret seinen Aufenthalt zu nehmen, um für dieses und für die in einem weiten

Kreise ohne Arzt lebenden Bevölkerungen ein heil- und segenvolles Wirken zu entfalten.

Der Guardian wie schon der ehrwürdige Padre Präsidente in Jerusalem, nahm den Gedanken in diesem Sinne lebhaft auf und die Wohlthat erkennend, versprach er, unter Zustimmung des Padre Präsidente in Jerusalem, an der er nach dem mir mitgegebenen Schreiben nicht zweifeln könne, die dankbarste Unterstützung. Der Arzt könnte in der Casa nuova wohnen und speisen, bis er sein Haus eingerichtet haben würde und mit einem Gehalte von 6, höchstens 800 Silbergulden jährlich mit einem Diener gut auskommen.

Ich berichtete seiner Zeit an Herrn Hofrat Röser nach Athen.

Der Guardian führte mich zum Friedhofe, an dem ich zwischen dem Thore des Vorhofes und dem Kloster vorüber gekommen war, um mir das Grab des „Märtirers" Dr. Bayer zu zeigen, denn er hatte sich im Dienste der Wissenschaft unter den Pestkranken zu sehr preisgegeben.

Wir traten in einen viereckigen von Mauern umgebenen Raum, in dessen Mitte eine kurze steinerne Säule, der ein eisernes Kreuz eingepflanzt ist, aufragt. Kein Grab ist durch einen Stein, durch ein Kreuz aus Eisen oder Holz, durch einen Baum, oder eine Blume bezeichnet. Wer es nicht wüßte, daß er sich auf einem Friedhofe befindet, er würde auch durch keinen Grabhügel daran gemahnt, denn die Gräber sind flach verschüttet. Dürres Kräuterwerk lag verworren über allen Gräbern; nur das des Dr. Bayer, wenn man eintritt, links an der Mauer, ist etwas erhöht und mit einer Distel bepflanzt.

Es ist ein Boden hier, auf dem die Dornenkronen sprießen.

Gegenüber diesem Raume führt eine Pforte zu einem völlig gleichen Raume, in dessen Mitte sich eine Palme — die einzige in Nazaret — erhebt und den Todten Frieden zuweht. Eine Laube aus Weinranken auf viereckig gemauerten niederen Säulen ruhend, ist der Eingang zur Gruft und die Oberfläche des ebenen Platzes ist mit Tabak bepflanzt. Der Guardian sagte:

„Pulvis et umbra sumus!“ Ich erwiederte ihm, in Anspielung auf den Tabak: „Fumus reverendissime Domine!“

Schönere Symbole sah ich noch auf keinem Gottesacker, als auf dem zu Nazaret: Rausch, Rauch und Ruhe!

Fra Angelino holte mich zum Mittagstische in die Casa nuova ab, wo in dem Saale für mich allein gedeckt war. Als ich ihm bemerkte, daß ich meinen Proviant mitführe, erwiederte er: „Wenn es dir ein Gesetz ist, von unsern Speisen nicht zu essen; so ist es uns eines, dir sie vorzusetzen und die fromme Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen.“ Und so wurde, während der drei Tage, die ich im Kloster verlebte, jedesmal ein reichliches Mahl für mich auf und wieder abgetragen.

Nachdem ich schwarzen Kaffee genommen, machte mir der Guardian in Begleitung des Padre Wenzeslaus Kichel aus Stams in Tirol und des Fra Joachimo aus Valencia in Spanien seinen Gegenbesuch und lud mich ein, die heiligen Orte zu besuchen. Ich habe sie alle betreten und erhielt von den mich begleitenden Herren die ausführlichsten Nachrichten über ihre Heiligthümer. Diese Orte sind tausendmal beschrieben, ich werde ihre Beschreibung nicht wiederholen und nur einiger Kunstwerke erwähnen, weil ich in vielen Büchern über Nazaret kaum etwas über dieselben fand. Vor allem fiel mir ein schön gemaltes Bild, die Empfängniß Maria's darstellend, von Antonia Darallo auf und ein schwarzer Christus von edelster kaukasischer Gesichtsbildung. „Leider nur eine Copie“ bemerkte der Guardian „das Original soll der von Reisenden viel gepriesene Consul Catafago sich vor Jahren angeeignet haben.“ Einen äußerst schönen Eindruck wecken die Tapeten, welche die Wände der Kirche bekleiden. Keine Raphaelischen Kunstwerke, wie ich sie im Vatikane sah, erfreuen sie hier fast mehr das Auge als jene in Rom, wo es von tausenden umgebenden Kunstwerken entzückt wird. Was in der Wüste die Oase,

waren dieſe Werke einer edlen künſtleriſchen Arbeit für mich in Nazaret, der ich ſo lange nichts ſah, was mich an die malende Kunſt erinnert hatte. Auf den Tapeten ſind nach ſtrengen Zeichnungen und künſtleriſch angeordneten Gruppen die Verheiratung Joſefs und Maria's, die Verkündigung, die Geburt des Kindes, und die Anbetung der drei Könige in lebhaften Farben geſtickt und genug ausdrucksvoll ausgeführt.

Es war Abend geworden, und wir ſtatteten bei einem reichen Chriſten Herrn Alois Chalil einen Beſuch ab, um ſein eben vollendetes neues Haus zu ſehen, das im arabiſchen Style aufgeführt, wohnlich und prächtig genug ſich darſtellte. Es wurde jedem von uns vom Hausherrn ein ſchöner Blumenſtrauß gereicht, während die Diener des Hauſes den unvermeidlichen Tſchibuk und Kaffee brachten.

Das Geſpräch drehte ſich um die Mauer der Kapelle, in welcher der niedere große Stein verehrt wird, auf dem Jeſus mit ſeinen Freunden geſpeiſt haben ſoll. Die Mauer drohte einzuſtürzen und Herr Chalil ſtellte dieſen Sturz in ſehr nahe Ausſicht. Die Herren beklagten das gar ſehr, trauten ſich aber nicht den Antrag des Herrn Chalil anzunehmen, die Mauer auf ſeine Koſten herſtellen zu laſſen, bis ſie nicht die Erlaubniß hiezu erhalten hätten. „Die Mauer fragt aber nicht um Erlaubniß“ bemerkte Herr Chalil „und ſtürzt ein.“ Die Mönche erwiederten: „Leider!“ Wir empfahlen uns, nachdem es ganz dunkel zu werden anfing. Ich erhielt noch an demſelben Abende eine ungewöhnlich große Melone von Herrn Chalil zugeſendet.

Der Tabor.

Vegetazion. — Eber. — Legende der Verklärung. — Hiſtoriſches. — Mönche als Berichterſtatter.

Ich wurde am 14. Juli des Morgens um drei Uhr vom Pater Wenzeslaus, deſſen Begleitung ich mir vom Guardian erbeten hatte, geweckt. Die dem Kloſter angehörigen Maulthiere, ſtanden für uns geſattelt, ein Diener und Matthia folgten uns zu Pferde.

Um ½4 Uhr ritten wir von der Pforte der Caſa nuova ab, den Abhang hinunter und waren nach einer Viertelſtunde die ihm entgegengeſetzten Hügel hinauf gelangt. Ueber eine Vergebene fort, die zur Rechten in das Thal Esdraelom ſich abflacht, kamen wir in ein Wady, das von vielen Krüppeleichen, eigentlich nur von Buſchwerk mit Eichenblättern bewachſen war. Den Tabor hatten wir ununterbrochen als eine koloſſale Kugel vor uns, deren unteres Ende von kleinen Vorhügeln umgeben, unſichtbar war. Wir ritten über dieſe und befanden uns nach zwei Stunden am Fuße des Berges. Zur Rechten hinaus, nicht fern liegt das Dorf Deburieh, welches für das altteſtamentariſche Dabrat im Stammesantheile Iſaſchars gehalten wird. Auf einem nach ſyriſcher Anſchauung guten Reitwege gelangten wir durch einen Eichenwald, der aus Quercus angilops und Ilex beſteht, mit dem der ganze Berg bewachſen iſt, in einer halben Stunde auf den Gipfel. Ich ſchnitt ſpäter einige Aeſte ab, die mir zu Stäben beſonders geeignet ſchienen. Da und dort grünte ein Butumbaum zwiſchen den Eichen.

Die Vegetaion ſproßt aus Kalkſtein empor, aus dem der ganze Berg, den die Araber Jebel et-Tur nennen, beſteht.

Der Gipfel des Berges iſt abgeflacht und hat in der Mitte eine baumloſe Einſenkung. Den Umkreis des Gipfels, der zerſtörte von Gras und Bäumen überwachſene Fundamente von Mauern zeigt, umritten wir in einer halben Stunde ohne einen der Eber anſichtig zu werden, die ſich auf dem Berge aufhalten. Wir hielten an einem Hauſe, das mehr der Behauſung eines Eremiten gleich ſah, wo ein griechiſcher Pope unſere Thiere zu füttern übernahm und uns friſches Waſſer aus einer Ziſterne brachte. Es befinden ſich deren mehrere auf der Höhe, erzählte er uns, doch ſei nur Eine gut erhalten.

Nachdem wir ausgeruht hatten, fingen wir auf der Anhöhe zu wandern an. Wir ſchritten durch ein Chaos von Ruinen zwiſchen zerſtörten Feſtungswerken, eingeſtürzten Hallen, zerbrochenen Bogen, in den Felſen hinab gemauerten Kellern, einzeln hingeſchleuderten Quaderſtücken und unverſtändlichen Steinblöcken. Ein einziger Thorbogen, von den Arabern Bab el-Hawa, Thor des Windes genannt, ragt noch aufrecht. Alle Jahrhunderte hindurch haben die Juden, die Römer, die Kreuzfahrer und die Sarazenen hier gebaut und befeſtigt, und die Zeit hat die Werke Aller zerſtört.

Mitten unter dieſen Ruinen gelangt man in einen Keller, in welchem ein Altar aufgerichtet iſt, aus dieſem führt es in ein zweites Gewölbe, mit drei kleineren Altarniſchen. Jedes Jahr einmal kommen die Mönche des Kloſters in Nazaret herauf, um die auf den Berg Tabor verſetzte Verklärung zu feiern. Die griechiſchen Chriſten begehen an einer andern Stelle unter den Ruinen einer Kirche das Feſt der Mutter Jeſus. Nirgend wird von den Evangeliſten des Berges Tabor gedacht und erſt im vierten Jahrhunderte taucht von dieſem Berge die Legende auf, die vielmehr auf einen Berg am galiläiſchen Meere zu verſetzen iſt. Auf dem Tabor befand ſich zur Zeit als das Wunder auf ihm hätte geſchehen können, eine befeſtigte Stadt.

Die Ausſicht vom Tabor iſt eine die Phantaſie prächtig anregende. Wir überblickten die ungeheure Ebene Esdraelom vom

Kison, dem Bach der Vorwelt durchflossen, bis zum Gebirge Karmel, an dessen Fuß die See brandet. Wir sahen die Gebirge um Safed schneeüberglänzt vom Jebel esh-Scheikh, und den von den Mönchen genannten Berg der Seligkeiten mit zwei Spitzen, den die Araber die Hörner von Hattin nennen. An seiner Absenkung tief funkelt das galiläische Meer im Sonnenglanze. Jenseit des Jordans ragen die Berge Basan und Gilead empor. Näher sehen wir den Berg Gilboa und das Dörfchen Endor. Der mächtige König Saul und die Hexe tauchen vor unserer Phantasie auf. Deutlich und bestimmt zeigt sich die Wasserscheide, der nach dem Jordan und nach dem mittelländischen Meere sich abstürzenden Gewässer.

Welche Erinnerungen verklären diese Berge, diese Ebene!

Vom Tabor stieg Debora und Barak mit 10,000 Kriegern und schlugen den Sissera, der 900 eiserne Wagen hatte, und dessen erschlagenes Heer der Kison fortwälzte. In dieser Ebene schlug Ahab mit dem Volke der Israeliten das syrische Heer; hier fiel Josias im Kampfe gegen den König von Egypten.

Die Kämpfe der Römer und die gänzliche Niederlage der Kreuzfahrer bei Hattin berührend, denken wir nur der Vertheidigung Klebers mit 1500 Mann gegen 25,000 türkische Soldaten. Er kämpfte vom Sonnenaufgang bis Mittag und glaubte unterliegen zu müssen. Da rückte Napoleon mit nur 600 Mann heran, bei deren Anblick die Türken, eine Armee im Anzuge meinend, die Flucht ergriffen und zu Tausenden erlagen. Es war dies beim Dorfe Fuleh.

Wir kehrten zu unserer Lagerstelle zurück, wo uns ein Frühstück, das der gastfreundliche Guardian für uns besorgen und heraufbringen ließ, erquickte.

Mein freundlicher Landmann und Begleiter erzählte mir Manches von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner Palästina's was man nicht in Büchern zu lesen pflegt, weil es nur dem aufmerksam Beobachtenden sich erst nach Jahren zu offenbaren und klar zu werden pflegt. Namentlich sind es die Priester, die durch die ihnen obliegende Seelsorge, alle Zustände und Verhältnisse

des innerſten Familien- und des öffentlichen Lebens kennen lernen und im Beſitze der genaueſten Kenntniſſe ſind. Niemand kennt Paläſtina und Syrien beſſer, als die Franziskaner, die ſeit Jahrhunderten, die von den fränkiſchen Königen zurückgelaſſenen tapfern Poſten ſind. Ich weiß nicht, ob es ihnen nicht geſtattet iſt, oder ob ſich wirklich ſeit ſo langer Zeit kein begabter Geiſt unter ihnen befindet, der die Welt belehren und aufklären könnte. Die erſten und oft beſten Nachrichten und Schilderungen des gelobten Landes verdanken wir, namentlich im Mittelalter, den Mönchen, die es jetzt den wandernden, nicht immer genau beobachtenden Miſſionären faſt ausſchließlich überlaſſen, Berichte zu ſchreiben. Die Mönche, die vom Abendlande kommen, bringen ſelten die Kenntniß der arabiſchen Sprache mit und müſſen die erſten Jahre ihrer Anweſenheit zur Erlernung derſelben fleißig verwenden. Geographiſche und hiſtoriſche Kenntniſſe, botaniſches und geographiſches Wiſſen ſind weniger das Eigenthum der Franziskaner, als fromme Glaubenstreue und demutvolle Ausdauer mitten unter politiſchen Bedrängniſſen und den Gefahren des Klima's und wohl auch zuweilen der Peſt. So ehrwürdig das Thun und Dulden dieſer Mönche iſt, ſo iſt doch zu beklagen, daß nicht in jedem Kloſter wenigſtens ein Mönch iſt, der geeignet wäre die Naturgeſchichte, die Volkskunde, die Alterthumswiſſenſchaft, die Kenntniß des ſocialen Lebens zu beleuchten und zu fördern. Selbſt der Arzt des Kloſters in Nazaret, und es befindet ſich im Umkreiſe von zehn Stunden kein anderer, iſt ein Autodidakt.

Intereſſant war die Mittheilung meines ehrwürdigen Begleiters, daß nach ſeiner Ueberzeugung nicht ſelten Scheintodte beerdigt werden. Er ſelbſt ließ einmal auf ein Kind, das ſchon im Grabe lag, nicht die Schollen ſchütten, weil es ihm ſchien, daß es noch lebe. Es erholte ſich wirklich und lebte noch zwölf Stunden.

Matthia mahnte zum Aufbruche, um noch vor der größten Sonnenglut im Kloſter zurückgekehrt zu ſein. Es war neun Uhr, mein Thermometer zeigte in der Sonne bereits 30 Grad Réaumur. Wir führten die Thiere hinter uns am Zügel den Berg hinab und

bestiegen sie erst am Fuße desselben. Mit uns gingen einige Männer, die heraufgekommen waren, um ihre Esel mit Holz zu beladen. Nach einer Stunde erreichten wir eine Zisterne, wo eben ein Beduine zu Pferde hielt, die lange Flinte quer über den Sattelknopf gelegt, einen baumhohen Spieß in der Rechten. Er stieg vom Pferde und senkte an einem Stricke einen kleinen ledernen Schlauch in die Zisterne und reichte uns den rinnenden mit lau und lettig schmeckendem Wasser.

Um zwölf Uhr hielten wir wieder vor der Pforte der Casa nuova.

Betrachtung.

Sinai und Golgata. — Rabbinen und Bischöfe. — Die Frauen. — Kirchliche Malerei.

Ich stand mit der Sonne auf und ging auf eine der Anhöhen, um in einsamer Betrachtung die Scene, auf der ich mich befand, zu durchdenken. Hier in der ärmlichen Hütte eines Zimmermanns wurde ein Kind geboren, welches unscheinbar und still heranwuchs. Dieselben Abhänge und Felsen, dieselbe von Bäumen umgrünte Quelle, weit hinaus den grünen Tabor, den schneebedeckten Hermon und das funkelnde mittelländische Meer sah es, wie jetzt ich nach zwei Jahrtausenden. Diese erhabenen Bilder und Erscheinungen, auf denen jetzt die Einsamkeit schlummert, drangen in seine Seele und weckten und erregten Gedanken und Gefühle in ihm, die später das Antlitz der Welt umprägen, den Geistern eine durch Jahrtausende fortschwingende Bewegung geben sollten.

Der jüdische Rabbi Jischo dachte diese Erschütterung nicht, sein Wort war aber später der einfache Laut in einer kalten Welt, welcher die Lawinen von den Bergen rollen machte. Sie begruben und wollten auch nicht begraben die ewigen Satzungen des Mosaismus, die Religion, die vor der christlichen, die Liebeslehre in ihren steinernen Tafeln vorerst nur einem Volke gepredigt hatte. Er war ja nicht gekommen, „um das Gesetz Moses' abzustellen, sondern es zu befestigen" und es vielen noch heidnischen Völkern theilhaftig zu machen.

Es lockt die Fantasie den Menschen ewig an, an die Quellen der großen Ströme zu gelangen und sie in ihrer Kindheit zu

ſehen und erforſchend zu betrachten. Ich ruhte jetzt an der Quelle eines ſolchen Stromes, der über die ganze Erde ſeine gewaltigen Wogen ausgoß.

Auf dem Sinai und in Golgata und wo ſonſt auf den Höhen und in den Tiefen eine Weltreligion ihren Anfang genommen hat, wird den Pilger ein erhabenes Grauen, ein ehrfurchtvolles Gefühl ergreifen und ihn andächtig ſtimmen. Alle Stellen der Erde ſind heilig, wo ein Licht erglommen, das zur Leuchte für die Welt geworden iſt.

Darf der Menſch es wagen, zu glauben, daß der ewige Wille ſchon abgeſchloſſen und ein in ſich ewig ruhender iſt? Zu welcher Stätte wird die Menſchheit in kommenden Jahrtauſenden wallfahrten? Keine Fantaſie kann die Zukunft ſchauen, aber ſie kann künftige Zeiten überflügeln und ſich als Bürgerin jetzt noch ungeahnter Nachwelten erklären.

Knaben und Mädchen zogen an mir vorüber zur Kirche, denn es war das Zeichen zum Gebete gegeben worden. Ich betrachtete ſie mit Ehrfurcht und Achtung, wie jede Zukunft, wenn auch der Gedanke nicht auftauchte, daß eines von dieſen Kindern wieder ein Weltſchickſal zu entſcheiden berufen ſei. Es trägt der Boden, wo ein großer Menſch geboren worden iſt, nicht einen zweiten, wie ein großkronenhafter Baum aus dem Boden, in dem er wächſt, alle Kräfte zieht und nichts übrigläßt, um einen ebenbürtigen hervorſprießen zu machen.

Aber all meine Fantaſien waren von den Erſcheinungen und Geſtalten des Chriſtenthums während meines Aufenthaltes in Nazaret in Anſpruch genommen, und die Eindrücke, die ich in früheſter Jugend durch Umgang und in der Schule empfangen hatte, tauchten wieder lebendig in mir empor, und ich konnte die pſychologiſch berechnende Vorſicht der Rabbinen begreifen, die es von Uebel halten, wenn jüdiſche Kinder chriſtliche Schulen beſuchen, oder wenn die franzöſiſchen Biſchöfe das Leſen der griechiſchen Klaſſiker in der Schule für gefährlich erklären. Verbieten doch auch Regierungen gewiſſe Lieder und Melodieen, die, in der Jugend vernommen, die Völker empöreriſch machen können, wenn ſie erklingen.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich ſtieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an dieſe Quelle kamen, denn es iſt die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemiſch von Frauen ſchöpfte Waſſer. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen ſie aufrecht auf demſelben und hielten ſie mit einem oder mit beiden Armen feſt. Das Ausſehen der Frauen war olivenfarben, die meiſten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geſchürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die ſich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als ſonſt, die kirchlichen Maler begreifen, denen ſchon der fromme Jean Bellino, der keuſche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu ſinnlich ſcheinen, wenn ſie die Geſtalten des Chriſtenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchſte dünken, was chriſtliche Asketik in Farben leiſten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargeſtellt, wenn ihre Kunſt genug entwickelt geweſen wäre. Mir erſchien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnſucht, ein wehmütiges Ringen der Meiſter nach einer Vollendung, welche ihre ſpäteren unſterblichen Genoſſen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunſtvermögen für Abſicht und meinen das Höchſte zu leiſten, wenn ſie die abgemagerten, byzantiniſchen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengeſtalten malen, zu denen ſie ſich durch aufgeſtellte Orgeln in ihren Ateliers auffantaſiren. Allerdings ſind die typiſchen Geſtalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunſt dargeſtellten Originale nachahmen, und dieſe ſomit aus der zweiten, noch ſchwankenden und ſuchenden Hand nehmen. Eine Reiſe nach Paläſtina und nach Egypten, wo ſich

der Typus der Menſchengeſtalt bis auf die Tracht treu erhalten hat, würde für ihre Abſicht beſſer paſſen, als eine Wallfahrt nach Rom, wo die chriſtliche Kunſt ſo ſehr den griechiſch ſchönen Einfluß ſpiegelt, ja in manchen Bildern völlig heidniſch iſt. Nie ſah ich ſchönere Modelle zu Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente als in dem Lande der Bibel.

Die Findung Moſes' im Nil, die wir von einem franzöſiſchen Meiſter vor einigen Jahren in Wien ſahen, iſt die lebendigſte Illuſtration zu Dem, was wir hier ausgeſprochen haben. Horace Vernet hat ſeine ſchönſten Triumfe ſeinen Reiſen im Oriente zu danken, wiewohl er, was ſeine Geſtalten der Bibel betrifft, denn doch zu franzöſiſch frivol iſt.

Ich fand die Frauen von Nazaret ſehr ähnlich denen von Egypten, was mir von anderen Frauen in Paläſtina, noch weniger in Syrien aufgefallen iſt. Wie auch Maria durch ihr Auftauchen in Egypten beiden Ländern gleichſam angehört und ſie verbindet. Antoninus Martyr im ſechsten Jahrhundert beſchreibt die Schönheit der Frauen in Nazaret, was noch in modernerer Zeit ebenfalls Reiſende thaten, ohne es, wie er, dem Einfluſſe Maria's zuzuſchreiben.

Nazaret war bis zu Kaiſer Konſtantins Zeiten nur von Juden bewohnt; jetzt befindet ſich unter den dreitauſend Bewohnern, davon tauſend Mohammedaner ſind, nicht einer; wiewohl die Juden wenigſtens türkiſcher Seits kein fanatiſches Hinderniß fänden, ſich daſelbſt anzuſiedeln. Uebrigens hat der Ort, der in der Bibel nicht genannt iſt, keine hiſtoriſche oder religiöſe Anziehungskraft für ſie.

Vom Brunnen der Jungfrau fort durchwanderte ich das kleine Städtchen in allen ſeinen Richtungen. Handwerk und Gewerbe waren ſchon überall thätig. Auf einem offenen Platze blieb ich ſtehen und ſah, allerlei Gedanken denkend, lange einem Zimmermann zu, der an ſeinem Baume zimmerte und aus einem Schlauche Waſſer trank, das ihm ſein Weib mit einem Kinde auf dem Arme zur Arbeitſtätte gebracht hatte.

Fra Joachimo.

Fieber und Peſt. — Geſchenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Kloſterruinen. — Vom Wiederſehen.

Als ich in die Caſa nuova zurückkehrte, ſagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo ſchon zweimal beſucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr ſogleich zu melden.

Fra Joachimo iſt in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er ſieben Jahre blieb. Von ſeinem Oberen nach Jeruſalem geſendet, lebt er daſelbſt fünfzehn Jahre und weilt nun ebenſo lange in Nazaret. Er iſt jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, ſchlank und jugendlich aufrecht; ſein Profil edel und ausdrucksvoll geſchnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar ſchwarz, der Bart grau.

Von beſonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Kloſterbibliotheken Spärliches über daſſelbe enthielten, beobachtete aufmerkſam, wenn ſeine Brüder erkrankten, und um dies beſſer zu können, pflegte er ſie und ließ ſich gern ſelbſt zu untergeordneten Dienſten in der Apotheke verwenden.

Die auf dieſe Weiſe erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten verſuchen, und allmälig hatte er ſoviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreiſen aufgeſucht wird.

Auf Veranlaſſung des Hofrat Dr. Röſer wurde er zum Mitgliede der k. griechiſchen Geſellſchaft der Aerzte in Athen erwählt,

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu besuchen. „Ich beginne," sagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Wasser aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil sie natürliche Heilmethode ist. Ist sie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret so wenig Wasser, denn wenn diese Quelle im Hochsommer versiegt, müssen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Wasser zu holen."

Wo wir gingen, blieben die Menschen stehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun," sagte Fra Joachimo mir, „sind Christen; aber nicht blos Katholiken, sondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen sind die zahlreichsten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen sich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römischkatholische sind nur siebenundsechzig, griechischkatholische zweiundsechzig. Die geringste Bevölkerung bilden vierzig maronitische Familien. Es herrscht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwischen den Christen und Mohammedanern ist fast größer noch als die unter den Christen. Gott liebt alle Menschen gleich."

Zuweilen blieben auf unserm Gange eine Frau oder ein Mann stehen und streckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaste, ohne ein Wort über ihr Leiden zu sagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetischen Rath oder schickte den Kranken in sein Haus und versprach, ihn zu besuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuser, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthschaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall fast waren die Fenster ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkischen Häusern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgestell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polstern, die auf den gestampften Lehmboden oder auf platten Fliesen gelegt waren. Die mohammedanischen Frauen verhüllten sich, wenn wir eintraten, doch ließen sie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder spielten in der

Stube meist ganz nackt umher. Die Meisten, die wir besuchten, litten am kalten Fieber. „Dieses Volk", bemerkte Fra Joachimo, „kann sich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil sie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn sie so viel von den Melonen essen, feinst zerriebenen Tabak auf dieselben zu streuen."

Am traurigsten sprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Priester in dieser heiligen Stadt am meisten anwidert; wiewohl sie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachlässigung, selten secundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo stand wiederholt unter Pestkranken; er hält die Pest für nicht ansteckend durch Berührung und behandelt sie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche starben fast alle, dann genasen immer mehr, trotzdem die Symptome dieselben sind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich versuchte auch die Pest hydropatisch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei starben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen."

Wir beschlossen unsere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte schon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klassischen Autoren fast nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhaftesten Interesse um die im Abendlande üblichen Heilarten verschiedener Krankheiten und notirte fleißig in sein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich", äußerte er, „wenn der schöne, menschenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein studirter Arzt in Nazaret sich ansiedelte." Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte." Wir kehrten hierauf ins Kloster zurück, wo vor der Apotheke schon eine beträchtliche Anzahl von Menschen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für sich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

Fra Joachimo hatte kaum seine Geschäfte abgethan, so sandte er mir durch einen Diener einen kühlenden Obstabguß und kam bald selbst, um mir seinen Tschibuck mit einer schönen, grüngläsernen Spitze zu verehren. „Er ist gefüllt mit Tabak", bemerkte er, „der über meiner künftigen Gruft wächst. Ich werde mein schönes Vaterland nicht wiedersehen. Wie ist es schön, mein Vaterland!"

Er erzählte mir Manches aus seinem Klosterleben, in einer eigenthümlich aus spanischen und italienischen Redensarten und Endungen zusammengesetzten Sprache. Immer mehr lernte ich sein edles, frommes Gemüt, sein liebenswürdiges Wohlwallen kennen. Er mochte auch lange keinen so theilnehmenden Zuhörer gehabt haben. Er empfahl sich, weil ihn wieder die Pflicht rief und erbat sich zu meiner Freude, fast wie eine Gnade, die Erlaubniß, wenn die Glut des Tages abgenommen haben würde, wiederzukommen. „Du wirst sobald von uns scheiden!" waren seine letzten Worte.

Nachdem die Schaugerichte eines Mittagstisches wieder abgetragen waren und Matthia mir aus dem Vorrate von Tiberia gereicht hatte, kam Fra Joachimo, um mit mir den Kaffee zu nehmen. Wieder brachte er mir ein Geschenk, ein aus Feigenholz geschnitztes Kästchen, das er noch aus seinem elterlichen Hause besaß. Ich befand mich seiner Güte gegenüber in wahrer Verlegenheit und wußte sie durch nichts als durch ein kleines Mikroskop zu erwiedern, dessen ich mich auf der Reise bediente. Er nahm es erst dann dankbar an, als ich ihm den Vortheil zeigte, den es ihm bei der Untersuchung von Krankheitstoffen gewähren könne.

Wir machten wieder einen Spaziergang durch Nazaret, besahen die griechischkatholische Kirche, die über der Quelle der Jungfrau liegt, und ruhten im Hofraume aus wo, aus einem Weinstocke, eine zwölf Fuß lange und breite Laube Schatten giebt und voll Trauben hing. Es gesellte sich ein arabischer Arzt zu uns, der mit Fra Joachimo in würdig kollegialem Einvernehmen lebt, denn dieser behandelt die Kranken unentgeltlich und stört das Einkommen des arabischen Charlatans nur wenig, denn zu

ihm haben die Araber noch ein größeres Vertrauen. Er erinnert sich als Kind Napoleon gesehen zu haben, der nach dem Siege in der Ebene Esdraelom nach Nazaret kam und daselbst, Ruhe haltend, speiste. Als ich zufällig meiner Reise durch Italien erwähnte, fragte er mich, ob ich auch in Loretto gewesen sei? Als ich dies bejahte, mußte ich ihm genau schildern, wie die Hütte der Eltern Christi aussehe, welche die Engel, um sie vor Entweihung der Mohammedaner zu schützen, von Nazaret nach Loretto in einer Nacht trugen. Ein mohammedanischer Knabe lief, um vom christlichen Küster den Schlüssel zur „Synagoge" zu holen, in welcher Jesus als Knabe gelehrt haben soll. Nachdem wir den ärmlichen und schmutzigen modernen Bau gesehen hatten, gingen wir in der halben Höhe des Bergabhanges, auf dem Nazaret liegt, zum Städtchen hinaus, zu den Ruinen des ehemaligen Frauenklosters St. Maria del Tremore. Es soll an derselben Stelle erbaut sein, wo Maria erfuhr, daß sie ihren Sohn vom Berge herabstürzen wollten. Wir sahen eine ausgemauerte Höhle, durch die das mit Mauern hochgeschützte Kloster allein zugänglich war. Nicht weit von diesen Ruinen ist eine etwa vier Klafter lange, drei Klafter breite Vertiefung, deren Wände mit Quadern ausgemauert sind. In den Quadern sind künstliche Einschnitte und Löcher. Aus dem mehrere Klaftern tiefen Grunde ragt ein mehr als hundertjähriger Feigenbaum auf. Wir konnten den Zweck dieses Bauwerkes nicht ergründen, und auch die Ueberlieferung weiß nichts von ihm zu berichten. Fra Joachimo machte mich auf einen Hügel aufmerksam, der, etwa dreiviertel Stunden fern, eine weiße Kapelle emporhebt; dort sollen Johannes und Jakob, die Söhne des Zebedäus, gewohnt haben.

Die Sonne versank hinter den Bergen von Nazaret, ihre Spitzen glühten noch, während das Thal schon im Schatten lag. Wir betrachteten lange schweigend die friedliche Scene. Wer sie sah, hätte glauben können, es sei Friede über alle Welt gebreitet, und die Erlösung von Haß und der Verfolgungsucht in alle Gemüter der Menschen eingekehrt.

Fra Joachimo, den das verklärende Abendleuchten wemütig gestimmt zu haben schien, ergriff meine Hand und sagte: „Du

ſcheideſt morgen ſchon aus dieſem Thale. Werden wir uns wiederſehen?“

Ich zweifle, daß ich jemals dieſe Erde wieder betrete.

„Wir werden uns wiederſehen! Wenn nicht hier, ſo doch im Paradieſe.“

Glaubſt Du, daß Chriſten und Juden ſich da zuſammenfinden werden?

„Es thäte mir leid,“ erwiederte er, mit einer Thräne im Auge, „wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten. Aber Gott iſt gnädig.“

Es war dunkler geworden, wir ſtanden bewegt auf und ſchritten Nazaret zu.

Die Ebene Jesreel.

Ein Denkblatt. — Der Felsensturz. — Fruchtbarkeit. — Trümmer von Jesreel. — Genius und Schlange. — Reisende Engländer. — Ein Wiedersehen.

Wir hatten unseren Hadschi Achmed aus Mizraim entlassen, weil wir schon all die Tage unserer Reise mit seinen Pferden nicht zufrieden waren. Matthia miethete in Nazaret neue Pferde, deren Besitzer mit einem Eselchen, der unser Gepäck trug, folgte. Im Kloster rieth man uns überdies einen Beduinen, als Schutzwehr, mitzunehmen, weil die Männer in Samaria räuberisch und durch die letzten Vorfälle in Naplus in Aufregung seien.

Fra Angelino brachte das Frühstück und beklagte meine Abreise. Niemand fragt in den Klöstern der Terra santa, wie lange der Gast weilen wolle, ihm wird jede Aufmerksamkeit zu Theil und wenn er geht, hängt es völlig von ihm ab, ob er dem Kloster eine Spende zurücklassen wolle, oder nicht.

Fra Angelino reichte mir das Denkbuch des Klosters, in das ich flüchtig geformte Verse schrieb, die aber mein wärmstes Gefühl ausdrückten:

Pilgernd nicht zum heilgen Grabe,
Doch zu Zions Heiligthum,
Fand ich, zu der Mönche Ruhm,
Obdach hier und frische Labe.

Möge sie Jehova segnen
Für so menschlich ächte Art —
Und auf weitrer Pilgerfahrt
Mir noch gleiches Heil begegnen.

Ich blickte nach allen Seiten und zögerte faſt, mich in den Sattel zu ſchwingen; mir war als könnte ich von Nazaret nicht ſcheiden, ohne von Fra Joachimo Abſchied zu nehmen. Er war nicht zu ſehen.

Wir ritten endlich fort, durch das mäßig ſich abſenkende Thal, bis wir nach einer halben Stunde an eine Quelle gelangten. Fra Joachimo grüßte mich ſchon von ferne und reichte mir, als ich herankam, einen Becher friſch geſchöpften Waſſers und eine kleine Flaſche von ihm aus Weinreben kräftig gezogenen Geiſtes.

Hier wartete auch der Beduine, der uns zum Schutze mitgehen ſollte, neben ihm ſchlürfte hörbar ſein kleines, ſchlankes Pferd.

Fra Joachimo war zu keinem Geſpräche zu bewegen, er hörte nur zu und als Matthia zum Aufbruch mahnte, umarmte er mich ſchweigend und ging. Ich ſah dem herzlichen Manne nach und war, wie beim Scheiden eines Freundes noch lange tief gerührt.

Nach einer Stunde langten wir wieder ſteigend an einem ſchroff ſich abſenkenden Felſen an, der zur Linken unſeres Weges war. Zu dieſen Felſen ſollen die Juden Jeſum geſchleppt und ihn hinabzuſtürzen bedroht haben. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eine empörte Volksmenge in Nazaret, wo der Felſenabhänge genug ſind, um eine ſo grauſame Lynchjuſtiz zu üben, ihr Opfer erſt eine Meile weit ſchleppen werde, um es dem Tode zu weihen. Kein Schriftſtellermönch vor den Kreuzzügen erwähnt dieſes Felſens, der allerdings wildſchön geformt und wohl geeignet iſt, daß ihn die Fantaſie zum Träger einer grauenhaften Begebenheit mache.

Wir waren endlich in die ſchönſte und größte Ebene Paläſtina's gelangt, in die bibliſche Jesreel, oder wie ſie ſpäter die Griechen nannten Esdraelom. In ihrer ungeheuern Ausdehnung vom Tabor bis zum Carmel, und in ihrer Breite von Dſchenin bis Nazaret rechtfertigt ſie die Bezeichnung des Hiſtorikers Joſephus, als μέγα πεδίον, die große Ebene; wie ſie auch die frucht-

barste des gelobten Landes ist und, gehörig bebaut, die Speicher einer dreifach größeren Bevölkerung als die jetzige in ganz Palästina, mit Korn füllen könnte. Diese Fruchtbarkeit wird schon von Ethan dem Esmaliten besungen: „Jesreel ist ein Feld des Getreides, dessen Samen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren keine Schnitter ernten."

Der geologische Grund dieser Fruchtbarkeit wird in dem Umstande gefunden, daß der Boden aus basaltischem Tuff besteht, der in seiner Verwitterung sich mit Alluvialmasse verbindet und daß Quellen und Bäche die Ebene bewässern. Ich sah sie, da ich die Ebene im Juli durchzog, nicht in ihrer Pracht, vielmehr erschien sie, wie eine Hutweide, die von der Sonne verbrannt ist. Selbst der Kison, der nach der Schlacht Debora's die Leichen eines geschlagenen Heeres fortwälzen konnte, war völlig vertrocknet und hat selbst zur Zeit der Regenmonate nur das Ansehen eines starken Baches.

Eine neue Erscheinung war mir, als Mahmud, so hieß der uns begleitende Beduine, auf dem Wege mit seinem langen Spieße abgelegte Schlangenhäute aufspießte und mir an dieser seltsamen Gabel fernher reichte.

Es ist ein von den vielen auf feinste Naturanschauung begründeter religiöser Glaube der Griechen, daß sie sich den Genius als Schlange dachten, dem sie Milch und Honig opferten. Hat nicht der Genius der Zeiten etwas von der Natur der Schlange, sind die Völkerlenze, wenn sie immer wieder nach Jahrhunderten auftauchen, nicht das Ablegen seines alten Panzerhemdes ein Verjüngen und ein Erneuen? Wenn neue, große, befruchtende Gedanken durch die Welt gehen und sie zu ihrem Heile umwandeln; so ist dies die geistige Schlangenthat des Genius und so gesellt sich vielleicht diesem Symbole der Schlange das der christlichen Anschauung, die im Ringe dieses Thieres Ewigkeit sieht.

Die Ebene erhielt ihren Namen von der Stadt Jesreel im Stamme Issaschar, welche die Residenz der Könige von Israel war. Sie liegt auf den Vorhöhen des Berges Gilboa, ein

elendes Dorf von etwa vierzig Häusern, das den Namen Zerin führt. Nichts erinnert an die Größe der drei Jahrtausende alten Stadt, in welcher Isboseth, der Sohn Sauls und Ahab und Jesabel ihren Palast hatten, als einige Mauerfragmente und unter Trümmern elf Sarkofage aus Basalt, die altjüdischen Ursprunges zu sein scheinen. Aus den Trümmern ragt ein zerbrochener, doch immer noch ersteigbarer viereckiger Wartthurm empor. Vielleicht ist es derselbe, der in dem Buche der Könige genannt wird: „Der Wächter, der auf dem Thurme von Jesreel stund, sahe den Haufen heran kommen und sprach: „Ich sehe einen Haufen.“ „Da sprach der König Joram: „Nimm einen Reiter und sende ihnen entgegen und sprich: „Ist's Friede?“ Es war aber Krieg und Mord.“

Unfern von Zerin ist eine große Quelle, die für die Ain Jesreel der Schrift gehalten wird. Die Beni Saker eines arabischen Stammes nennen sie Ain Dschal und die Quelle Goliats. An ihr lagerten Saul und Jonathan, ehe sie auf Gilboa fielen, hier das christliche Heer der Kreuzfahrer unter König Fulco. Noch heute enthält der kleine Teich, der durch die Quelle gebildet wird, viele kleine Fische, an denen sich die rings lagernden Kreuzfahrer erquickten.

Plötzlich jagte, nicht fern von uns, eine Gruppe von acht Gazellen auf. Wir feuerten unsere Gewehre ab; nur das des Beduinen traf. Er sprengte an die Stelle hin und brachte das blutende schlanke Thier, das noch einen Kräuterbissen im Mund hatte und mitten im Genusse getroffen wurde. Ich brachte das Fell dieses Thieres mit in die Heimat. Noch zweimal an demselben Tage sprengten kleinere Gruppen von Gazellen in unserem Gesichtskreise auf.

Wir begegneten während eines fünfstündigen Rittes über die Ebene nur zwei Eseltreibern und erreichten, da wir gute Pferde hatten, zwei englische Offiziere, die vor uns von Nazaret aufgebrochen waren. Sie hatten in der Krim gekämpft, kamen nach Konstantinopel und entschlossen sich von da nach Jerusalem und Egypten zu gehen. Doch mußten sie die Reise in vier Wochen vollendet haben. So kam es, daß sie nur einen Tag in Jerusalem

weilten, um in der Grabkirche zu beten, den Oelberg zu beſteigen und Bethlehem zu ſehen. Einer der beiden Herren war von der ungeheueren Anſtrengung der Reiſe ſo krank, daß er ſich auf dem Pferde feſtbinden ließ, um wenigſtens das Dorf Jenin, wo Mittagraſt gehalten werden ſollte, zu erreichen. Ich war glücklich, ihm durch einige Doveriſche Pulver einen guten Dienſt leiſten zu können.

Die Verlaſſenheit der Ebene Jesreel, welche die Araber Mevdj beni Amer, die Wieſe der Söhne Amers nennen. Seit Jahrtauſenden war dieſes Thal, bis zum heutigen Tage die Straße der Heere, der plündernden Beduinen und die friedlichen Bewohner, immerwährenden Kämpfen, oder Qualen ausgeſetzt. Sie zogen ſich immer mehr aus der Fläche zurück, den Bergen zu, wohl auch hinan, bis ſie in nicht leicht zugänglichen Schluchten und Gebirgen ihren Wohnſitz aufſchlugen.

Wie wäre ſonſt eine ſo fruchtbare Ebene, die acht Stunden lang und fünf Stunden breit iſt, völlig entvölkert. Sie macht als ein nicht ganz eben, ſondern ein eben gewelltes Land, einen um ſo einſameren Eindruck, als auch nicht ein Baum ſie unterbricht.

Um 10 Uhr erreichten wir an einer ziemlich langen ſteinernen Waſſerleitung vorüber reitend, das in Gärten liegende Dorf Jenin.

Wir lagerten uns in einem ſchönen, ſchattenreichen Garten, wo eine Karawane ſich bereits des Mahles erfreute. Ich wurde auf die angenehmſte Weiſe überraſcht, es waren alle Männer aus den Dardanellen, mit denen ich auf der Höhe, wo der Profet Samuel das Volk richtete und begraben liegt, vor mehreren Wochen zuſammen traf. Herr Bechor Afgana, der mein Begleiter zum Grabe Rahels bei Bethlehem geweſen iſt, war der Führer der Karawane. Wir freuten uns Alle des zufälligen Zuſammentreffens und ergänzten gegenſeitig unſere Küche.

Nach einem erquickenden Schlafe war es um mich her im Garten leer und ſtill geworden; die Karawane war fortgezogen und hatte für mich kühl wäſſerige Kaktusfeigen und eine Flaſche Wein von Hebron als Abſchiedsgruß zurückgelaſſen.

Ein Nachtlager.

Magnetisirtes Pferd. — Ungastlichkeit. — Moscheeteppich. — Schakale.

Um 2½ Uhr saßen wir wieder zu Pferde. Ich wechselte das meine mit der weißen Stute Mahmud's, die Dschilfe hieß und bäumend manches Bedenken zu haben schien, einen ihr fremden Herrn zu tragen. Mahmud sprach zärtliche Worte zu ihr, glättete ihr die Mähnen, strich mit den Fingern kreuzweis von der Stirne über die Augen herab, was auf das Thier eine magnetische Wirkung übte; es wurde vollkommen ruhig, ließ sich von mir besteigen und trug mich gelenk und freudig durch die Berge und Thäler Samarias, dessen Grenzen wir überschritten hatten.

Wir ritten durch ein enges, mit Olivenbäumen bepflanztes Thal, das sich langsam empor lehnte, bis wir auf eine kleine Hochebene, die in eine zweite große übergeht, gelangten. Hier sah uns ein Dorf entgegen, welches Mahmud Abatie nannte; auf einer es überragenden Höhe liegt ein kastellartiges Gebäude mit zwei sich dehnenden Flügeln. Als wir durch das Dorf zogen, sahen uns die Bewohner finster und schweigend an. Matthia, der sonst ziemlich unbesorgt war, hieß Mahmud, der uns oft voran zu reiten pflegte, bei uns zu bleiben. Das Dorf selbst sah kriegerisch aus; jedes Haus aus massiven Steinen gebaut, ist geeignet, sich wie eine kleine Festung zu vertheidigen.

Ein sehr steinigter Weg führte uns zum Dorfe hinaus. Ein samaritanisches Weib, das mit einem gefüllten Kruge auf dem Haupte von einer Quelle uns entgegen kam, gab auf unsere Bitte

zu trinken und — ein mir nur diesmal vorgekommener Fall — verweigerte ein Bakschiesch anzunehmen.

Zur Rechten hinab senkte und dehnte ein Thal sich aus, das durch seine reichen Baum- und Weinpflanzungen einen entzückenden Anblick gewährte; ich sah kein schöneres im ganzen Morgenlande. An einzelnen Stellen, mitten in all der grünen Pracht, lagen kleine Berge von Getreide, „weiß zur Ernte", wie es der Proset Micha schildert, und hier schon aufgehäuft, um auf den Tennen seinen Segen zu geben.

Als wir den Berg überschritten hatten, auf dessen Rücken das Dorf liegt, nahm uns wieder eine große Rundebene auf, die weit hinaus zu unserer Linken von Bergen begrenzt ist und uns entgegen mit einem runden Berge abschließt, auf dessen Höhe das Dorf Sanur festungsartig aufgebaut ist.

Am Fuße dieses Berges vorbei, that sich vor uns ein neues Längenthal auf, das ebenfalls reich bepflanzt auf der halben Höhe der Berge, die es umgeben, das Dorf Dscheba zeigte. Dieses war das Ziel unserer heutigen Reise, wir erreichten es nach einem halbstündigen Ritte.

Das Erstemal im Morgenlande begegnete mir hier Ungastlichkeit. Kein Bewohner wollte uns in seinem Hause aufnehmen. Matthia äußerte: „Diese Bewohner Samaria's sind immer trotzig und rebellisch und hier in Dscheba haben sie, wie ich eben gehört habe, vor drei Tagen den Schech vertrieben, sonst müßte uns Der eine Aufnahme verschaffen. Wir sind eben nicht mehr fern von Sebaste und Nablus und der Aufstand gegen die Christen bewegt noch alle Gemüter."

Wir hatten kein Zelt und es war in mannigfacher Beziehung bedenklich im Freien zu bleiben. Endlich wurden wir auf ein verlassen stehendes, verfallendes Haus aufmerksam gemacht, das nicht fern der Moschee liegt und eine theilweise noch erhaltene Terrasse hat. Wir ritten dahin und führten die Pferde mit uns empor, denn Mahmud hielt dieselben nicht für sicher, wenn wir sie nicht unter unseren Augen behielten.

Auf einer Seite der Terraſſe erhob ſich eine Wand, in deren Schutz wir uns lagerten und die Ausſicht in das ſchöne Thal und auf das in der Abendſonne noch glühende Sanur hatten.

Matthia ſendete unſeren mohammedaniſchen Diener aus, um Milch und Eier zu kaufen; doch kam er unverrichteter Sache mit den Worten zurück: „Das Volk iſt finſter und uns nicht gut geſinnt.“

Matthia begann, ſo gut es ging, meinen ſchon ſehr zuſammengeſchmolzenen Speiſevorrath zu einem Mahle vorzubereiten. Ein Reſt von einer noch aus Wien hergebrachten Suppengallerte that die vortrefflichſten Dienſte.

Einige Dorfbewohner kamen zu uns, ich wußte nicht in welcher Abſicht, ſetzten ſich, ohne zu grüßen auf die Terraſſe, gingen eben ſo ſchweigend fort, bis Andere kamen. Sie ſahen meinem Eſſen zu und Matthia rieth mir, in ihrer Gegenwart keinen Wein zu trinken; weil die Fanatiſchen noch mehr daran erinnert würden, daß wir keine Mohammedaner ſind.

Es wurde Nacht, da ſchleppte Mahmud einen ſchmutzigen, zerſchliſſenen Teppich herbei und breitete ihn auf der Terraſſe aus, um nicht auf dem harten Eſtrich liegen zu müſſen.

Mir ahnte nichts Gutes und ich fragte ihn: „Woher haſt Du den Teppich?“

Aus der Moſchee, Herr!

„Da werden uns ja die Einwohner ſteinigen, Mahmud. Was thuſt Du, Wahnſinniger?“

Ziehe nur Deine Schuhe aus, denn das wäre eine Sünde, wenn Du den Teppich der Moſchee mit den Schuhen betreten würdeſt.

„Gieb ihn ſogleich an die Stelle zurück, woher Du ihn genommen haſt.“

Es gingen wieder Menſchen an unſerem Hauſe vorüber und ein Zurücktragen des Teppichs war nicht möglich. Als es wieder ruhig wurde, hieß ich Mahmud meinen Befehl ausführen.

„Fürchte nichts, mein Herr! Wir brechen vor Sonnenaufgang auf, ehe noch Jemand wach im Dorfe iſt und ich lege den Teppich wieder an ſeinen Ort und des Nachts darf Niemand auf die Terraſſe treten. Du wirſt ſchlafen, wir aber dürfen die Waffen nicht ablegen und müſſen Wache halten.“

Ich war entſetzt über die Situazion, in der ich mich befand und der Teppich konnte ein gerechter Grund zu Feindſeligkeit und Angriff werden. Die Nacht wurde empfindlich kalt. Matthia wagte nicht ein Feuer anzufachen, um das Dorf an unſer Daſein nicht zu erinnern. Mahmud rieth mir, ächt beduinenhaft, mich zu meinem Pferde zu legen, um durch dieſes Wärme zu empfangen. Mir ſchien ein behufter Lagergenoſſe doch einigermaßen bedenklich.

Ich hüllte mich feſt in meinen Beduinenmantel und vertraute meinem bisherigen Reiſeglücke.

Plötzlich fing es an von mehreren Seiten zugleich, näher und ferner zu ſchreien und zu weinen, wie Kinder ſchreien und weinen.

Ich ſprang empor und fragte Matthia, was es ſei?

„Seid ruhig, Herr! Es ſind nur Schakale.“

Nur!

Sebaste.

Betäubtes Erwachen. — Wilde Begegnung. — Nebel. — Ruinen. — Verwehrter Eintritt. — Mahmud's Reitkünste.

Ich erwachte durch die laute Redseligkeit der Araber, welche sie niemals verläßt und Stundenlang unter Schreien und Lärmen können sie, wie die europäischen Weiber, über die unbedeutendsten Gegenstände sich unterhalten.

Ich fühlte in meinem Kopfe eine erschreckende Dumpfheit und eine Beklemmung der Brust. Als ich mit Matthia darüber sprach, meinte er: „Euere Kopf- und Brustbedeckung ist Euch gewiß während des Schlafes entfallen und die Kälte der Nacht hat Euch wehe gethan. Das wird mit der Sonne, wenn Ihr Euch heiß reitet, verschwinden."

Matthia drängte zur Abreise, ohne ein Frühstück, weil er gerne sobald als möglich sich vom Dorfe entfernen wollte. Der Himmel war grau, wie er etwa im November sich in Deutschland über Berg und Thal legt und ein kalter Nebel verhüllte uns die Gegend. Wir ritten durch ein fruchtbares Feigen- und Oliventhal, wie denn Samaria überall reicher bebaut erscheint, als Galiläa und Judäa. Der Weg führte uns bald zwischen Bergen empor. Wir begegneten zwei bewaffneten Hirten mit kleinen Ziegenheerden und zwei wild und fremd blickenden Männern, die bei unserem Nahen ihre langen Flinten von der Schulter

nahmen. Auf nackten Felſenſteppen gelangten wir in eine Landſchaft, wo uns zur Rechten in einem tiefen weiten Bergkeſſel aus deſſen Mitte ſich wie eine Inſel ein einſamer kegelförmig ſteiler Berg erhob, auf dem ein Dorf, Silte nannte es Mahmud, wie eine weitläufige mittelalterliche Burg lag.

Wir ritten faſt eine Stunde im Kreiſe und gelangten endlich in den Thalkeſſel hinab, wo der Berg, der uns einſam und abgeſondert zu ſtehen ſchien, durch Abflachung mit dem Thale zuſammenhing, welche den Berg zugänglich macht.

Während wir durch Thalniederungen unſeren Weg fortſetzten, erſchienen immer mehr Dörfer auf fernen und näheren Bergabhängen. Der Nebel blieb hinter uns in den Bergen zurück, aber die Sonne konnte den grauen Himmel nicht durchbrechen. Dieſer Mangel des Lichts ſchien mir zu der Einſamkeit und den kriegeriſch angelegten Behauſungen der Menſchen beſſer zu paſſen, als der ewig grelle Sonnenſchein, der im Morgenlande das Reiſen zur Qual macht.

Wir gingen durch ein immer breiter ſich ausdehnendes Thal, indem die Berge zurücktraten, bis wir wieder mäßig emporſteigend, in einer geſchwungenen Bergeinſenkung acht Säulen, je zwei und zwei neben einander ſahen, hinter welchen eine einzeln ſtehende Säule aufragt. Ein Hirt weidete ſeine Schafe zwiſchen dieſen Ueberreſten von Usbuſte, wie heut zu Tage die Ruinen der hebräiſchen Stadt Schomrom heißen, oder wie ſie Joſephus nennt: Samaria.

An dieſen Säulen vorbei durch Baumpflanzungen und in niedrigen Steineinfaſſungen gehegten Gärten ritten wir ziemlich ſteil den Berg empor. Wir gelangten an Trümmer eines noch als Thor- oder Triumphbogen erkennbaren Baues, und uns zur Linken wendend, ritten wir zwiſchen einer Doppelallee von noch aufragenden, meiſt kapitälloſen halb zerſchmetterten Säulen hin, die 16 Fuß hoch ſind und deren Durchmeſſer nicht ganz 2 Fuß mißt. Eine Säule von der andern 8 Fuß, eine Reihe derſelben von der andern an 50 Fuß entfernt. Da und dort hin geſtreute, zerbrochene Kapitäle zeigen von joniſcher Ordnung. Alle Säulen, die noch aufragenden und hinliegenden, oder wo nur die Sockel waren, zählte

ich, eine Viertelstunde langsam zwischen durch reitend, auf neunzig. Man hält diese Säulen, die sich auf einer jetzt mit Getreide und Bäumen bepflanzten Bergfläche hinziehen für den prachtvollen Umbau des Tempels, den Herodes auf der Höhe des Berges erbaut hatte.

Wir kamen endlich an das Dorf, das aus elend gebauten Häusern besteht, in deren Mauern einzelne Säulenstücke, Kapitäle, große gemeißelte Quadern zu sehen sind.

Dies ist, oder vielmehr ist nicht mehr die alte Stadt Schomrom, die der König Amri erbaute und die Residenz der Könige von Israel war. Nirgend traf das prosetische Wort Micha's so genau ein wie hier: „Und ich will Samaria zu Steinhaufen im Felde machen, die man um die Weinberge legt und will ihre Steine ins Thal schleifen und zu Grund einbrechen. Alle ihre Götzen sollen zerbrochen werden."

Am Ende des Dorfes liegen die Ruinen der Kirche Johannes des Täufers, in welcher er nach der modernen Mönchslegende begraben liegen soll, entgegen dem Berichte der Kirchengeschichte des Eusebius, der das Martyrthum und das Grab Johannes an das todte Meer verlegt.

Wie das Thor der Stadt über den Westrand des Berges ragt, so die Kirche auf dem östlichen. Vor derselben lagerte eine Karawane von Kameelen und Maulthieren; ich erwartete den Wächter, der mir die Ruine der in eine Moschee verwandelten Kirche öffnen sollte. Matthia kam und berichtete, daß der Wächter sich weigere, mir den Eintritt zu gewähren und wiewohl er durch den Schech hierzu gezwungen werden könnte, rathe er dies nicht zu wollen, indem auch hier die Bevölkerung durch die letzten Vorgänge in Nablus in feindlicher Aufregung sei.

Ich mußte mich denn begnügen, die ruinenhaften Umfangmauern zu besteigen, um in den schön gepflasterten Vorhof des Gebäudes zu blicken. Hier zeigte sich in einer Nische ein Grabmal und die kleine Kuppel der Moschee. Zwei verkrüppelte Palmen geben ein Zeichen, daß sie auf Bergen eben nicht schlank und hoch gedeihen. Das ganze interessante Bauwerk ist ein Gemisch von römischem und maurischem Baustile. Spitz- und Rundbogen sind

hier friedlich neben einander gebaut, die Fenster sind hoch und schmal.

Innerhalb dieser Kirche in einer unterirdischen Kammer verehren die Araber das Grab des Nebi Yehya, des Propheten Johannes des Täufers.

Der Blick von diesem fleißig bebauten Berge, wo man sich immer auf seinem Rande befindet, schweift in eine großartige, von Bergen eingeschlossene Landschaft und läßt wohl erkennen, wie Herodes diesen Berg nicht allein mit einer Tempelstadt bedecken, vielmehr eine gut befestigte Residenz erbauen wollte.

Dort wo der Berg von der Kirche abfällt und zwischen Olivenbäumen niedergerollte Architekturstücke zeigt, stiegen wir in ein schön bepflanztes Thal. An einer Quelle zwischen Feigenbäumen lagerten wir uns, um ein Frühstück einzunehmen. Männer und Frauen waren mit Hacken und Schaufeln thätig, um die steinernen Rinnen, die das Quellwasser in ihre Gärten leiten, tiefer zu graben, weil die Quelle im Sommer zum Theil versiegt, wenigstens nicht so reichlich überfließt. Ein junger Mensch kam an unsere Lagerstelle und bot mir eine Kupfermünze mit der schwer leserlichen Prägung: „Sebaste Syriä" zum Kaufe an. Er war erfreut, als ich ihm einen Piaster, sechs Kreuzer, für dieselbe gab.

Um noch vor der drückendsten Mittagsglut in Nablus einzutreffen, mußten wir bald aufbrechen.

Matthia ritt diesmal, ohne daß ich den Grund wußte, voran, und war bald aus unserem Gesichtskreise hinter Hügeln verschwunden. Ich war mit Mahmud und unserem Eseltreiber allein. Mahmud war eine der schönsten Männergestalten, die ich im Oriente sah. Sein Kopf war von edelstem griechischen Schnitte, die Hautfarbe tief gebräunt. Da wir mit einander nicht reden konnten, suchte er mich durch seine Reiterkünste zu erheitern. Bald that er, als ob er mit seiner Lanze einen Feind anreiten wollte, bald führte er alle Attitüden aus, die ein Reiter annimmt, wenn er einer geschleuderten Lanze ausbeugen, oder sich vor den Hieben eines Säbels schützen will. Um diesen gespielten Kampf noch lebendiger zu machen, feuerte er seine Pistole ab und im Hinjagen durch das Thal, in

dem wir uns jetzt befanden, lud er sie wieder mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, um sie abermals abzubrennen. Was ich auch jemals an Reiterkunststücken in einer Arena sah, es reichte nicht an die kühne Gewandtheit, an die Pracht und Kraft der Bewegungen dieses schönen Beduinen.

Um ihm meine Freude an seinem plastisch schönen Thun zu bezeugen, hielt ich eine Silbermünze empor und warf sie ihm hoch durch die Luft entgegen. Sein Falkenauge hatte sie funkeln gesehen und im rasenden Galopp sein Pferd zügelnd, daß es plötzlich wie eingewurzelt stand, fing er die Münze mit seiner linken Hand auf.

Es hätte mir daran genügen sollen, aber ich wollte ihm noch ein anderes Zeichen meiner lebhaften Theilnahme geben und eine Pistole aus der Halfter ziehend, brannte ich sie ab. In diesem Momente griff mein bisher ruhig sicheres Pferd aus und jagte toll mit mir durch die Fläche. Da keine Bäume und Felsen sichtbar waren, ließ ich das Thier hintoben, bis es in Schweiß gebadet, ermüdete und wieder ruhig im Schritte ging.

Wir langten an einem, von großen Steinblöcken umgebenen Brunnen an, wo mehrere Reiter ihre Pferde tränkten und Kameele wiederkauend umher lagen. Mathia trat mir mit einem Glase schwarzen Kaffee's, in den er den aus Nazaret von Fra Joachimo erhaltenen Rebengeist gemischt hatte, entgegen und forderte mich auf, zu trinken. Denn ich sei ihm, sagte er, seit dem frühen Morgen sehr blaß vorgekommen, was allerdings durch den scharfen Ritt jetzt nicht mehr der Fall war.

Noch eine halbe Stunde durch ein prächtig bebautes Thal, im Angesichte der Berge Garizim und Ebal, und wir waren nach sechsstündigem Ritte in Nablus.

Nablus.

Erkrankung. — Herzliche Theilnahme. — Ahriman und Ormuzd. — Avicenna's Epigonen. — Der Teufel will Arznei. — Geheimnißvolles Heilverfahren.

Matthia hatte Recht, um mich beſorgt zu ſein, denn kaum hatten wir in dem Hauſe eines ihm bekannten Griechen Gwies Unterkunft gefunden, erneuerte ſich, faſt plötzlich, der dumpfe Kopfſchmerz, den ich am Morgen empfunden hatte. Ich fing an ein Zittern zu fühlen, und ſchwer zu athmen, der Puls gab hundert Schläge in der Minute und ein brennender Durſt verzehrte mich.

Ich ſank kraftlos auf den Divan einer mir eingeräumten, großen Stube zuſammen und meinte mich am Beginne einer ſchweren Krankheit.

Kein Moment meiner Reiſe war peinvoller als dieſer. In einer fremden Stadt, aus der alle Europäer, des ſtattgehabten Aufruhrs wegen, entflohen waren; ohne Arzt, preisgegeben jedem Zufall der Krankheit, faſt ohne Geld, deſſen ich der Vorſicht wegen nur ſo viel mitgenommen hatte, um knapp auszukommen — ergriff mich eine angſtvolle Bekümmerniß, die der Fieberzuſtand nur noch erhöhte.

Ich fand von der Frau des Hauſes die freundlichſte Theilnahme. Immer wieder, wenn ich zu trinken verlangte, ſtieg ſie die Treppe hinab und brachte vom Brunnen Waſſer; ſie that das unermüdet und ſprach jedesmal mit mir in ſo weichem, rührendem Tone, daß ich ihr Bedauern und ihren Troſt zu vernehmen

glaubte. Zuweilen ſchickte ſie mir ihr kleines ſechsjähriges Mädchen, oder ihren nicht viel älteren Knaben, um mir die Fliegen fern zu halten. So oft ſie auch kamen, brachten ſie mir jedesmal eine Orangenblüte, eine Nelke, Lavendel, oder Rosmarin und freuten ſich, wenn ich ihnen andeutete, daß mir ihre duftende Liebesgabe wohlthue.

Matthia kam zu wiederholten Malen und ſagte mir, die Hausfrau ruhe nicht, in ihn zu dringen, daß ich einen Arzt, deren die Stadt ſo viele ausgezeichnete habe, rufen laſſe.

Ich trank heiße Limonade und ließ mich mit wollenen Decken belegen, und in faſt gedankenloſem Hinſtarren kam ein trefflicher Arzt, der Schlaf.

Als ich erwachte hing in der Stube eine große Laterne herab, die mit einer Oellampe den dunkel gewordenen Raum erleuchtete. Ich war allein und fühlte mich bis zum Tode matt; doch hatte der Kopfſchmerz nachgelaſſen und mit einem eintretenden Symptome heftiger Erkältung ließ die Schnelligkeit des Pulſes nach. Ich nahm es als ein gutes Zeichen, daß ich anfing Langeweile zu empfinden und gab, da es erſt acht Uhr Abends war, dem eintretenden Matthia den ihm ſehr willkommenen Auftrag zwei der berühmteſten Aerzte von Nablus zu holen. Ich wollte bei ſchlechter Gelegenheit meine Kollegen, die arabiſchen Epigonen des Avicenna kennen lernen.

Es traten nach einer Stunde zwei ehrwürdig ausſehende Männer ein, der eine war ein Greis mit langem ſchneeweißen Barte, der andere ein ernſtblickender Mann mit ſchwarzem Barte. Als ſie mit einander über meine Krankheit ſpäter ſprachen und in einen lebhaften Widerſpruch geriethen, erſchienen ſie mir durch den Umſtand ihrer ſchwarzen und weißen Bärte wie Ahriman und Ormuzd, wie Licht und Finſterniß, die um eine Menſchenſeele mit einander ringen.

Matthia reichte ihnen Kaffee und Tſchibuk und beide ſetzten ſich neben den Divan, auf dem ich lag, gekreuzter Beine auf einen für ſie ausgebreiteten Teppich nieder.

„Ich ließ Euch, meine geehrten Herren! bitten, zu mir zu kommen und meine Krankheit zu heilen.“

Daran haſt Du wohl gethan! ſprach Ormuzd. Du biſt weiſe, ſagte Ahriman!

Ich erzählte den Herren, was ich für den Grund meiner Krankeit, die ich ihnen ſchilderte, hielt. Ahriman griff mit ſeiner Rechten nach meinem Pulſe. Es iſt unſagbar, warum ein arabiſcher Arzt nie mit der linken Hand den Puls taſtet, wie überhaupt auch beim Speiſen die linke Hand völlig ruhen muß; ſie iſt unrein. Nun berührte Ormuzd meinen Puls.

„Glaubſt Du“, ließ mich Ahriman fragen, „daß ich Dir helfen kann?“

Ich hätte Dich ſonſt nicht rufen laſſen, wenn ich nicht gehofft hätte, daß ſich Deine bewährte Wiſſenſchaft an mir erproben werde.

„Nicht ich, ſondern die Arznei, wird dich heilen. Glaubſt Du an die Kraft der Arzneien, oder an geheimnißvolle Kräfte?“

Ein Jünger der modernen ſkeptiſchen Schule Wiens, erwiederte ich, daß ich an der Kraft der Arzneien zweifle und an die geheimnißvollen Kräfte glaube.

„Dein Geiſt, Herr! iſt klar und Dein Herz iſt fromm,“ ſagt Ormuzd.

Ich mußte mich völlig entkleiden und auf den Bauch legen. Licht und Finſterniß fingen nun weich und warm an über meinen Rücken zu ſtreichen, bis zur Cauda equina herab. Da ruhten die Hände der geheimnißvollen Mächte aus und es begann ein wunderlich ſingendes Reden, wie Frage und Antwort hinter meinem Rücken. Wieder fuhr es, wie trockene Flammen über mich herab und wer weiß, welche Farben ein mit odiſchem Hellſehen begnadetes Auge an mir entdeckt hätte.

Dieſes Thun dauerte mehr als eine Viertelſtunde, dann beſtrich Ormuzd meine Stirne mit einem fein duftenden Oele, das Ahriman mit Baumwolle wieder auftunkte und wand mir ein Tuch, feſt anliegend, turbanartig um das Haupt.

Beide Herren redeten nun untereinander und waren nach einer arabiſch heftigen Zwiſchenſprache wieder ganz ruhig. Der Greis ſendete ſeinen Diener, der auf der Terraſſe vor der Stube ſein harrte, in ſeine Wohnung, um eine Arznei zu holen.

„Sprachſt Du nicht, daß Du mich nur mit geheimnißvollen Kräften heilen wolleſt?“

Der Iblis, der Teufel, die Krankheit will ſeine Nahrung haben und weicht nicht, wenn man ihn hungern läßt.

„Gieb ihm zu trinken, geehrter Herr.“

In der Furcht, die herbeigeholte Arznei nehmen zu müſſen, that ich, als ob mir ein Schlaf ankäme und war es die Wirkung des magnetiſchen Verfahrens? war es meine Ermattung? Ich erwachte am folgenden Morgen, als die Sonne ſchon heiß auf die Terraſſe brannte, auf die ich durch die offene Türe der Stube von meinem Lager hinausſchaute.

Neben mir ſtand ein Glas, in welchem ſich dem Dufte und Geſchmacke nach in Waſſer ſehr verdünnte Opiumtinktur befand, welche die Aerzte mir vorher geben wollten. Mathia hatte einem jeden 20 Piaſter, zwei Silbergulden gegeben, um, wie er ſagte, mir in der Stadt einen Ruf der Großmut zu bereiten.

Bei den Samaritanern.

Der Prieſter. — Die Synagoge. — 150 Seelen. — Uralter Pentateuch. — Verachtung des Talmud. — Geſtohlene Gebetbücher. — Armbänder. — Taubenanbeter. — Die Juden.

Mein Puls ſchlug wieder regelmäßig, aber die Betäubung des Kopfes und die Mattigkeit der Glieder, wenn auch in gemäßigterem Grade, dauerten noch fort. Da ich aber nicht Ausſicht hatte, jemals wieder nach Nablus zu kommen, ſo überwand ich meinen Zuſtand und ließ mich zu den Samaritanern bringen. Wiewohl ſie nicht ſehr fern wohnten, befahl ich doch, die Pferde zu ſatteln.

Matthia theilte mir mit, daß Mahmud mit ſeinen Pferden zurückgekehrt ſei, indem er uns nicht ferner bis nach Jaffa begleiten wollte und ſo hatte er neue Thiere gemiethet, die uns jetzt durch die Stadt bis zur Behauſung der Samaritaner trugen.

Die Straßen ſind auch hier, wie in allen Städten des Orients eng und ſchmutzig, die Häuſer aber höher und feſter gebaut; ſie machen faſt den Eindruck mittelalterlicher Burgen und ſcheinen ganz geeignet, daß die Bewohner, wenn ſie verproviantirt ſind, ſich gegen einen Angriff lange vertheidigen können. Der Bazar war reicher und lebhafter, als ich mir ihn gedacht hatte. Was ſich aber ganz wohl begreift, wenn man bedenkt, daß die Stadt die Vermittlerin des Handels und der Karawanen zwiſchen Damaskus und den Seeſtädten iſt.

Das Quartier der Samaritaner befindet ſich am Fuße des Garizim, es iſt aus mehreren ſehr großen und maſſiv gebauten

Häusern zusammengesetzt. Wir gingen in jenes Haus, wo sich die Synagoge befindet.

Ein kleiner Hofraum mit Marmor gepflastert, in welchem vier Orangenbäume standen, führte uns in eine dem Hofe zu offene viereckige, gewölbte Halle. In dieser war der den Kommenden entgegengesetzten Wand eine Marmortafel mit einer samaritanischen Inschrift eingefügt.

Wir warteten in dieser Halle auf den Hohenpriester der Samaritaner. Es kam ein hoher, starker Greis, von etwa siebenzig Jahren, ganz in weiße Gewänder gehüllt, in deren Saume blaue Streifen eingewebt waren. Sein Haupt umwand ein weißer Turban. Sein Kopf hatte eine merkwürdige Bildung, er war, wie aus verwittertem Gestein gemeißelt, alle Züge stark und energisch, während die langen, überhängenden, an einander gezogenen Brauen dem Antlitz einen Ausdruck von Zorn gaben, der durch die kraftvolle Stimme des Greises noch erhöht wurde.

Er hieß uns die Schuhe ablegen und öffnete die Thüre der Synagoge. Wir befanden uns in einem mäßig großen ziemlich hoch gewölbten Raume, der nur durch ein Fenster Licht empfängt. Der Thüre gegenüber und zur Rechten und Linken sind eben so hohe, wie die Synagoge selbst vertiefte Räume, etwa wie Alkoven, in die man über eine Stufe gelangt. Fünf weiße Blechreife, an denen Oel gefüllte, weißgläserne Lampen angebracht waren, hingen von dem Gewölbe herab. Der Estrich war mit Strohdecken belegt. Der Bau dieser Synagoge ist 500 Jahre alt.

Der Hoheprieſter Salameh Cahen, derselbe, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Sylvester de Sacy correspondirte, erzählte mir, indem er sich auf die Schwelle eines mit einem Vorhange verhüllten Alkovens setzte, daß er vom Stamme Levi abstamme, während die übrigen Samaritaner dem Stamme Ephraim und Manasse angehören.

„Auch ich bin ein Levite.“

Du bist ein Jude? fragte er erstaunt und kommst zu uns, den Samaritanern, die von den Juden verachtet werden?

„Verachtet Gott? und darf das ein sterblicher Mensch?“

Du bist nicht, wie die Andern! Wir würden gerne mit den Juden in Freundschaft leben, aber sie vermeiden jeden Verkehr mit uns.

„Wie groß ist die Gemeinde der Samaritaner?“

Unsere Zahl ist klein, wir zählen nur 150 Seelen. Früher gab es, noch vor 100 Jahren einzelne Samaritaner in Damaskus, in Jaffa, in Askalon und Gaza. Auch im Lande Mizraim giebt es seit 300 Jahren keine Samaritaner mehr. Ist es wahr, daß in Genua Samaritaner leben?

Als ich über diese Frage erstaunt, sie verneinte, konnte ich nicht erfahren, wer dem Hohenpriester diese Mittheilung gemacht habe. Als ich ihn erinnerte, daß Wilson ihm Grüße von Samaritanern aus Bombay gebracht habe, konnte er sich nur dunkel dieses Reisenden erinnern; doch wußte er, als ich von Sylvester de Sacy mit ihm sprach, daß dieser bereits gestorben sei.

„Wir sind,“ fing er wieder zu klagen an, „allein auf der Welt und arm. Hätten uns die Engländer in diesem Jahre nicht 100 Pfund geschickt, wir hätten mit unsern Kindern hungern müssen.“

Arbeiten denn die Samaritaner nicht, um ihr Brot zu erwerben?

„Es sind einige Schneider und Schuhmacher und Krämer unter uns. Wir sind ein armes Volk. Wir dulden seit Jahrtausenden; aber wir dulden freudig, denn wir erhalten das reine Gesetz Moses' auf Erden.“

Willst Du die Gnade haben und mir Euer berühmtes heiliges Buch zeigen?

„Ich werde Dir diesen Segen gewähren!“

Während wir sprachen kam der Sohn des Hohenpriesters, auf den er seine Würde vererben wird, und zwei Knaben, seine Enkel herein. Er war in weiß und gelb gestreiften Wollstoff gekleidet und trug einen hochroten, seidenen Turban. Sie setzten sich neben uns auf die Strohdecke.

Der Hoheprieſter war aufgestanden und schob von dem Alkoven, dem er mit dem Rücken zugekehrt saß, den von der Decke, bis zum Estrich herabhängenden seidenen, gelbweiß gestreiften Vor-

hang zurück. Hinter dieſem, dem Berge Garizim zugewendet, in einem hölzernen auf einem mit buntem Tuche belegten Betpulte ſtand die Bundeslade offen und ohne Thüren.

Der Greis hob einen länglichen ſchmalen Kupferkaſten hervor, der künſtlich mit Silber eingelegt, mit dem Namen Desjenigen geziert iſt, der ihn vor 500 Jahren verfertigt hat. Er öffnete das Gehäuſe und in ihm lag, von einem rotſeidenen Mäntelchen bedeckt, jener berühmte, auf Pergament geſchriebene Pentateuch, der von Abiſua, dem Sohne Pinehas, Sohn des Eleaſar geſchrieben und 3460 Jahre alt ſein ſoll. Dieſer Pentateuch iſt auf ſehr vergilbtes Pergament geſchrieben, das bereits ſehr morſch und brüchig und vielfach zerriſſen iſt. Er würde nicht mehr zuſammenhalten und in kleinſte Fragmente aus einander fallen, wenn er nicht mit der größten Sorgfalt auf neueres Pergament gelegt, theils angeklebt, oder wenn die Fragmente größer ſind, angenäht wären.

Ich legte meine Finger an dieſe jedenfalls uralte Thorarolle und küßte ſie dann nach der in Synagogen hergebrachten Weiſe. Der Hoheprieſter ſagte:

„Du thuſt gut daran, Du küſſeſt das wahre, unverfälſchte Geſetz Moſes'. Wir zeigen es nicht Jedem."

Unmittelbar nach dieſer Bemerkung rühmte er mir die Großmut einiger Reiſenden, denen er die gleiche Ehre erwieſen hatte. Ich bat ihn, mir eine Stelle vorzuleſen.

„Das ſollen meine Enkel thun, damit Du ſieheſt, daß unſere Kinder hebräiſch leſen können, auch ſchreiben."

Er ſandte einen der Knaben um ſein Schreibbuch; der andere las.

Es war ein wunderliches Rezitativ, von dem der Juden völlig verſchieden und wenn ich nicht gewußt hätte, daß aus dem Pentateuch geleſen werde, ich wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß es hebräiſch ſei.

Ich fragte den Hohenprieſter, ob er auch das El Aſſuri leſen könne, er bejahte dies; konnte aber, als ich ihm meine hebräiſche Denkſchrift „Kol mebaſſer" überreichte, nur mühſam das Wort Israel heraus buchſtabiren.

„Aus welchem Lande kommst Du?“

Aus dem großen Reiche des Sultan njemßa.

Er schüttelte das Haupt, als Zeichen, daß er es nicht kenne, was er auch that, als ich Oesterreich nannte.

„In Deinem Lande schreiben die Menschen nicht hebräisch, wie im gelobten?“

Der Knabe, den sein Großvater, um das Schreibbuch geschickt hatte, zeigte mir seine hebräische und arabische Handschrift, die beide genug zierlich waren. Alle Samaritaner sprechen arabisch.

Ich fragte den Hohenpriester, ob er den Talmud lese?

„Niemand von den Samaritanern, weil wir an seinen Inhalt nicht glauben. Das Gesetz Moses' ist einfach und klar. Hätte Gott gewollt, daß wir noch mehr Gebote halten, er hätte sie nicht den Deutungen der Rabbinen überlassen.“

Leset Ihr nicht zuweilen ein arabisches Buch?

„Das thun wir.“

Warum dann nicht auch den Talmud, nicht um an seinen Inhalt zu glauben, sondern aus Neugierde. Die Karaïten halten auch die Gesetze des Talmud nicht; ihnen ist wie Euch nur das Wort Moses' heilig; aber Manche von ihnen lesen doch den Talmud.

„Was kann er für uns enthalten!“

Willst Du, ehrwürdiger Herr! mir nicht ein geschriebenes Gebetbuch, von den Eueren, auf die Reise geben?

„Wir verkaufen kein Buch. Es wollte ein Reisender uns so viel Silber geben, als ein Gebetbuch schwer ist, wir verweigerten es ihm. Der engliche Consul half einem von den Unseren nach England, der war ein Abtrünniger und hat uns fünfzig Gebetbücher gestohlen.“

Du sagtest mir, daß Ihr sehr arm seid. Warum verkauft Ihr nicht geschriebene Gebetbücher? Was Menschen schreiben ist ja nicht heilig.

„Aber die Menschen, die unsere Gebetbücher nicht verstehen, könnten sie zu unheiligen Zwecken verwenden.“

Der Greis ſtand auf, that den Pentateuch wieder in die Lade, zog den Vorhang vor und neigte ſich tief zur Erde. Dann verließen wir die Synagoge. In dem Hofraume waren jetzt zwei Frauen, die ſich raſch verſchleierten, damit beſchäftigt, kupferne Gefäße blank zu ſcheuern. Sie trugen drei Finger breite ſilberne Armbänder von ſeltſam fremder Form. Ich ließ ſie fragen, ob ſie mir dieſelben verkaufen wollten? Was ſie ſogleich bejahten und ſo wurde ein Schmuck von den armen Samaritanerinnen mein, der am Arme der Dame, der ich ihn mitbrachte, ſogleich die Aufmerkſamkeit feſſelt.

Ich muß es bemerken, weil es der einzige Fall auf meiner Reiſe im Oriente war, daß mir im Hauſe der Samaritaner keinerlei Gaſtfreundſchaft erwieſen, dagegen wiederholt, wahrſcheinlich um mich zu einer gleichen aufzumuntern, die Großmut der Reiſenden gerühmt wurde. Ich ließ ein Geldgeſchenk zurück und ſchied.

In Nablus lebt auch eine kleine ſepharediſche Gemeinde in einem einzigen Hauſe beiſammen; ſie zählt nur vierzig Seelen und hat keinen Chacham. Ich beſuchte das Haus, das ein ſchmales Sackgäßchen bildet, zu deſſen beiden Seiten enge, unſagbar ſchmutzige Kammern ſind, die nur durch die Thüre Licht empfangen. Die Weiber mit ihren Kindern, in einem eklen Anzuge, umringten mich bald und bettelten. Es war blos ein ältlicher Mann anweſend, der mich in die Synagoge führte, die ſich in demſelben Hofraume befindet. Wir ſtiegen vier Stufen zu einem Raume hinab, der höchſtens für zwanzig Perſonen gedrängt Platz bietet und kahl und weihelos ausſieht.

Ich fragte den Mann, ob er mit den Samaritanern umgehe?

Die Weiber erhoben ein abwehrendes Geſchrei und eine von ihnen ſagte: „Biſt Du bei den Taubeanbetern geweſen?“

Ich bejahte es.

Wieder kehrten ſich die Weiber mit einem mißbilligenden Schreie ab und die Eine ſprach wieder: „Weißt Du auch, daß

ſie Schlachtopfer bringen auf dem Berge Garizim? Nimm ein reinigendes Bad, Herr! da Du ſchon bei ihnen geweſen biſt.“

Ich erbat mir für die Weiterreiſe einige geſchlachtete Hühner von ihnen, die ſie mir in das Haus zu bringen verſprachen; der alte Mann, welcher der Vorbeter, der Beſchneider, der Schlächter, der Arzt und der Amulettenſchreiber dieſer kleinſten Gemeinde, die ich im Oriente fand, iſt, brachte mir das Gewünſchte und noch einen gebackenen in Oel getunkten Kuchen mit, den ich nicht zu eſſen wagte.

Auf dem Garizim.

Die Wasserscheide. — Die zwölf Steine. — Ueberlieferungen. — Jüdische Constituante. — Lichtberge. — Ein schönes Sprüchwort.

Ich ruhte bis nach der Mittagsglut, denn mein Unwohlsein hatte sich in Mattigkeit aufgelöst und ich wollte Kräfte sammeln, um gegen Abend den Garizim zu besteigen.

Matthia kam um fünf Uhr mit einem Samaritaner, der unser Führer sein sollte. Wir stiegen zu Pferde und waren durch eine reich mit Bäumen bepflanzte und bewässerte Schlucht am Fuße des Garizim, welcher, wie der ihm gegenüberliegende Ebal, sich kahl und steinigt erhebt. Zwischen beiden lang hingestreckt liegt das schmale, üppig grüne Thal von Nablus, aus dessen prächtigen Bäumen und duftenden Gärten das biblisch alte Sichem mit seinen massiven Steinhäusern, funkelnden Kuppeln, weißen Minareten hervorleuchtet. Alle Häuser haben, wie die in Jerusalem, Kuppeln, und das Thal zwischen den Bergen des Segens und des Fluches liegt als ein selig junger, grüner Strom mitten inne. Nur Damaskus gewährt, rücksichtlich seiner Fruchtbarkeit und seines Quellenreichthums, einen gleich erquickenden Anblick.

Erst in neuerer Zeit wurde durch den scharfsinnigen Beobachter Robinson die interessante Entdeckung gemacht, daß Nablus auf der Wasserscheide des Thales liege, indem die Quellen im Osten nach dem Jordan, die im Westen nach dem mittelländischen Meere abfließen. Das Thal ist nur eintausendsechshundert Fuß

breit und die beiden Berge erheben sich steil etwa achthundert Fuß über demselben empor. Daß der Berg des Segens fruchtbar, der des Fluches kahl sei, ist eine Legende, die von der poetischen Anschauungsweise vieler Reisenden, Benjamin von Tudela an der Spitze, zeugt. Ich sah beide Berge gleich kahl und unwirtlich.

Zahlreiche Grabhöhlen am Ebal, während der Garizim keine enthält, zeugen nur von der Anschauungsweise des Volkes seit alten Tagen, welche mit jener der Reisenden zusammenstimmt.

Nach einer starken Viertelstunde hatten wir die Höhe des Berges erreicht, die sich als ein langgezogenes Tafelland darstellt. Auf einer kleinen Anhöhe des Bergrandes befindet sich ein Wely, wo die Samaritaner am Neujahr-, am Versöhnungs-, Laubhütten- und Passahfest ihr Gebet verrichten kommen. Am letztern bringen sie oben Lämmer als Opfer dar. Die Stelle zu diesem Opfer ist durch zwei Reihen Steine und eine sehr nachlässig ausgemauerte Grube bezeichnet.

Hinter dieser Anhöhe liegen die weitläuftigen Ruinen einer wahrscheinlich aus der Römerzeit stammenden Veste, deren zerstörte Mauern und Thürme fugengeränderte Steine zeigen. Diese Ruinen, die lange irrig für Ueberbleibsel des alten Tempels gehalten wurden, sind übrigens selbst unter den Samaritanern unter dem Namen: das Kastell bekannt.

Tiefer als dieses Kastell liegen flache Steine, die ihrer Größe wegen auffallen. „Hier liegen", sagte unser samaritanischer Führer, „die zwölf Steine begraben, welche die Israeliten aus dem Jordan mitgebracht haben."

Benjamin von Tudela berichtet, er habe den Altar der Samaritaner aus diesen zwölf Steinen aufgebaut gesehen.

Als wir von dieser Stelle weiter gingen, forderte mich unser Führer auf, die Schuhe abzulegen. Ich folgte seiner Aufforderung, wie schmerzlich es auch war, über die Steine hinzugehen. Wir betraten, während Matthia zurückblieb, eine ziemlich große Felsenfläche, auf der die Stiftshütte mit der Bundeslade gestanden haben soll. Ringsher sind kaum kenntliche Ueberreste einer Mauer, die vielleicht diejenige des Tempels gewesen ist.

Unser Führer erzählte: „Hier oben dürfen wir nach jeder Weltgegend uns wenden, um zu beten; aber unten müssen wir das Angesicht immer gegen den Garizim kehren. Hier wird der el Muhdy, der Führer, erscheinen, der uns erlösen wird aus der Sklaverei. Es ist bald das Maaß der Welt voll und unsere Erlösung ist nicht mehr ferne."

Nahe dieser großen Felsenfläche zeigte er mir die Stelle, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte. Als ich ihm sagte, daß diese Begebenheit auf dem Berge Moria in Jerusalem, wo der Tempel Jehova's stand, sich zugetragen habe; erwiderte er: „Es wäre mir eine Sünde, Dich in Deinem Glauben zu stören. Hier aber ist der Ort."

Welche Stelle es auch gewesen sein mag, wo diese oder eine andere That sich begeben hat, oder irgend ein Stein oder Tempel lag — wieder wie in Jerusalem betrachten wir die ganze große Szene, die kaum wie eine andere in der heiligen Schrift bestimmt gezeichnet ist. Und es ist von tiefem Eindruck, nach Jahrtausenden, mit der unantastbaren Urkunde in der Hand, den Schauplatz zu sehen, auf ihm umherzuwandeln, wo ein großes religiöses und politisches Ereigniß stattgefunden hat, welches eines der merkwürdigsten Völker der Erde erlebt hat und zu dem man selbst gehört.

Die Araber nennen den Garizim el Tur; nur die Samaritaner bezeichnen ihn mit dem alten Namen: „der Berg des Segens, Grisim." Entgegen der heiligen Schrift, wie wir gesehen haben, verlegen sie den von Josua „dem Gotte Israel erbauten Altar auf dem Berge Ebal" auf den Garizim und behaupten, die Nennung des Berges Ebal sei in dieser Beziehung eine Fälschung des Textes. Der sieghafte Feldherr baute den Altar von ganzen Steinen, die mit keinem Eisen behauen waren. Er brachte Brand- und Dankopfer dar und schrieb das Gesetz Moses' auf Steine, die mit Kalk überzogen waren. Und das ganze Israel mit seinen Aeltesten und Amtleuten und Richtern stunden zu beiden Seiten der Bundeslade, die Fremdlinge sowohl als die Einheimischen, eine Hälfte neben dem Berge Grisim und die andere neben dem Berge Ebal, zu segnen das Volk Israel.

Einen großartigern Akt hat kein Volk der Erde in der uralten und in der neuern Welt aufzuweiſen, als, um es mit einem modernen Ausdrucke zu bezeichnen, die Beſchwörung dieſer religiös-politiſchen Conſtituzion.

Wo jetzt die Stadt gebaut iſt, ſtand die Bundeslade, das heilige Palladium des Volkes, der heilige Geiſt des Geſetzes, das unverlöſchliche Licht der Lehre. Um ſie ſchaarten ſich die Leviten mit dem Angeſichte gegen Morgen; ſie hatten ſomit zu ihrer rechten Hand, welche im Morgenlande ſeit Urzeiten als die vornehme gilt, den Garizim, zur minder edlen Hand den Ebal. Was vielleicht erklären mag, warum die am Garizim ſtehenden Stämme den Segen ſprechen und die am Ebal, trotzdem der Altar auf ihm errichtet war, den Fluch.

Seitdem das Volk die heilige Lehre am Sinai empfangen hatte, war es nicht ſo mächtig und zu Hunderttauſenden geſchaart wie jetzt. Damals lauſchend einer verheißenen Zukunft, jetzt in einer erfüllten, großen Gegenwart ſtehend.

Das Geſetz Moſes' ward geleſen, laut mit Poſaunenton verkündet, und nicht von einem Prieſterchore, von ganzen Stämmen, von einem großen Volke wird Amen geſagt, wenn die Segnungen ausgeſprochen werden und die Flüche.

Sinai und Garizim ſind Lichtberge der Erde, auf ihnen ruhten die kühnen Adlergedanken des größten Geſetzgebers, zu ihnen ſchaute ein ewiges Volk empor und um den Sinai waren, erzählt eine ſchöne rabbiniſche Legende, als die Donnerſtimmen der Lehre erklangen, alle noch ungeborenen, zukünftigen Seelen des jüdiſchen Volkes verſammelt, um zu hören und durchleuchtet zu werden.

Es giebt kein ſchöneres Sprüchwort, als welches ein Jude ſagt, wenn ihn ein ariſtokratiſcher Glaubensgenoſſe demütigen will: „Auch meine Seele iſt an dem Berge Sinai geſtanden!“

Der Ebal.

Urſache des Aufruhrs. — Samaritaniſche Begräbnißſtätte. — Ebal arabiſch. — Muſik.

Als wir den Garizim herab ritten, war es noch lange bis zum Sonnenuntergang und mein Führer fragte mich zu meiner Verwunderung, ob ich nicht noch auf den Ebal ziehen wollte.

„Iſt es denn nicht gefährlich, da hinauf zu gehen? Es iſt noch wenigen Reiſenden gelungen, ihn zu beſteigen.“

Ich führe Dich, Herr! ungefährdet wieder zurück.

„Aber das Volk von Nablus iſt jetzt aufrühreriſcher als je und es ſind, Du weißt es, vor nicht langer Zeit ſo blutige Opfer gefallen.“

Die Empörung war gegen einen vierzehnjährigen Knaben gerichtet, den der franzöſiſche Conſul durch ſeinen Einfluß beim Paſcha von Jeruſalem zum Agenten gemacht hat. Die franzöſiſche Flagge wurde bei dieſer Gelegenheit zerriſſen und mit Füßen getreten und wir hören, daß der Paſcha abgeſetzt werden wird.

„Ein engliſcher Miſſionair hat einen zudringlichen Bettler erſchoſſen. War nicht darum der Aufſtand?“

Das war zufällig, Herr! und nur die Veranlaſſung eines ſchon ſeit lange kochenden Grolles. Du biſt kein Franzoſe und kein Engländer, Herr! und Dir wird hier kein Leid widerfahren.

„Woher wiſſen die Leute, daß ich keines von beiden bin und wenn ich mißhandelt oder erſchlagen werde, kann es mir nützen, wenn ſich ſpäter erweiſet, daß ich den beiden großen Nazionen nicht angehöre.“

Der Schech ließ in dem Hauſe, wo Du wohnſt, nach Dir fragen und dann haben die Aerzte, die Du ſo großmütig belohnt haſt, von Dir erzählt.

So bedenklich dieſe Mittheilungen waren, ich hätte es doch unternommen, den Ebal zu beſteigen; aber meine Mattigkeit war noch nicht völlig gewichen und ich mußte mich ſchonen, um den mir noch bevorſtehenden zweitägigen Ritt nach Jaffa ertragen zu können.

Aber es war ein Schmerz, gerade dieſen Berg, der noch ſo wenig bekannt iſt, nicht beſteigen zu können.

Als wir die ſchöne Quelle Aſal erreicht und aus derſelben treffliches Waſſer getrunken hatten, kamen wir an der Begräbnißſtätte der Samaritaner vorüber. Ich fragte meinen Führer, ob die Samaritaner beſondere Beerdigungsgebräuche hätten, worauf er mir erwiderte: „Wir begraben unſere Todten nicht ſelbſt, denn das Berühren einer Leiche verunreinigt. Wir laſſen die Todten durch Mohammedaner auf den Begräbnißplatz bringen und in die Grube legen. Erſt nach einigen Stunden gehen wir hinaus und trauern auf dem zugeſchütteten Grabe um den Todten.“

Ich ſchickte die Pferde in die Stadt zurück und ging noch einmal zur ſchönen Quelle, wohin auch eine Gruppe mohammedaniſcher Männer aus Nablus gekommen waren, um ſich des allmälich rot leuchtenden Abends und der kühlen Quelle zu erfreuen.

Sie knüpften bald mit Matthia ein Geſpräch an, indem ſie fragten, wie lange ich in ihrer Stadt bleibe und was die Abſicht meines Kommens ſei. Matthia überſetzte mir ihre Reden, die unter den gegebenen Umſtänden nicht unbedenklich ſchienen und wie ich mich ſpäter überzeugte, nur aus gewöhnlicher Neugierde hervorgegangen waren. Auf ihre Frage, wie mir die Stadt gefalle, ließ ich ihnen ſagen, daß ſie ſo ſchön wie Damaskus ſei, aber noch ſchöner durch den Ruhm der Tapferkeit ihrer Männer.

„Das iſt ein edel denkender Mann!“ ſagten ſie unter einander.

Ich ſprach über die beiden Berge, in deren Angeſicht wir ſaßen und als ich die Verwunderung ausſprach, daß der Ebal

kahler und trauriger als der Garizim daſtehe, erwiederte einer der Männer: „Das iſt natürlich, Herr! der Ebal iſt der Sonne mehr ausgeſetzt, als der Garizim.“

Ich erhielt ſo die einfachſte Löſung einer ſeit Jahrhunderten von Reiſebeſchreibern legendenhaft geſchauten Thatſache, die den Berg des Fluchs gerne als verflucht und von Grün und Blüte verlaſſen betrachtet.

Ich fragte um den Namen des Ebal, indem ich auf den Berg zeigte, weil ihn, wie Ritter berichtet, Robinſon trotz wiederholten Fragens nicht erfahren konnte. Die Männer nannten mir den Namen Dſchebel Emat e din; doch kann ich nicht dafür einſtehen, daß ich die nicht immer gut verſtändliche Ausſprache der Araber, wenn ſie Namen nennen, mißhörend, vielleicht unrichtig ſchreibe.

Ich ſchied von den Männern, zu denen ſich noch etwa funfzehn geſellt hatten, unter freundlichſter Begrüßung, und ſo erfuhr ich auch am folgenden Tage, wo ich die Stadt und die Umgebung durchwanderte, in der eben erſt durch einen Aufruhr fanatiſirten Stadt durchaus nichts Unfreundliches, in einer Stadt, deren Bevölkerung faſt von allen Reiſenden, als dem Fremden ungaſtlich, wenn nicht feindlich geſchildert wird.

Als ich in meine Wohnung zurück kam, wurde ich von einer Gruppe Muſikanten, die auf der Terraſſe ſaßen, begrüßt: Geige, Hackbret und Handtrommeln begleiteten wieder jenen unangenehmen Geſang, den wir ſchon in dieſen Blättern geſchildert haben.

Die Hausfrau hatte die Leute beſtellt, um ihrem Gaſte Freude zu machen!

Jakobs Brunnen und Joſefs Grab.

Tiefe des Brunnens. — Legende. — Die Bibel. — Die Paßſtadt. — Feſte am Grabe.

Ich ließ um fünf Uhr Morgens ſatteln, um rechtzeitig wieder in der Stadt zu ſein, da ich an demſelben Tage die Reiſe fortzuſetzen beſchloſſen hatte.

Der friſche Hauch des Morgens vollendete meine Geneſung, und durch das üppig bebaute Thal vor dem Stadtthore eine halbe Stunde hinreitend, erreichten wir den Brunnen, den die Mohammedaner ſowohl, wie die Samaritaner als den des Erzvaters anerkennen. Eine Höhle in den Felſen hinab iſt theilweiſe mit einem Steine bedeckt. Waſſer konnten wir durch hinabgeworfene Steinchen nicht entdecken; doch ſoll der Brunnen jetzt der heißen Sommerzeit wegen ausgetrocknet geweſen ſein. Die Chriſten, welche dieſen Brunnen Bir es Samirîyeh nennen, verehren ihn nicht allein des Erzvaters wegen, ſondern weil an ihm das ſchöne Geſpräch mit der Samaritanerin geführt worden ſein ſoll.

In der Nähe liegen faſt ganz verſchüttete, unanſehnliche Ruinen einer ehemaligen Kirche; vier zerbrochene Säulenreſte ringsumher.

Die Tiefe des Brunnens wird verſchieden angegeben; der Zufall, daß einem Reiſenden eine Bibel hinabgefallen iſt, die ein an einem Seile hinabgelaſſener Araber wieder heraufholte, hat die Tiefe auf fünfundſiebenzig Fuß feſtgeſetzt, die früher noch größer ſein mochte, indem faſt jeder Reiſende, um ihn zu meſſen, Steine hineinwirft. Die Mönchslegende erzählt, daß der Brunnen jedes

Jahr einmal nur von frischem Wasser überquelle, und zwar an dem Tage, wo Jesus mit der Samaritanerin an demselben sprach.

Etwa dreihundert Schritte nördlich vom Jakobsbrunnen erhebt sich in dem von mäßigen, schön geformten Bergen umgebenen Rundthale ein weißschimmerndes, viereckiges Gebäude, das Grab Josefs. Eine schönere Ruhestätte ist nicht mehr zu finden, und jedenfalls wurde der Sohn schöner gebettet als seine schöne Mutter zwischen Bethlehem und Jerusalem.

Ich setzte mich, ehe ich das Grab betrat, auf einen Stein und schlug, während die große Szene mich umgab, die Bibel auf, um in ihr zu lesen, was sich alles hier begeben hat. Wie genial auch schon das gelobte Land geschildert und beschrieben wurde, die einfach naive Darstellung der Bibel überbietet Alles. Und da die Zustände im Morgenlande sich so wenig verändern, die Menschen in ihren Gewohnheiten bis auf die Tracht sich treu geblieben sind, so meint man oft, die Bibel schildere die Gegenwart.

Dieses durch sein Alterthum, seinen Geist und seine Poesie heilige Buch ist, wo es naive Zustände schildert, das unübertroffenste, das des Menschen Geist geschaffen hat. Welches Volk der Erde besitzt eine solche Urkunde seiner Geschichte, seiner Poesie, ein solches Adelsdiplom seines Geistes?

Dies also ist Schechem, die Asylstadt auf dem Gebirge Efraim, die Genossin von Kades und Hebron. Schon Abraham kam bis zu dieser Stadt und Jakob schlug sein Lager vor derselben auf, bis er aufbrach und nach Bethel zog. Seine Söhne gingen das Vieh ihres Vaters zu weiden gen Sichem und verkauften hier ihren Bruder an die Ismaeliten, die mit einer Karawane vorüberzogen, nach Egypten; wie eben auch jetzt eine solche, bestehend aus Kameelen und Maulthieren, auf denen weiß beturbante, bewaffnete Männer sitzen, nahe bei mir vorüberzieht. Auf diesem Felde lagerten die Brüder, ehe sie hingingen in die Stadt, um die Schmach ihrer Schwester Dina zu rächen. Ich befinde mich auf dem Stück Feldes, das Jakob von den Kindern Homor,

des Vaters Sichem um 100 Kesita kaufte und als Erbtheil besaß. Hier wurden Josefs Gebeine nach dem Einzuge Israels in Kanaan begraben.

Zur Zeit der Richter wurde Schechem von Abimelech, gegen den es sich empörte, zerstört. Hier sprach der König Rehabeam das unglücklich-verhängnißvolle Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich werde euch mit Skorpionen züchtigen.“ Und die Stämme fielen von ihm ab und der Zerfall des jüdischen Reiches begann.

Die Geschichte hat ihre Lieblingsstellen auf der Erde, die sie mit allem Zauber der Vergangenheit umgiebt, die sie mit Lied und Sage verherrlicht und nicht sterben läßt im Gedächtnisse der Menschen.

Vier Jahrtausende zurück reichen die Erinnerungen dieser Stadt und ist es nicht wunderbar, daß die letzten Ueberreste eines verlorenen Volkstammes sich gerade hier befinden, welcher das Buch der Bücher in einer mehr als dreitausendjährigen Urschrift zu besitzen meint und auf den Berg hinaufgeht und noch jetzt Schlachtopfer dem Gotte Jehova darbringt.

Es verdient allgemein bekannt gemacht zu werden, daß der deutsche Gelehrte Olshausen den lange im Josefus unverstandenen Namen der Stadt Mabortha auf die einfachste Art erklärt hat, indem er nachwies, daß dieses Wort im Aramäischen, Paß bedeutet. Natürlicher konnte die Stadt, die eine Paßlage zwischen den zwei Bergen hat, nicht bezeichnet werden. Der römische Name der Stadt Flavia Neapolis hat sich auf Münzen erhalten.

Wir wollen das Grab Josefs betreten und gelangen in einen roh aufgemauerten Vorhof, aus dem wir zur Linken in einen zweiten ungedeckten Raum kommen, der von einer 15 Fuß hohen, 4 Schuh dicken Mauer umgeben ist. Hier befindet sich, dem Eintretenden zur Rechten, ein weiß übertünchter, 8 Spannen langer, 7 Spannen hoher Sarkofag, zu dessen beiden Enden sich ebenfalls weiß übertünchte Säulen befinden, die nicht höher als der

Sarkofag ſind. Beide ſind oben, wo das Kapitäl ſein ſollte, ausgehöhlt und zeigen die Spuren, daß Holz in dieſen Vertiefungen verbrannt worden war. Dem Eintretenden entgegen befinden ſich zwei Niſchen, in deren einer zwei Marmortafeln eingefugt ſind; die obere enthält mit vertiefter, die untere mit erhabener Schrift die Bibelſtellen eingemeißelt, die ſich auf den Tod und das Begräbniß des edlen Todten beziehen. Dieſen Niſchen gegenüber, zur Rechten der Eingangsthür iſt noch eine dritte und ein aufgemauerter Diwan angebracht. Zur Linken des Eingangs in der Ecke des viereckigen Raumes iſt eine Aufmauerung, die bis zur halben Höhe der Umfangsmauer reicht, aus ihr grünten fröhlich drei Reben empor, deren eine ich abſchnitt, um ſie als ein heiteres Erinnerungszeichen an den durch Schönheit, Keuſchheit und Weisheit verklärten Patriarchen mit in die Heimat zu bringen.

Wie beim Brunnen vereinigte ſich auch bei dieſem Grabe die Meinung der verſchiedenen Religionsbekenntniſſe, daß es die Ruheſtätte des Patriarchen ſei. Der Aufbau des Ganzen iſt von einem mohammedaniſchen Welj wenig unterſchieden und nicht ſehr alt. Die Bewachung deſſelben, wiewohl weder Vorhof noch der innere Raum eine ſchließbare Pforte hat, iſt den Juden überlaſſen. Es ſcheint auch, daß es vorzüglich Juden ſind, die zu dem Grabe wallfahrten, denn ich fand außerordentlich viele hebräiſch, mit Bleiſtift geſchriebene, oder auch in die Wände eingegrabene Namen; arabiſche waren nur wenige darunter.

Der Jude, von dem ich mir einige Hühner für die Reiſe erbeten hatte, begleitete mich und erzählte mir, daß der Bau von den Mohammedanern, die Juſſuf als Profeten verehren, herrühre und daß ſie heitere Familienfeſte gerne an dieſem Grabe begehen.

Legenden von Juſſuf.

Der geſtohlene Gürtel. — Jakobs Unglaube. — Der Erzengel. — Schnitt in die Finger. — Suleïcha.

Wie in der Bibel dem ſchönen Patriarchenſohne mehrere Kapitel, ſo iſt ihm auch im Koran eine ganze Sure gewidmet, die mit dem Verſe anhebt: „Wir wollen dir erzählen die ſchönſte der Geſchichten.“

Eine der berühmteſten arabiſchen Geſchichten vom Anfange der Welt bis auf das Jahr der Hidſchra 309 von Thabari, deren Original verloren gegangen iſt und ſich nur in einer perſiſchen und türkiſchen Ueberſetzung erhalten hat, erzählt ebenfalls die Geſchichte Juſſufs, aus der wir nur einige Nachrichten, welche in der Bibel nicht enthalten ſind, hier mittheilen wollen:

Die Schweſter Jakobs des Erzvaters, erbat ſich den kleinen Juſſuf, um ihn bei ſich zu erziehen, denn das Kind gefiel ihr, wegen ſeiner ungewöhnlichen Schönheit ganz außerordentlich. Als er einige Zeit bei ihr weilte, ergriff den Vater Sehnſucht nach ſeinem Kinde; er kam, um es zurück zu fordern. Da band die Baſe heimlich einen aprikoſenfarbenen Gürtel dem Kinde um den Leib und erhob, als ihr Bruder in ihr Zelt kam, einen großen Lärm, daß ihr ein Gürtel geſtohlen worden ſei. Als man ihn um den Leib des Knaben gewunden fand, erklärte ſie ihn auf zwei Jahre für ihren Leibeigenen, denn nach dem Geſetze Abrahams wurde ein Freier leibeigen, wenn er geſtohlen hatte.

Nach dem Tode der Base kehrte Juſſuf in das älterliche Haus zurück.

Jakob glaubte nicht, als ihm es ſeine Söhne berichteten, daß ein Wolf ſein Kind zerriſſen habe, denn als ſie ihm das blutige Hemd brachten, war dieſes ganz. Doch ſprach er ſeinen Verdacht nicht aus und glaubte im Herzen ſtill an ein Wiederſehen. Ein ſolcher Glaube wurde in ihm noch beſonders durch einen Traum beſtärkt, in dem ihm der Todesengel erſchien. Er fragte dieſen, ob er ſeines Kindes Seele genommen habe? „Nein!“ erwiederte der Todesengel. Zuweilen auch, wenn er des Abends vor dem Zelte ſaß, hauchte es ihm vom Hemde ſeines verlorenen Kindes roſenduftend an.

Thabari nennt den Karawanenführer, der Juſſuf nach Egypten brachte, Maleb. Als er an der Ziſterne vorüberzog, in welche die grauſamen Brüder den Knaben hinabgeſenkt hatten, hieß er ſeinen Sklaven Buſchra Waſſer ſchöpfen. Juſſuf klammerte ſich an den hinab geſenkten Eimer feſt. Von unten herauf leuchtete ein Roſenſchimmer, es war der Wiederglanz von Juſſufs Wangen.

„Heil uns, o Buſchra!“ rief Maleb, „ein ſchöner Knabe!“

Wo die Karawane zog, erregte Juſſufs Schönheit ein ſolch beunruhigendes Aufſehen, daß ihn Maleb mit einem ſiebenfachen Schleier umwand, aber ſein Wangenglanz leuchtete durch. Einen förmlichen Aufruhr erregte die Schönheit des Knaben auf dem Sklavenmarkte von Memphis, wo der Farao Rijan, ein Sohn Walids aus dem Geſchlechte der Amalekiter herrſchte.

Juſſuf wäre der ſchönen und wollüſtigen Egyptierin nicht widerſtanden, wenn ihm nicht über deren Lager ſein Vater mit drohendem Finger gewinkt und zu ihm geſprochen hätte: „Juſſuf, Juſſuf! was beginnſt Du? Noch ſchwebſt Du in Lüften, ein leichtbeſchwingter Vogel, um einſt auf dem Baume des Profetenthumes zu ſitzen. Hüte Dich, daß Du nicht ohne Schweif und Schwingen zur Erde niederſtürzeſt!“

Als Juſſuf in den Kerker geworfen war, und trotzdem ein Gerede unter den Frauen von Memphis über Putifars Gattin

Suleicha entſtanden war und über ihre Tugend gemunkelt wurde, erbat ſie ſich den Jüngling für einen Tag von ihrem Gatten. Darauf lud ſie die Damen von Memphis zu einem Feſte. Als am Schluſſe der Tafel Pomeranzen aufgetragen wurden und die Frauen ſie mit ſilbernen Meſſerchen ſchälten, ließ Suleicha durch den ſchön geſchmückten Juſſuf Scherbet herum reichen. Alle waren plötzlich wie verzaubert, ſie konnten die Blicke von dem ſchönen Jünglinge nicht abwenden und ſchnitten ſich, ohne daß ſie es merkten, in die Finger. Da rief die Frau vom Hauſe den Damen von Memphis zu: „Euere blutenden Finger, ihr Tugendhaften, ſind meine Rechtfertigung!“

Als Juſſuf im Kerker immer vergebens durch des Mundſchenken Fürſprache auf ſeine Freiheit hoffte, erſchien ihm eines Nachts der Erzengel Gabriel und ſprach:

„O Juſſuf, wer hat dich erſchaffen?“

Gott der Herr.

„Wer hat dir ſolche Schönheit gegeben?“

Gott der Herr.

„Dein Vater hat zwölf Söhne; wer hat ihm vor Allen die große Liebe zu dir eingeflößt?“

Gott der Herr.

„Wer gab deinen Brüdern in den Sinn, daß ſie dich, ſtatt zu tödten, in den Brunnen warfen?“

Gott der Herr.

„Wer rettete dich aus den Brunnen?“

Gott der Herr.

„So Vieles hat Gott der Herr für dich gethan, Juſſuf! wie kannſt du auf ein Geſchöpf vertrauen ob der Rettung aus dem Kerker?“

Juſſuf weinte und vertraute fortan nur auf Gott den Herrn.

Als Juſſuf vor den Farao gebracht wurde, redete ihn dieſer in ſieben Sprachen an und Juſſuf erwiederte ihm ebenfalls in ſieben Sprachen. Die Prieſter des Farao, die auch Träume deuten konnten und vieler Sprachen kundig waren, ſtanden weit

hinter Juſſuf zurück, erzählt der Geſchichtſchreiber. Er beſaß, was mehr als Klugheit und Willenſtärke iſt: Seherblick und Herrſcherkraft, die unumgänglichen Erforderniſſe des Profetenthums.

Farao gab Suleicha, die „eine unberührte Perle im Hareme des verſchnittenen Putifar geblieben war" Juſſuf zum Weibe.

Aber die Scham über ihr früheres Thun ſühnte nun die Gattin durch freiwillige Entſagung, wiewohl ſie Juſſuf mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte. Was früher Juſſuf, verſagte jetzt Suleicha und ſo iſt dieſes Liebesabenteuer ein Gegenſtand aller Romanſchriftſteller des Morgenlandes geworden; ein Beiſpiel ſinnlicher und enthaltſamer, ſeltener und ſonderbarer Liebe.

Wie die Liebe der Nachtigall zur Roſe, des Schmetterlings zur Flamme: ſo rein und ſchön wird die Juſſufs zu Suleicha beſungen.

Wir aber wollen dieſes Blatt mit einem ſchönen Verſe Saadis ſchließen:

Und weißt du, was die Nachtigall
Voll Sehnſucht in den Bäumen ſingt?
„Verloren iſt der Menſch im All,
Der, wenn der Lenz und Liebe klingt,
Nicht froh ſein Herz zum Opfer bringt!"

Dſchel Dſchule.

Sonne und Quelle. — Gang der Frauen. — Brotbäckerei. — Nächtlicher Ritt. — Ein Leopard.

Der orientaliſche Dichter vergleicht die Sonne mit einem Falken, der aus dem azurnen Neſte des Himmels herabſchießt auf die Erde. Oder die Sonne iſt ihm ein Löwe, der die Nacht, die flüchtige Gazelle verjagt. Im Morgenlande begreift man den hyperboliſchen Dichter. Es ſollten diejenigen, denen es Pflicht iſt, die heiligen Schriften dem Volke zu erklären, ſich die Kenntniß der morgenländiſchen Denker und Dichter überhaupt aneignen, um die Profeten beſſer zu verſtehen und wohl auch einzuſehen, daß ihre Sprache — und nur dieſe meinen wir — häufig die allgemein poetiſche und bilderreiche des Morgenlandes iſt. Wer den chriſtlichſten profetiſchen Dichter Dante allein läſe, ohne ſeine Vorgänger oder ſeine Mitlebenden zu kennen, dem würde er über alles Maaß hinaus gewaltig und unerklärlich erſcheinen. Ebenſo, um eine andere Kunſt zu nennen: Rafael Sanzio, wenn man nicht ſeine Vorgänger Francia und Perugino, ſeine Zeitgenoſſen Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti ſtudirt.

Die Verehrung und Bewunderung für die Sprache der Profeten und Pſalmenſänger wird keine geringere werden, wenn man ſie im Zuſammenhange mit den Profeten und Dichtern nachbarlicher Völker ſtudirt.

Die große Mehrheit der christlichen und der jüdischen Lehrer entbehrt einer solchen allgemeinen Literatur und Culturkenntniß und die Schüler lernen — Unwissenheit.

Um 9 Uhr Morgens bei einer schon fast unerträglichen Glut verließen wir Nablus. Wir mußten die Lichtpfeile auf uns niederregnen lassen, bis wir in der Nähe des Dorfes Residia an einen schön ummauerten Brunnen kamen, der von einer Palme beschattet uns erquickte.

An keiner Quelle zieh vorüber
Im heiß durchglühten Sonnenland,
Gastfreundlich rauschend geht sie über
Berührt von Deinem Lippenrand.

Mirjaden Pilgern, die im Grabe
Verweht vom Wüstensande sind,
Gewährte Kühlung schon und Labe
Das bergentsprungne, frische Kind.

Wie auch vom blauen Himmel nieder
Der Sonnenblick versengend flammt,
Sie regt die hellen Silberglieder
Und übt ihr frisches Schenkenamt.

Sie weht mit ihrem Palmenfächer
Dir Kühlung zu und grünen Trost
Und singt ein Schlummerlied dem Zecher,
Er träumt von ihrem Hauch umkost.

Aus dem Dorfe kamen mehrere Mädchen um Wasser zu schöpfen, während wir am Brunnen lagerten. Sie waren weiß gekleidet; ihr dunkles Antlitz mit brennenden schwarzen Augen glänzte, wie braunes Gold aus den weißen Schleiern und an den nackten Armen funkelten Armbänder.

Als sie sich mit den Wasserkrügen auf dem Kopfe entfernten, konnte ich abermals eine Erscheinung wiederholt sehen, die mir im Morgenlande vielfach in den Dörfern auffiel: die stolze schöne Haltung der Frauen. Die Gewohnheit, Alles auf dem Kopfe zu tragen und abwechselnd mit den Armen fest zu halten, giebt diesen

einen plaſtiſchen Schwung und zwingt die Geſtalt, den Oberleib ſtreng aufrecht und ruhig zu halten; dafür die Hüften die Bewegung wiegend übernehmen müſſen. Das Auge folgt gerne dieſen wandelnden Königinnen.

Nach dem Ritte einer Stunde ſahen wir rechts einen Berg hinab ein Dorf hängen, das unſer Begleiter Sawata nennt, während uns ein anderes auf einem Berge gelegenes wie eine weitläufige mittelalterliche Burg entgegenſieht: Ariet Dſchid. Es iſt von ſchönen Oelbäumen, Mais- und Tabakpflanzungen umgeben. Wir umreiten den Berg und gelangen hinter demſelben in einen ebenfalls gut angebauten Thalkeſſel. In einer Höhle ruhen wir aus, um zu frühſtücken.

Wir zogen nun über das Gebirge Raß el arnin an den Dörfern Ariet Hedſche, Fundok, Dſchen Safur vorüber und gelangten in das Wadi Azun. Das Flußbett in demſelben war völlig ausgetrocknet, die Bergrücken des ſchmalen Thales von der Tiefe, bis zur Höhe begrünt; im Thale ſelbſt unzählige Johannisbrotbäume. Gegen das Ende dieſer anmuthigen Schlucht grünten wieder Oelbäume. Wir ritten ſehr raſch durch den Wadi, denn Matthia und unſer Führer bezeichneten ihn als wenig ſicher. Wir begegneten während des ganzen Tages nur ſehr wenigen Menſchen, in dieſer Schlucht gar keinem und gelangten ungefährdet auf einen hohen, mit uralten Oelbäumen bepflanzten Bergrücken.

Wir verſchliefen die Mittagsglut unter den Bäumen gelagert, und kamen niederreitend in die große Ebene Hadſchar en nus. Da es noch nicht nahe zum Sonnenuntergange war, ritten wir das Dorf Hable, wo wir übernachten wollten, durch, nach dem noch eine Stunde fernen Dſchel Dſchule. Ich finde auf Robinſons Karte dieſes Dorf nicht verzeichnet.

Es ſind etwa 40 aus Lehm aufgeführte Hütten, deren jede von einer Lehmmauer umgeben iſt und in einem weitläufigen Hofe eine Stube und gewölbte Erdwölbungen hat, in denen die Bewohner ſchlafen und während der Regenzeit ſich aufhalten.

Im Hofe tummelten ſich Kinder zwiſchen Hühnern und Hunden umher. Ein Pferd und ein Eſel ſtanden friedlich in einer

Ecke angebunden. Drei Weiber, unverschleiert, waren um einen Ofen beschäftigt, um Brot zu backen, das in jeder Familie täglich frisch bereitet wird. Der Ofen ist ein etwa vier Schuh hoher runder Herd aus Lehm, der wie eine plumpe Säule etwa aussieht, die oben mäßig gewölbt ist. Da legen, während im Ofen eine Kohlenglut unterhalten wird, die Bäckerinnen rund und flach gewölbten Teig, einen Schuh etwa im Durchmesser hin. Nach einer halben Stunde nehmen sie das noch weiche und mehr gekochte Brot vom Ofen weg. Ich wurde jedesmal, aber noch mehr später in Egypten, wo sie das Brot noch dünner und etwas härter backen, an das ungesäuerte erinnert, das die Juden am Osterfeste essen.

Matthia bereitete mir aus dem Sattel, dem Gepäcke und der Pferdedecke ein Lager in einer der geschilderten Lehmhöhlen, in der dürres Reisig die Wände verdeckend zieren sollte. Er machte mich schon früher aufmerksam, nicht nach der Uhr zu sehen, um die Lust nach ihr nicht zu reizen. Er legte sich quer vor den Eingang und unser Führer blieb im Hofe bei den Thieren wach.

Ich lag, wiewohl völlig angekleidet, bald wieder wie in Brennnesseln. Schakale umschwärmten heulend das Gehöfte und weckten erschrocken schreiende Katzen in unserer Nähe auf. Wir entschlossen uns nach Mitternacht aufzubrechen und erreichten bald hinter dem Dorfe einen Neger, der einen beladenen Esel mit seinem Füllen vor sich her trieb. Wir schlossen uns gegenseitig gerne aneinander an. Einige Kameeltreiber begegneten uns.

Plötzlich blieb Matthia's Pferd stehen und zeigte eine auffallende Unruhe. Matthia rief uns zu, hart an ihn heran zu reiten, neben ihm stehen zu bleiben und die Pistolen zu spannen. In diesem Momente sprang in langen Sätzen quer über unsere Straße ein Leopard an uns vorüber. Wir feuerten ihm nach, das Thier verschwand in der Finsterniß; es war das einzige wilde, das ich in Palästina sah.

Wir ritten weiter durch die Nacht und kamen an zwei Mühlen vorüber, wo mehrere Karawanen lagerten. Ich wollte bleiben, denn schon oft hatte ich mich plötzlich darüber ertappt, daß ich, müde von vierzehntägiger, anstrengender Reise eingeschlafen war

und ſo vom Pferde getragen wurde. Es widerfährt dieſes bedenkliche Einſchlafen wohl auch dem Reiter des Tages, wenn die Glut zu drückend wird. Auf den entſetzlichen Gebirgswegen Syriens und Paläſtina's iſt dieſes Ermatten vielleicht das Gefährlichſte des Reiſens.

Matthia ſchien nicht den Mut zu haben, unter den fremden Männern zu übernachten und ſo ritten wir weiter.

Bald vernahmen wir durch die Stille der Nacht fernen dumpfen Donner, es waren die Brandungen des mittelländiſchen Meeres.

Zwei Stunden noch zogen wir durch ſandige Dünen, endlich eine Höhe empor und das weite Meer lag ſilberflitternd vor uns, auf ihm eine purpurne Rieſenroſe, die aufgehende Sonne.

Wir waren wieder in Jaffa.

Ehe wir Päläſtina verlaſſen, bin ich noch jenen viertägigen Ausflug zu ſchildern ſchuldig, von dem ich bei Gelegenheit meiner Kämpfe in Jeruſalem geſprochen habe: nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meer, nach St. Saba, Hebron und zum Grabe Rachels, der ſchönen Patriarchenfrau.

Jericho.

Mussa der Kawaß. — Schnee in Sonne. — Beduinen und Juden. — Keine Rosen. — Der Aga. — Ein geraubter Ochs. — Häßlichkeit der Weiber. — Tanzende Hexen. — Gesang. — Waffentanz.

Wir ritten, eine stattliche Karawane, um 6 Uhr Morgens von Jerusalem fort. Drei Deutsche, ein englischer Arzt, der Architekt Endlicher. Maulthiere trugen unsere Zelte, waren mit vollem Geräthe und Küchenproviant versehen und sechs Beduinen folgten uns als Bedeckung.

Voran zog Mussa der Kawaß.

Wir wollen diesen Führer unserer Karawane näher betrachten. Es ist eine breitschulterige, untersetzte Gestalt, arabisch gekleidet; ein krummer Säbel hängt an seiner Linken, aus dem Gürtel funkeln Pistolen und Handschar, vorn über den Sattel gelegt ist die Flinte, um im Momente einer Gefahr, sie rasch zur Hand zu haben. Das Haupt bedeckt ein rotgelbes Tuch, dessen Enden flattern, wenn er bald der Karawane voran sprengt, oder wieder zurück reitet, um zu sehen, ob Alles beisammen und in Ordnung ist. Er reitet so den Weg zweimal, den wir einmal vollendend heiß genug empfinden. Der Kopf Mussa's ist das Interessanteste an ihm: ein rotbraunes Gesicht mit lebhaften Augen, grauem Schnurrbart, macht den Eindruck einer Gutmüthigkeit, die nicht ohne Schlauheit ist und kaum vermuten läßt, daß dieser Mann von stets bewußter tapferer Entschlossenheit und — lächelnder Grausamkeit sei.

Muſſa war, als Ibrahim Paſcha Syrien eroberte, deſſen Henker.

Jetzt iſt er der treffliche Kawaß des öſterreichiſchen Generalconſulates in Jeruſalem, gekannt und gefürchtet in ganz Paläſtina.

Als der Generalconſul eines Tages auf einer Reiſe, in der Ferne eine lagernde bedenkliche Beduinengruppe ſah, riß ſich Muſſa, wie ein Blitz von der Karawane los, ſprengte unter dem ſich ankündigenden Rufe „Muſſa Kawaß!“ an die Gruppe hin und befahl den Beduinen ihre Waffen in einem Kreiſe niederzulegen. Die Männer ſtaunten über einen ſolchen Mut und — folgten. Muſſa blieb bis die Karawane aus dem Geſichtskreiſe war, dann ritt er, die Beduinen grüßend, davon.

Als ſich ein Dieb im Conſulatsgefängniſſe befand und der neue Conſul nach europäiſch üblicher Weiſe ein ſchriftliches Protokoll mit ihm und wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne allen Erfolg aufnahm, verſprach Muſſa, wenn es ihm überlaſſen würde, das Geſtändniß bald zu erlangen. Der Conſul, nichts Böſes ahnend, ließ den Kawaß gewähren, bis er aus dem Gefängniſſe ein furchtbares Schreien vernahm. Er eilte hin und ſtand vor einer entſetzlichen Szene. Der Dieb hing nackt, an den Füßen feſt gebunden, ſo daß ſein Kopf faſt den Boden berührte. Muſſa zog einen eiſernen rotglühenden Ladſtock aus einem Kohlenfeuer und als der Conſul voll Entſetzen ihn anſchrie, erwiederte Muſſa ruhig lächelnd: „Ich weis ſchon, wo die geſtohlenen Sachen ſind! Der Schuft hat gleich bekannt, als er merkte, daß ich ihn ſpießen wollte.“

Einen verläſſigeren, anhänglicheren und ſo ſeltſam dies klingt, einen gutmüthigeren Diener hat das öſterreichiſche Generalconſulat nicht. Wenn er mit einem Kinde ſpielt, mit ſeinem Herrn oder mit Freunden umgeht, iſt kaum ein gemütvollerer Menſch zu ſehen. Seine Tapferkeit, ſein entſetzlicher Mut ſind keine Folgen einer heftigen Aufregung, ſie ſind auch Eigenſchaften in ſeinem Weſen, die ſich naturgemäß regen und bewegen, weil ſie eben in ihm ſind. Wenn er ſeinen Herrn in einer einfachen Situation ſieht, z. B. im Wortwechſel mit einem das Gepäck zu ſehr zer-

ſtörenden Mautbeamten, ſo iſt es eine ruhige Frage: „Herr! ſoll ich den Kerl erſchießen?“ wie etwa ein Diener in Europa fragen würde, „Soll ich den Mann bedeuten?“ Und es bedürfte nur eines leiſen Nickens und er ſchöſſe den ſeinem Herrn unangenehmen Menſchen todt.

Graf Pizzamano hatte die Güte mir Muſſa zur Begleitung zu geben, um nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meere nach dem Kloſter St. Saba, nach Hebron und Bethlehem zu gehen. „Ich bin vollkommen beruhigt über Sie, wenn Sie Muſſa begleitet.“ Er rechtfertigte das in ihn geſetzte vielfach erprobte Vertrauen vollkommen. Etwas Beſſeres kann Graf Pizzamano einem Fremden nicht erweiſen, als wenn er ihm dieſen Mann zum Begleiter durch das Land giebt, das Niemand beſſer kennt als er.

Der Weg von Jeruſalem nach Jericho iſt von Pilgern tauſend und tauſendmal geſchildert worden. Wir ſetzten ihn, der ſich durch wüſte Berge zieht, am 3. Juni in einer Hitze durch, die das Queckſilber in meinem Thermometer auf 36 Grad ſteigerte. Nach ſieben Stunden erreichten wir eine Höhe, wo ein verlaſſener Chan ſtand, der uns für eine kurze Raſt Schatten giebt und wir ſehen in die Jordanoaſe hinab; zu unſerer Rechten dehnt ſich blaugrün, zwiſchen rötlich-gelben Felſen in ſeiner Länge unabſehbar das todte Meer aus und ein lang geſtreckter ſchwarzgrüner Streif, am Fuße des Gebirges bezeichnet den Lauf des Jordans, den wir noch nicht ſehen.

Wir reiten die Höhe hinab und erreichen nach einer Stunde die Eliſäusquelle, die Ain es Sultan. Ein Trunk friſchen Waſſers iſt dem Wanderer durch eine Wüſte die Befriedigung des höchſten Wunſches. Die Thiere wittern die Nähe der Quelle und gehen raſcher, die Araber beginnen ein Lied zu ſingen und es geht eine freudige Bewegung durch die Karawane. Als ich Muſſa fragte, was die Beduinen ſängen, ſagte er mir: „Dieſes Volk iſt verrückt und ſingt nur immer dieſelben Worte.“

Welche Worte?

„Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne!“

So poetiſch bezeichneten die Bewohner der Wüſte das Waſſer.

Wir lagerten bald am Rande der ſchönen umgrünten Quelle. Jeder von uns ließ das kühle Waſſer in ſeinen Becher fließen, während den Pferden und Mauleſeln die Zäume abgenommen wurden und mitten in dem Baſſin, das ſich unter der Quelle füllt, ſchlürften auch ſie ſtehend mit athmendem Behagen.

Wir waren nicht zufrieden, daß wir wieder aufbrechen und noch eine halbe Stunde nach Jericho, dem heutigen Richa reiten ſollten.

„Die Moskitos," erwiederte Muſſa, „würden Euch an dieſer Stelle allen Schlaf rauben und Euch mörderlich ſtechen."

So ritten wir denn weiter durch die Jordanaue. Der Boden war eben, die Gräſer verbrannt und zahlloſes, einzeln ſtehendes dorniges Buſchwerk und Bäumchen über ihr zerſtreut. Die Araber nannten es Sidr; es iſt auch unter dem Namen Dom bekannt und mit dem Rhamnus napoca identiſch.

Um 4 Uhr nach Mittag waren wir in Jericho, wo uns unter rieſigen Feigenbäumen unſere Zelte, blau und weiß entgegen ſchimmerten. Blau und weiß, die Nazionalfarben Juda's und des modernen Hellas!

In einiger Entfernung von unſeren Zelten waren noch zwei andere aufgeſchlagen, die jener beiden ſchweigſamen Amerikaner, welche wir auf der Fahrt von Konſtantinopel nach Beyruth kennen gelernt haben und deren Einer ununterbrochen den Thomas a Kempis und der Andere „die Kunſt Leder zu preſſen" las. Sie ſahen aus denſelben Bücher, die ich wieder erkannte, gleichgültig auf, um gleich wieder ihr Leſen fortzuſetzen. In einem anderen Zelte wohnten zwei engliſche Geiſtliche.

Unſeren beiden Zelten nicht ferne ſpannte ſich für uns ein drittes aus, in welchem ein jüdiſcher Koch unſere Küche vorbereitete.

Wir blieben im Freien unter den Feigenbäumen, wo Muſſa für uns Teppiche ausbreiten ließ. Bald verſammelten ſich die Männer von Jericho um uns her, um uns müßig zu begaffen. Auffallend war mir die dunklere Farbe der Bewohner und eine Mahnung

an Negerbildung in ihren Gesichtszügen. Vielleicht ist eine früher stattgehabte Mischung mit Ethiopiern daran und an der schlaffen Trägheit schuld, die den Bewohnern von Jericho nachgesagt wird. Ebenso soll ihre Unsittlichkeit daran erinnern, daß sie in der Nähe der Städte Sodoma und Gomorha angesiedelt sind.

Die Beduinen, die uns begleiteten und alle, die ich schon früher gesehen hatte, machten den entschiedenen Eindruck auf mich, daß sie die wahren Stammgenossen der Juden sind. Die gebogene Nase, das spitze Kinn, überhaupt die Energielosigkeit der unteren Kinnlade, die mehr kleine und magere Gestalt, die Hast und Bewegungen der Hände, mit denen sie jede ihrer Reden begleiten, das kurze fragende Vorsichhinstrecken derselben, das einseitige Achselzucken machten mich oft glauben, daß ich mich mitten unter Juden befinde. Bis auf das eigenthümliche Schnalzen mit der Zunge, wenn sie sich wundern, der nasale Ton der Rede, das Vorwalten der Gurgeltöne in der arabischen Sprache, Alles vereinigt sich, um noch jetzt zu beweisen, daß Ismael ein Bruder Isaaks gewesen ist. Nur Eines war anders: der aufrechte energische Gang der Beduinen, ihnen hat noch kein Haß der Jahrhunderte, keine Liebe des sie umgebenden Mohammedanismus den Nacken sklavenhaft gebeugt; in ihnen geht noch das Barbarenthum der Freiheit aufrecht und, wie geistig versunken diese Bevölkerungen der Wüste sind, ihre berechtigte Menschheit ist noch nicht auf Scheiterhaufen gelegt, in Folterkammern entsetzt, im Leben noch nicht gedemüthigt worden.

Der Nachkommen Isaaks aber ist das geistige Eigenthum, ungebrochen ist das, was ewig lebt in ihm; so wie die Gestalt des Wüstenbruders, schlank und frank ist!

Ist hier nicht der Boden, auf dem eine Rose sprießt, die dürr und verholzt erscheint, die aus einem ihr unwirtlich sandigen Boden emporschlägt? Thau und Regen erquickt sie nicht, ihre Wiege wird von den Stürmen der Wüste geschwungen. Ich grüße dich Rose von Jericho! die du wieder aufblühst, wenn eine warme Hand der Liebe dich pflegt, wenn die Huld des Herrn dich be-

wässert. Du bis die Anastatika, wie dich die Wissenschaft nennt, die Blume der Auferstehung!

Ich mußte dein gedenken Volk Israels auf dem Boden, wo die Rosen von Jericho sprießen.

Als wir ausgeruht waren und die niedergehende Sonne ihre Gluten abgedämpft hatte, traten wir unsere Wanderung durch Jericho an.

Wir zählten zwölf elende Hütten, aus Lehm und Reisig, in denen zweihundert Menschen wohnen. Das ist die Palmenstadt, die paradiesische Landschaft, der Sitz der Götter, wie sie der alte Geschichtschreiber nennt. Von antiken Baudenkmalen ist außer einer zerstörten Wasserleitung, einem Stück Straße nichts mehr sichtbar. Hier in dem fast tropischen Klima, wo noch jetzt tropische Pflanzen gedeihen, trug die Palme Früchte, die sie in dem nur sechs Stunden fernen Jerusalem versagte. Hier war, durch zwei große Quellen und sorgfältig geleitetes Wasser eine Pracht der Gärten, die der Stadt den Namen der duftigen verschaffte.

Durch Feigenbaumpflanzungen gelangten wir an eine Thurmruine, die etwa 30 Fuß im quadratischen Umfange und 40 Fuß Höhe hat. Der Bau ist entschieden sarazenischen Ursprungs, wird aber als das Haus des Zachäus bezeichnet. Wir gingen durch einen kleinen Vorhof, eine steinerne Treppe empor, und gelangten auf die Terrasse, wo uns unter einem aus dürren Zweigen bestehenden, von vier Pfählen gehaltenen Dache der Aga der türkischen Besatzung freundlich empfing. Es wurden Teppiche für uns ausgebreitet, dann Tschibuk und Kaffee gereicht. Der Aga war von seinen Soldaten umgeben, Männer in albanesischer Tracht, er selbst als türkischer Offizier in blauem Waffenrock und rotem Fes. Er fragte uns um den Frieden, über seine Bedingungen und „ob der russische Wolf jetzt seinen Hunger verloren haben wird?“

Von der Terrasse aus, die mit einer niedrigen, mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben ist, sahen wir dem präch-

tigen Sonnenuntergange zu und kehrten wieder an unsere Zelte zurück.

Nicht fern von ihnen war eine bewegte lärmende Szene. Mehrere Männer hatten der Heerde eines feindlichen Beduinenstammes einen Ochsen geraubt, den sie im Triumpfe nach Jericho brachten.

Die Bevölkerung war voll Jubel und versammelt, um ihren Antheil an der Beute zu nehmen. Die Männer schnitten dem Thiere mit langen Messern auf ein gegebenes Zeichen die Sehnen durch, so daß es stürzte, dann erst schnitt Einer von ihnen dem Thiere den Hals durch. Das Abziehen des Felles, das Ausweiden und Zerhacken dauerte nicht fünfzehn Minuten und dann bekam jeder männliche Bewohner Jericho's sein Antheil.

Während all dies geschah, fing der Schech von Jericho, der von drei Beduinen umgeben war, durch Mussa ein Gespräch mit mir an.

„Hat man Dir nicht auch gesagt, daß es unsicher sei, an den Jordan zu reisen."

Man rühmte mir die Tapferkeit der Männer vom Jordan.

„Wenn Du den Tribut zahlst, so kannst Du vollkommen sicher reisen."

Wir haben ihn schon unserm Führer gegeben.

„Aber uns Männern von Jericho noch nicht. Wir geleiten Dich morgen."

Mussa befriedigte ihn für uns Alle mit einem Napoleond'or. Als ich den messingenen Siegelring des Schechs, in welchen sein Name eingeschnitten war, gegen einen broncenen mit böhmischen Steinen besetzten, den ich an den Finger gesteckt hatte, einzutauschen ihn antragen ließ, war er sogleich bereit dazu. Auffallend war mir, daß er an den Ring roch und ihn auch zum Daranriechen den Beduinen hinreichte.

Mussa sagte mir: „Dieses Volk erkennt mit dem Geruche, was echtes Metall ist."

Einige verschleierte, entsetzlich schmutzige Weiber, die noch

zwei ähnliche Ringe an meinen Fingern funkeln sahen, ließen mich um dieselben bitten. Ich versprach ihnen, wie den Frauen in Baalbek, Kopfschmuck und holte solchen aus meinem Reisesacke. Ich wählte diesen, weil ich die Frauen sehen wollte, indem ich darauf bestand, ihnen den Schmuck so in die Haare zu thun, wie ihn die Frauen in meiner Heimat tragen.

Ich bestand auf meiner Forderung, da redete der Schech ihnen zu, sich nur zu entschleiern, denn der Effendi sei edel und meine es ehrbar mit ihnen.

Warum waren diese Weiber von Jericho nicht standhafter? Warum hingen sie nicht treuer am Gesetze ihres Propheten? Zigeunerhaft braune Köpfe mit breiten Nasen, wie es schien, noch nie gekämmten Haaren, gafften mich mit großen schwarzen Augen an. Hals und Hände, die nichts von dem Balsam hatten, welcher der Stadt im Alterthume den Namen der wohlduftenden gegeben hat, waren rotbraun und schwielig. Ich gab ihnen rasch den versprochenen Schmuck, den sie ohne Dank annahmen und gingen.

Der Koch lud uns unter das Zelt zum Speisen; er war ein Künstler aus der Gemeinde der Sepharedim und wir seine dankbaren Bewunderer.

Ich lud den Schech von Jericho an unsern Tisch, nicht ohne Absicht, von ihm über den Balsambaum etwas zu erfahren und Rosen von Jericho zu erhalten. Von dem Baume, dessen Balsam schon Alexander dem Großen täglich in einer vollen Muschel gebracht wurde, mit dem Pompejus seinen Triumpfzug schmückte, wußte er nichts; er ist wie die Palmenstadt verschwunden. Anders aber ist es mit den Rosen von Jericho, die haben weder im Alterthume daselbst geblüht, noch sind sie jetzt um Jericho zu finden.

Kein Botaniker hat dieses Wüstengewächs, das wohl in Sandebenen des südlichen Palästina's und Arabiens und am Fuße des Sinai heimisch ist, hier jemals gefunden. Es scheint, daß eine Stelle in Jesus Sirach den Irrthum veranlaßt hat: „Ich bin aufgewachsen wie ein Palmbaum am Wasser, und wie die Rosenstöcke, die man zu Jericho erziehet.“ Die hundertblätterige

Rose gedeiht noch im Boden von Jericho, wenn auch die Palme längst aus ihm entwurzelt ist.

Während wir zu Tische saßen, war es tiefe Nacht geworden. Vor unseren Zelten lagen die Thiere, Waffen und Reitzeuge hingen in den Aesten, die Beduinen saßen plaudernd neben ihren langen, in den Boden gestoßenen Lanzen. Der Himmel hatte flackernde, größere und nähere Sterne, als wir sie im Abendlande zu sehen gewohnt sind.

Plötzlich erscholl von der Richtung der Hütten her ein wildes Singen, ein trillerndes Heulen, dazwischen ein Zusammenschlagen von Metallen. Als wir Mussa erschreckt fragten, was es sei, theilte er uns mit, daß er Kämpfer und Tänzerinnen bestellt habe, die uns ein schönes Schauspiel aufführen würden.

Der barbarische Gesang näherte sich und wir sahen endlich fünf Weiber in langen dunkelblauen Hemden mit geschlitzten, bis an die Knöchel spitz zulaufenden Aermeln. Die Gesichter braun, wie die von Zigeunerinnen, die Augen geschminkt, die Lippen, aus denen weißblanke Zähne funkeln, blau tättowirt, die Brüste frei, das Haupt mit einem nach rückwärts fallenden Schleier bedeckt.

Die Männer, zehn an der Zahl, das Haupt mit einem Beduinentuche umhüllt, Arme und Beine nackt, der Leib in eine weite Hose und Jacke gehüllt, sind fast milderen Aussehens als die Weiber. Sie haben ein Bündel Holz gebracht, auf dem Vorplatze unserer Zelte hingelegt und angezündet. Das frisch gebrochene Holz dampft und raucht und beizt uns die Augen, die wir in einem Halbkreise uns auf Teppichen lagernd, das Seltsame, das sich uns darstellen soll, fast nicht mehr erwarten, denn das, was wir sehen, ist schon fremd genug und wild und fantastisch.

Vier von den Weibern faßten sich an den Händen, einen Kreis um das Feuer bildend und sich langsam bewegend. Uns näher und außerhalb dieses Kreises fängt das fünfte der Weiber einen seltsamen Tanz an, nach dem Takte eines Gesanges, den ihre vier Genossinnen singen. Die Tänzerin hält ein schmales langes Tuch in der Hand, das sie wie einen Reif bald nach vorn, bald nach

rückwärts über den Kopf schwingt; dann läßt sie dieses Tuch fallen und hebt und bewegt die Arme, daß die weiten langen Aermel wie dunkle Fittige die Gestalt umflattern. Sie bewegt sich nach vor- und rückwärts und dreht sich um sich selbst, was sie jedesmal mit jenen entsetzlichen Trillern begleitet, die durch ein rasches Bewegen der Zunge, während heftigen Schreiens hervorgebracht werden. Diese Triller werden von den vier um das Feuer kreisenden Hexen begleitet, bis sie wieder die monotone Singweise beginnen, welche den pantomimischen Tanz begleitet. Die Worte, die sie singen, sind nur zwei, sie wiederholen sich fort und fort: „Gute Ankunft!“ — „Gute Gesundheit!“

So tanzten, kreisten, sangen und johlten sie, mitten in dem Rauche der unablässig von den Männern geschürten Flammen, eine halbe Stunde lang. Die Kleider, was sie sonst zu thun pflegen, wenn sie just nicht auf einem offenen Platze tanzen, warfen sie nicht ab und nichts war in ihren Bewegungen so abscheulich, wie ich es später von den Almeen in Egypten zu sehen bekam.

Die Weiber sanken endlich zu Boden und es traten die Männer vor.

Sie stellten sich, ohne sich zu berühren, nahe an einander, jeder mit einem langen, blanken Messer, ihnen gegenüber, ebenso bewaffnet, ein einzelner Mann. Jene singen, um ihn zu verhöhnen, einen fortgesetzten Ruf an: „Cheb! Cheb! Cheb!“ Er blieb Anfangs ruhig und schwang gleichgültig sein Messer. Die Männer drängten jetzt an einander, indem sie sich an die Schultern lehnten, den Rücken neigten und mit dem Rufe „Cheb!“ vordrangen, so daß der Verhöhnte nach rückwärts schreiten mußte. Plötzlich aber, seine Ruhe und sein Zurückweichen schienen nur Täuschung über seinen Mut zu sein, sprang er vor und schlug klirrend mit seinem Messer an die der Gegner, so daß Funken sprangen und es gab ein heftiges Klirren, wenn er bald mit dem Einen kämpfte, bald solche Bewegungen machte, daß er, wie mit einer Sichel, die Messer Aller umhieb. Der Kampf wurde immer leidenschaftlicher, die Weiber standen auf und hoben einen wilden Gesang an, der mit jenen wunderlichen, entsetzlichen Trillern das

Klirren der Meſſer, das fortgeſetzte „Cheb! Cheb! Cheb!“ der Männer begleitete.

Es währte eine Stunde lang. Das Feuer war verloſchen, wir gaben den Kämpfern eine Flaſche Raki und den Weibern zwei Silberthaler und hörten ſie noch lange, indem ſie abzogen, durch die ſchwüle Nacht ſingen.

Zum Jordan.

Gegen mosaisches Gebot. — Zwölf Steine. — Wüste und Garten. — Bad. — Todtenhemde. — Die Beduinen.

Um halb fünf Uhr Morgens waren unsere Zelte abgebrochen, die Thiere gesattelt und wir bereit, an den Jordan zu reiten. Wir durchzogen größere und kleinere Tennen, wo Getreide aufgespeichert lag und von Ochsen ausgetreten wurde, deren Mäuler, entgegen dem mosaischen Gebote mit Leinwandlappen zugebunden waren.

Eine halbe Stunde hinter Jericho sind zerstörte Grundmauern sichtbar und liegen einzelne große behauene Steine umher, sie sind als die Ueberreste von Gilgal erkannt worden. Im 8. Jahrhunderte verehrten hier noch Pilger die an eine Kirche angelehnten zwölf Steine, welche Josua aus dem Jordan genommen hatte und von denen die Samaritaner glauben, daß sie unter ihrem Opferplatze auf dem Garizim vergraben liegen.

Wir reiten durch kahle Flächen, die mäßigen Anhöhen und Felsen schieben sich, häufig fast viereckig wie Unterbaue von Kastellen und Thürmen in die sandige Ebene vor. Zuweilen sprengt einer von unseren Beduinen diese Anhöhen empor, um auszublicken, ob kein Ueberfall zu fürchten sei. Wenn er ruhig auf dem Plateau eines solchen Hügels hält, erscheint er in der Ferne wie eine Reiterstatue.

Erſt dem Strome ſchon nahe, erblickt man ſeine grünen, faſt waldigen Ufer und wieder iſt ein ſchönes Pilgerziel, nach dem die Fantaſie oft im Leben ſehnſuchtsvoll ihre Schwingen dehnte, erreicht.

Dies alſo der heilige Strom, an den wir durch ein Ufer dringen, auf dem haushohes Schilf, Tamarisken, Pappeln und Weiden in friſcheſter Grüne wachſen und duftigen Schatten geben. Man irrt wie durch einen verwilderten Park, Zweige auseinander biegend, Gebüſch umgehend und der Pilger fühlt ſich von einem unſagbaren Wohlbehagen durchdrungen, wie er ſeit lange nicht empfunden und die Legenden und Geſchichten, die in Jahrtauſende zurückreichen, erhöhen ſeine Stimmung mit einem Gefühle, das aus Wehmut und Entzücken zuſammengeſetzt, ſein ganzes übriges Leben nachklingen wird.

Der Strom iſt nicht breit, kaum wie die Tiber in Rom, er rauſcht an der Stelle, wo wir baden werden, faſt reißend nach abwärts, ſeine Wellen ſind gelblich.

Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man das einſt gelobte Land durchwandert, ſeine nackten Felſen, ſeine einſamen Thäler von der Sonne bis zur Unfruchtbarkeit verſengt ſieht; wenn man dagegen die Schilderungen der Bibel und der Proſeten lieſt, welche überſtrömen von Entzücken über all die grüne Pracht und geſegnete Ueppigkeit des Landes.

Das Land iſt entvölkert, das Barbarenthum herrſcht in ihm ſeit vielen, vielen Jahrhunderten; aber kaum war es trotz der günſtigſten Verhältniſſe jemals ſo, wie der Leſer der Bibel und der Proſeten es ſich vorſtellt.

Das Klima, wenn faſt Alles wechſelte, iſt daſſelbe geblieben, die Formazion der Berge hat ſich nicht verwandelt. Eine Hauptbedingung des Wachsthums, die Quellen und die Leitung der Waſſer iſt freilich verſchwunden. Doch kann dieſes Land mit ſeiner, der tropiſchen ſich nähernden Glut, niemals den Anblick eines grünenden Gartens, einer friſchen Landſchaft gewährt haben.

Einem Volke aber, das lange in der Wüſte gelebt hat, dem Kundſchafter ſaftigkühle Trauben dahinbringen, das aus den troſt-

losen Einsamkeiten plötzlich an einen frisch hinströmenden Fluß, dessen Wasser süß und wohlschmeckend ist, in die Oase von Jericho gelangt, ihm muß Alles weit üppiger und glanzvoller erscheinen, als dem an einen solchen Anblick gewöhnten Menschen.

Noch jetzt, wenn man die Dichter des Morgenlandes liest, kann man dieselben poetischen Entzückungen vernehmen, die sie ergreifen, wenn sie von einer Quelle, von dem sie umgebenden Grün, von dem Schatten der Bäume sprechen.

Wie oft schilderten mir meine Führer die Freude, die wir empfinden werden, wenn wir die bestimmte Stelle der Mittagrast erreichen würden. „Dort wirst Du im glücklichen Schatten eines Gartens ruhen!“ pflegten sie zu sagen und als wir hinkamen, waren es oft drei, vier Oelbäume, die aus nackten Felsen wuchsen.

Mussa mahnte uns rasch ein Bad zu nehmen, denn das zu lange Weilen am Strome sei immer bedenklich, weil die Ueberfälle häufig in dem Momente zu geschehen pflegen, wo Kleider und Waffen am Ufer liegen und die Pilger, wehrlos nackt im Strome stehen.

In früheren Jahrhunderten warfen die Pilger, namentlich die aus Egypten kamen, Balsam und Gewürze in den Strom, ein Priester weihte ihn, ehe sie ihn betraten und noch heut zu Tage bewahren die griechischen Pilger das Hemd, in dem sie baden, auf, um sich in ihm begraben zu lassen.

Tauchen nicht die alten heidnischen Nilverehrungen an diesem Strome auf?

Wer nie durch die Wüste ritt, er spreche nicht von der Erquickung eines Bades, nie von dem Labsal eines frischen Trunkes, nie von der Kühle eines Schattens.

Es war uns ein Schmerz, dem fortgesetzten Drängen Mussa's zu folgen; wir stiegen ans Ufer und fanden ein treffliches Frühstück vorbereitet. Ich füllte noch einige Blechflaschen mit Wasser und schnitt, in Erinnerung der zwölf Stämme Israels, zwölf Weidenstäbe ab, die ich mit Griffen aus Holz vom Oelberge versehen ließ und in die Heimat brachte.

Es dürfte, ehe wir vom Jordan scheiden, hier die Stelle sein, um über die Stämme der Beduinen, die an seinen Ufern wohnen, ein Wort zu sagen: Die Bedawin, wie sie sich selbst nennen, sind Araber, fanatischer als die Moslem, wiewohl sie kaum das Gebet kennen, nur die Beschneidung und Fasten beobachten. Unter ihnen leben heilige Männer, Fakire, die allein etwas vom Koran wissen. Die Bejahung gilt nur dann unter ihnen, wenn sie derselben einen Fluch folgen lassen. Sie halten sich königlicher Abkunft und erkennen selbst die Blutverwandtschaft mit den in den Städten wohnenden Moslem nicht an. Auf den Bergen frei, wild und unabhängig wohnend, ziehen sie zur Regenzeit in das wärmere Jordanthal; neun Stämme am östlichen, acht am westlichen Ufer; jene sind die Söhne von Edom, diese von Moab. Seitdem einige Männer der östlichen Brüder sich mit ihren Weibern vor der Verfolgung der syrischen Regierung zu den westlichen flüchteten und von ihnen geplündert wurden, herrscht Blutrache zwischn ihnen. Von den westlichen Beduinen baut ein Stamm den Acker und wird von den frei umherziehenden Brüdern verachtet. Wann wird die Kultur in diese Bevölker ngen dringen, aber auch ihrer Freiheit ein Ende machen?

Wir saßen wieder zu Pferde und mit dem Strome gehend, der durch einen immer flacher werdenden welligen Boden hinzieht, und der ein leichtes Gefälle hat, erreichten wir nach einer Stunde seinen zweiarmigen Ausfluß in das todte Meer. Das Ufer ist schon eine bedeutende Strecke vor seiner Mündung völlig kahl.

Das todte Meer.

Fabeleien. — Verſteinerte Bäume. — Sodomsäpfel. — Begegnung. — Moſes' Grab. — St. Saba. — Ida Pfeifer. — Herzogin von Brabant.

Der zwanzig Stunden lange See, den die Araber Birket Lut, das Meer Lots nennen, lag blau wie der Himmel vor uns, eingegrenzt von rötlich gelben, nakten Felſen, die bis zu 3000 Fuß anſteigend in der erſten Frühlingszeit theilweiſe grün bekleidet ſind und durch ihre kühnen Umriſſe einen angenehmen Eindruck hervorrufen. Das Ende des See's iſt auch durch das Fernrohr dem Auge nicht erreichbar, weil daſſelbe von der Halbinſel Mezraah im Süden verdeckt iſt. Die größte Breite beträgt 4—5 Stunden.

Es liegen am Ufer hin geſchwärzte Kalkſteine, darunter auch Feuerſteine. Vulkaniſches Geſtein habe ich, wenigſtens an der Stelle, wo wir uns befanden, nicht gefunden; da und dort aber ausgeſpülten Aſfalt.

Wir nahmen ein Bad, doch wurde mir die Freude nicht zu theil, das Vergnügen des Schwimmens zu haben, ohne deſſen kundig zu ſein. Zwei meiner Begleiter, beide gute Schwimmer, nahmen mich in ihre Mitte; ich legte mich aufs Waſſer, wurde aber nur durch ſie gehalten. Wenn ſie mich einen Moment frei ließen, ſank ich unter die Oberfläche. Die beiden Herren verſicherten mich, daß ſie das Waſſer mehr als das eines Teiches

oder Flusses trage; welche Erscheinung leicht durch das größere spezifische Gewicht, als jenes des mittelländischen Meeres, erklärlich ist; daher auch keine Fische in dem See fortkommen. Daß aber Vögel, hinfliegend über dem Wasser, betäubt und todt in dasselbe fallen ist eine Fabel. Wir sahen selbst deren über den Spiegel hinfliegen. Das Wasser befühlt sich ölig, prickelt auf der Haut und hat einen bitteren brennenden Geschmack.

Nebst den zahllosen, verschieden farbigen, meist flach und nierenförmigen Steinen des Ufers fielen uns klafterlange, weiß glänzende Stellen auf, die wie gefrorene Wasserlachen, oder Schneewehungen aussahen. Es war zu Tage liegendes Salz.

Eine auffallende Erscheinung waren uns ziemlich dicke umherliegende Baumstämme, deren Aeste mit einer Salzkruste überzogen sind, die fast versteinert und kaum loszulösen ist. Wenn auch nicht so alt, wie der versteinerte Wald, den wir in der Libischen Wüste gesehen haben, scheinen diese Stämme vielleicht in eine Zeit zurückzureichen, wo die jetzt kahlen Berge bewaldet waren.

Es dürfte hier der Platz sein, um auch ein Wort von den Sodomsäpfeln zu sagen, die von außen so schön und innen Asche sind.

Diese werden bis jetzt nur am Südende des Salzsee's auf 12—15 Fuß hohen Stämmen gesehen, sie hängen wie kleine Apfelsinen rötlich gelb, zwei bis drei nebeneinander. Sie sind weich, die Schale platzt leicht und sie zeigen im Innern eine seidenartige Wolle, welche die Saamenkapseln umspinnt. Sie sind saft- und fleischlos und mögen dadurch, daß sie dem Wanderer weder Nahrung noch Erfrischung geben zu der poetischen Fikzion, voll Asche zu sein, Anlaß gegeben haben. Die Araber nennen diese Frucht Oescher und ziehen aus der Rinde des Baumes einen milchartigen süßen Saft, den sie Unfruchtbaren zu trinken geben.

Es ist nicht sicher gestellt, daß diese Frucht die von Josephus und Tacitus besonders, als mit Asche gefüllt, beschrieben ist, wirklich der Sodomsapfel sei. Neuere wollen sie in einer verkohlt aussehenden Frucht einer Akazienart erkennen, die sie als Logonychium Stephanarium bezeichnen.

Interessant in dieser Beziehung ist auch ein in der Umgebung von Jericho vorkommender Strauch Leimun Lut, die Limone Lots, die gelbliche, einen Zoll dicke Beeren trägt. Einst waren sie, erzählen die Araber, groß wie Limonen, als aber das Volk von Sodoma und Gomorrha sündenhaft und verbrecherisch wurde, hat der Herr den Baum zu einem Strauche mit kleinen bittern Beeren verflucht. Auch diese Frucht wurde für den Sodomsapfel gehalten, weil es häufig vorkommt, daß eine Blattwespe sich einbohrt, das Mark, während das Aeußere der Beere schön bleibt, aufzehrt, sodaß sie zerdrückt nur Staub enthält.

Wir brachen nach einer Stunde wieder auf und ritten kahle Berge hinan, sandige Schluchten durch, in eine entsetzliche öde Wüste, welche die Sonne in ein Glutmeer umwandelte. Wir verloren den See aus den Augen und kamen an eine große Zisterne, die tief, grün brackiges Wasser zeigte. Ein Beduine entkleidete sich vollständig und ließ sich an einem Stricke hinab, um uns in einem ledernen Schlauche Wasser heraufzubringen. Der Mann stand unten bis an die Brust im Wasser und schöpfte. Wir vermischten den warmen Brei mit Rhum, um nur den Ekel zu überwinden und die am Gaumen klebende Zunge zu befreien. Vergebens! Wir theilten eine einzige in unserm Vorrate übrig gebliebene Pomeranze und tranken Rhum, um vor Glut und Ermattung nicht vom Pferde zu sinken. Unerwartet kam uns Erfrischung zu.

Begegnung.

Bin im heißen Wüstensand
Einem Mann begegnet,
Der, zur Brust gelegt die Hand,
Grüßend mich gesegnet.

Die Prosetenabkunft ließ
Grün sein Turban merken,
Und aus seinem Schlauche hieß
Er mich, frisch zu stärken.

Für ſo gaſtlich ſchöne Art
Reicht ich ihm vom Sattel,
Die ich für den Weg geſpart
Eine ſüße Dattel.

„Eh wir ſcheiden, ſprich zuvor
Welches Ziel iſt Deines?“
Und er ſprach: „Weis ich's, Du Thor!
Gott beſtimmt mir meines.“

Einer hin, der Andre her
Zogen wir jetzt weiter —
Und noch viel im Wüſtenmeer
Dacht ich an den Reiter.

Es iſt kein Vergnügen, im Oriente zu reiſen, vielmehr eine Arbeit und die erhabenen und unvergeßlichen Szenen werden mit Anſtrengung und Gefahr erkauft. Nicht die Menſchen bringen ſie, es wurde mir nur Freundliches, im äußerſten Falle nur Gleichgültigkeit erwieſen, aber das Klima, die ungewohnten Speiſen, das Anſtrengende des Reiſens zu Pferde und zu Kameele fordern eine andauernde Widerſtandskraft, etwas vom Organismus, was man eiſern nennt.

Wenn man oft tagelange Anſtrengung überwunden hat, die noch durch die Arbeit eines gerne beobachtenden Geiſtes erhöht werden, ſo wirken die Erſcheinungen, die Bilder und ewigen Monumente, zu denen und um derentwillen man pilgert, weit weniger, als ſie es müßten, wenn man ſie friſch und munter erreichen könnte.

Man ſinkt aus dem Sattel, in den Sand und meint oft nicht mehr weiter reiſen zu können.

Faſt gleichgültig ſah ich ſo, zur Linken unſeres Wüſtenzuges über einer Hochebene den Berg des Nebi Muſa, wo ein weiß blinkendes Minaret, neben einer Moſchee, die kaſtellartig gebaut iſt, das Grab des Profeten Moſes iſt, zu dem die Mohammedaner wallfahrten.

Keine Stelle iſt in der Bibel genauer bezeichnet, als der Sterbeort Moſes' und das Grab Rahels und doch zeigt die mo-

hammedaniſche Ueberlieferung einen anderen Platz und hält ihn mehr denn ein Jahrtauſend heilig.

Schön iſt die Legende der Rabbinen, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei; eben ſo ſchön die der Araber:

Als die Zeit kam, daß Moſes ſterben ſollte und er eines Tages mit Joſua ſich im Felde erging, kamen ſie an eine Stelle, wo ein Mann ein Grab grub. Der Profet, den die moslemitiſche Legende als neugierig ſchildert, fragte ſogleich:

„Für wen bereiteſt Du das Grab?“

Komm zu mir herab und ich will es Dir vertrauen.

Moſes ſtieg hinab und ſogleich wölbte ſich das Grab über ihm zuſammen. Es war der Todesengel, der den Profeten nicht grauenhaft nahen darf, der ihn in das Grab lockte und ihm unbewußt die Seele entführte.

Joſua kehrte in das Lager zurück und berichtete dem Volke, was geſchehen iſt. Dieſes glaubte ihm aber nicht und eilte wehklagend hinaus und öffnete das Grab. Da lag nur das Herz des Profeten darin und dem Volke wurde klar, daß ſein Gefühl und ſein Geiſt unter ihnen geblieben ſei und ſie hörten zu weinen und zu klagen auf.

Wir langten nach Stunden am Kidronbette an, das völlig vertrocknet war und ſahen, wie eine mittelalterliche Veſte, das Kloſter St. Saba vor uns. Von Bergen und tiefen Schluchten umſchloſſen, ragt es einſam empor und ſperrt ſich mit ſeinen 40 griechiſchen Mönchen für alle Welt ab. Muſſa klopfte, als wir vor dem Kloſter angelangt waren, an das ſchwere eiſerne Thor, in der Höhe über demſelben öffnete ſich ein eiſerner Flügel vor einem Fenſter, ein Korb wurde herabgelaſſen. In dieſen legte Muſſa unſern Empfehlungsbrief vom griechiſchen Patriarchen in Jeruſalem und nach längerem Harren wurde uns die Pforte aufgethan.

Es wäre ſchwer, die innern Räume zu ſchildern, um von dem fantaſtiſchen Baue einen klaren Begriff zu geben. Eine poetiſche Bauwildniß wäre vielleicht der bezeichnendſte Ausdruck für das, was die Fantaſie eines träumenden Baumeiſters hier geſchaffen hat.

Wir fanden die gaſtfreundlichſte Aufnahme, vortreffliche Betten und Alles, mit Ausnahme von Fleiſch, was nötig war, um von unſerem Koch ein erquickendes Mahl bereiten laſſen zu können.

Vor Tiſche ſahen wir alle Räume des Kloſters, es war eine Reiſe, Treppen auf, Treppen ab, durch Hallen und Bogengänge, über Terraſſen und Zinnen, durch Kirchen, Zellen und Säle.

Wir ſahen dem Sonnenuntergange von der höchſten Terraſſe zu und im letzten Schimmer die Zinnen eines einige 100 Schritte fernen Thurmes leuchten. Die kleine eiſerne Pforte zu ihm kann nur auf einer hohen Leiter erreicht werden. In dieſem Thurme werden weibliche Pilger beherbergt; in ihm wohnten zwei bekannte Oeſterreicherinnen: vor 16 Jahren die Weltpilgerin Ida Pfeifer, vor 3 Jahren die Herzogin von Brabant.

Bethlehem.

Bibliſche Gruppen. — Tandelmarkt im Kloſter. — Talent zur Plaſtik. — Troſt der Frauen. — Teiche Salomo's. — Bethſur.

Wir brachen des Morgens um 4 Uhr auf und verließen das gaſtfreundliche Kloſter; nach einer halben Stunde ragten nur noch zwei Thürme aus der Kluft empor und ſchimmerte ein Stück des todten Meeres. Bald waren auch dieſes verſchwunden und aus der Wüſte heraustretend, gelangten wir zwiſchen bebaute Felder, aus denen ſteinerne Vogelſcheuchen hervorragten. Wir kamen an zwei kleinen Beduinenlagern vorüber; jedes hatte an zehn ſchwarze, zerriſſene Zelte, vor denen einige Pferde weideten. Männer und Frauen beachteten uns kaum, einige Kinder kamen bettelnd an unſern Weg heran, indem ſie uns laues Waſſer zum Trinken anboten. Sie liefen, mit kleinen Münzen beſchenkt, jubelnd zu den Zelten zurück. Der Eindruck eines ſolchen Beduinenlagers iſt faſt derſelbe, wie einer Zigeunerbande in den Pußten Ungarns.

Da und dort in den Feldern waren Weiber beſchäftigt, die Aehren der Weizenernte einzuſammeln; begegneten uns einzelne Hirten mit kleinen Ziegen- oder Schafheerden. Zuweilen ziehen Kameele, auf denen Frauen ſitzen, die ſich raſch verſchleiern, an uns vorüber. Es iſt begreiflich, daß die Fantaſie auf dieſer Szene die Urgeſtalten der Bibel noch ſich bewegen ſieht: die heerdentreibenden Erzväter, Eleazar, der ſeinem Herrn die Braut zuführt, die Aehrenſammlerin Rut.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir Betlehem und zogen durch die kleine, schöne Stadt, bis zum Kloster, in welchem wir sehr freundliche Aufnahme fanden und mit einem trefflichen Frühstück bewirtet wurden. Auffallend waren mir im Speisesaale zwei Portraits, die einzigen im ganzen Kloster: Robert Dangiau, (Anjou?) und seine Gemalin.

Nach dem Frühmahle wurden wir an alle, den Christen heiligsten Orte geführt; sie sind in jeder Reisebeschreibung geschildert, mir bleibt nur, bei dem unglaublichen Hasse der christlichen Sekten, welche sich hier wie in der Grabkirche in Jerusalem anfeinden und bekämpfen, zu bemerken, daß ich selbst mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und behandelt wurde; fast schien es mir mit noch größerer als meine Reisegefährten.

Unangenehm war es uns in den Vorhallen und Gängen der historisch heiligen Orte von Betlehemiten angefallen zu werden, die sich untereinander stoßend und wegdrängend, uns aus Perlmutter und Olivenholz gearbeitete Kränze, Bilder, Kreuze u. dgl. mit der impertinentesten Zudringlichkeit anboten. Ich meinte die widerlichen Szenen des ehemaligen jüdischen Tändelmarktes zu Prag wiederzusehen, nur daß diese an keinem Orte stattfanden, welcher der Andacht und Betrachtung gewidmet war.

Fast vor jedem Hause sahen wir Splitter von Perlmutter glänzen. Die meisten Betlehemiten leben von dem Verfertigen frommer Pilgerspenden. Nichts wäre wünschenswerther, als daß ein tüchtiger Zeichnenlehrer an der Klosterschule angestellt wäre, welcher die, wie es scheint natürliche Anlage der Betlehemiten zu plastischen Arbeiten, bedeutend fördern könnte. Es ist zum Staunen, was diese Autodidakten an schönem Schnitzwerk leisten.

Als wir durch das Städtchen, das in einer Olivenwaldung auf anmutiger Höhe liegt, ritten, fiel uns die Tracht der Frauen auf, alle trugen einen roten Rock, ein blaues Oberkleid, oder einen blauen Rock und ein rotes Oberkleid, während vom Kopfe ein weißer Schleier niederfiel. Die Betlehemiten sind wegen ihrer schöneren Gesichtsbildung und geistigeren Anlagen geachtet.

Wir ſprachen ſchon in Nazaret davon, wo die Kirchenbildmaler ihre Studien machen ſollten. Ein ächter Hiſtoriker kehrt immer wieder zu den Urtexten zurück; der Maler ſollte die Originalgeſtalten aufſuchen und nach der Natur zeichnen, ſtatt ein gedankenloſer Nachahmer der Byzantiner, oder der alten Italiäner zu ſein.

Durch ſchöne Oelbaumpflanzungen, eben gemähte Weizenfelder, in denen häufig Feigenbäume wachſen, zwiſchen durch mit grünem Strauchwerk und duftendem Lawendel bewachſenen Anhöhen, gelangten wir um 9 Uhr an ein verlaſſenes mittelalterliches Caſtell, Kasr el Burak, wo wir Halt machten. Ein tiefer, friſcher Brunnen und noch eine verſunkene Quelle, in der man die „geſiegelte“ des hohen Liedes erkennen will, ſpeiſt hier die drei großen viereckigen, in Terraſſen abfallenden Teiche Salomo's. Aus dieſen, die in den Felſen geſchnitten und mit gewaltigen, gemeißelten Steinen eingemauert ſind, führt noch heut zu Tage eine Leitung Waſſer nach Jeruſalem, das ich in der Moſchee vor der Wohnung des Kadi in einem marmornen Baſſin zu Tage treten ſah. Tief in einer Schlucht, zur Seite der Waſſerleitung liegt eine prächtig grüne Oaſe mitten zwiſchen unfruchtbaren Felſen; ſie führt ſeit undenklichen Zeiten den Namen: Die Gärten Salomo's.

Wir badeten im oberſten und kleinſten Teiche, ruhten dann im Schatten der Caſtellmauern während der Mittagshitze und zogen bei einem angenehm uns entgegenwehenden Windhauche, der gegen ein Uhr erwachte, weiter.

Wir kamen durch anmutige Thäler, zwiſchen ſchön geſchwungenen Anhöhen, auf denen Krüppeleichen und Erdbeerſträuche häufig wachſen, zu einem Brunnen, wo ein antiker ſteinerner Trog lag, an dem Weiber blaue Hemden wuſchen, indem ſie dieſelben eintunkten und mit flachen Steinen klopften. Ueber dieſen Brunnen, eine Anhöhe empor ziehen ſich Ueberreſte eines einſt befeſtigten Platzes, den uns die Weiber ed Dirweh nannten. Dieſen Ruinen gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein Thurm, deſſen koloſſale Unterbaue uralt ſind. Neueſte Forſchung hat in den umhergeſtreuten Trümmern die alte Veſte Bethſur erkannt und faſt außer allen Zweifel geſtellt.

Es kamen zwei große Ziegenheerden, darunter schwarze, weiße und gesprenkelte Thiere, von vier Hirten getrieben, ein Greis mit zwei beladenen Kameelen. Die Weiber schöpften sogleich mit einem ledernen Schlauche Wasser, gaben den Männern zu trinken und füllten dann den Trog mit Wasser für die Thiere. Um das biblische Bild zu vollenden, holte ich aus meinem Reisesacke zwei Armringe und schenkte sie den beiden Frauen. Sie waren freudig überrascht und fragten Mussa: „Welches gesegnete Land hat den gnadenreichen Herrn geboren?“

Um 6 Uhr Abend erreichten wir Hebron.

Hebron.

Zelte und Grabsteine. — Aerztliches. — Huhn und Weihrauch. — Wein. — Glasfabrikation. — Nachtszene.

Kein Anblick wirkt lieblicher, als der von Hebron, wenn man durch die Wüste gewandert ist und sein gesegnetes Thal, seine sanft geschwungenen Höhen erreicht. Die Hügel sind mit Weinreben bepflanzt, aus denen noch, wie sie vom liebeseligen Dichter im Hohenliede geschildert werden, die Wächterhäuschen wie kleine Wartthürme emporragen. Feigen- und Olivenbäume grenzen die Weingärten ein und erheben sich in ihnen mit ihrem dunklen und silbergrauen Grün. Wir ziehen auf steinigtem Boden zwischen ihnen hin und erreichen in einem eingeengten Thale, das sich weiter hin mehr breitet, die Stadt, die sich in ihm selbst und einen Abhang herab steinern und kuppelhaft baut. Aus der Mitte ragt die schön gewölbte Kuppel der Moschee empor, unter ihr ruhen die Patriarchen.

Hinliegende Steinblöcke lassen annehmen, daß wir durch das einstige Thor reiten, um in die jetzt mauerlose Stadt zu gelangen. Wir ritten durch dieselbe und kamen auf einen sanft abhängenden Platz, wo uns unsere Zelte hell und gastlich entgegenglänzten. Rings umher waren Gräbermonumente. Eine seltsame Nachtherberge für Wanderer durch die Wüste! Und er fragt allenfalls: Warum noch weiter ziehen? Wärest du nicht o Herz bereit, gleich hier auszuruhen? Was willst du noch? Hast du nicht genug an den Träumen, die du deine Welt nanntest? Hast du

nicht Alles ſchon erlebt? Wiederholung nur iſt das Leben, das dir noch zukommen wird. Nirgend aber mag es ſich leichter ſterben, als in der Wüſte, wo der Wind die Gräber aufwühlt und ſie wieder zudeckt, und wo ſie keine Thräne des Wanderers hervorlocken, weil er es nicht weiß, ob er über einem Menſchenherzen pilgert. Keine Blume, kein Thau, keine Thräne! So iſt es recht. Wozu dieſer weichſtimmende Todtendienſt, der den Menſchen demüthigt, der ſeine Thatkraft ſchwächt. Sterben und vergeſſen ſein, wie es auch ſchmerzt, es iſt das Beſte, das der Menſch erreicht. Das Höchſte aber iſt es mythiſch zu werden, nur die Mythe gewährt, was wir ſo nennen: Unſterblichkeit!

Wir lagerten uns vor den Zelten. Zu unſerer Linken an der öſtlichen Thalſeite wölbt ſich aus den Häuſern das Haram, die ſchön gekuppelte Moſchee, empor, unter der die Patriarchen ruhen, in der Doppelhöhle Machpelah. Höher hinauf liegt ein arg zerſchmettertes Caſtell, das zur Zeit der Kreuzzüge unter dem Namen St. Abraham bekannt war, und die Burg Davids, als er in Hebron herrſchte, geweſen ſein ſoll. Vielleicht beweiſen dereinſtig mögliche Nachgrabungen, was jetzt nur als Sage vorhanden iſt.

Zu unſerer Rechten erhebt ſich ein einſtöckiges maſſives Gebäude, auf dem eine mit dem Halbmond geſchmückte rote Fahne flattert. Es iſt das türkiſche Quarantainehaus, an dem der aus Leipzig gebürtige Dr. Helbig angeſtellt iſt, an welchen ich eine Empfehlung und ihm gleich bei unſerer Ankunft zugeſendet hatte.

Er kam ſogleich an unſere Zelte und lud uns zu einem Spaziergange ein.

Wir ſtiegen hinter dem türkiſchen Leichenhofe zwiſchen reicher Oelbaumpflanzung eine ſteinigte Anhöhe empor. Wir gelangten an den Abrahamsbrunnen, der tief gegraben, Hebron das ganze Jahr hindurch mit Waſſer verſieht. Ein noch mehr ſteinigter und beſchwerlicher Weg führte uns zu Jeſſes, d. i. Iſais' Grab. Es iſt eine kleine verwahrloſte Halle, vor welcher einige ſchön gemeißelte Steinfragmente liegen, in ihr ſelbſt geht ein tiefer Schacht hinunter. Die Juden gehen den ganzen Monat Elul früh und Abends

hierher beten und lange hielten ſie ihre Gebete für beſonders erhört, weil es wie Duft emporſtieg aus dem Schachte. In dieſen Schacht werfen ſie Haarbüſchel von Kranken, die mit beſonderen Sprüchen verſehen ſind und beten um Geneſung derſelben. Da es noch heut zu Tage ein Gebrauch der Juden iſt, am Vorabende des Verſöhnungstages ein Huhn, oder ſonſtiges Geflügel für ſich als Opfer zu ſchlachten; ſo geſchah es, daß vor einigen Jahren Einer von ihnen ein Huhn als lebendiges Sühnopfer in den Grabſchacht hinabwarf. Zum Staunen der Wächter der Moſchee, die auf der entgegengeſetzten Anhöhe eine halbe Stunde fern liegt, hörten ſie unter den Gewölben des Haram ein Hahngekrähe. Man forſcht nach und erkannte das Huhn, welches der Jude in Iſais' Grab hinabgeworfen hatte. Nun war auch der Weihrauchduft erklärt, der aus der Moſchee unterirdiſch ſich fortzog und die Betenden in Jeſſes Grab ſo lieblich getröſtet hatte.

Es wäre intereſſant die unterirdiſche Verbindung der beiden, einander ſo fern ſtehenden Gebäude, von der ich in keinem Reiſebuche noch eine Andeutung fand, zu durchforſchen.

Nicht fern von dieſem Grabdenkmale ragt ein uralter Piſtazienbaum empor und erinnert an das Geſchenk, das Jakob ſeinen Söhnen nach Egypten mitgab, um ihnen Gunſt in den Augen des Vicekönigs Joſef zu erwerben. Der Blick von dieſer Anhöhe in ein ſchön geſchwungenes Thal hinaus, überragt an Lieblichkeit jeden anderen, den ich in Paläſtina geſehen habe. Uralte Oelbäume, da und dort ein Wallnußbaum, die Juglans regia, zahlreiche Feigen-, Granaten- und Aprikoſenbäume grünten in allen Abſtufungen der Farbe auf friſchen Wieſenhängen. Die Hügel mit Weinreben bepflanzt, gewährten heitere Gedanken und im tiefen Hintergrunde, ſahen wir durch das Fernrohr die berühmte Eiche Abrahams. Kinder brachten uns duftende Sträuße von Blumen, die ſie auf den Feldern gepflückt hatten.

„Sehen Sie dieſe Oelbäume", ſagte Dr. Helbig, „alle ſtammen aus uralter Zeit, Sie ſehen keinen, der ſeit vierhundert Jahren von den Türken gepflanzt worden wäre, und ſo muß die reiche Vegetation dieſes geſegneten Thales immer mehr zu Grunde

gehen. Mit den Quellen ist es nicht besser; ich kenne ein, zwei Stunden von hier fernes Dorf, wo hundert Quellen, darunter mineralische, existiren und es lassen sich die Spuren von einer noch größeren Anzahl gut erkennen. Man merkt überall, daß kein Gemeinwesen und keine Regierung existirt. Ich kann z. B. nur unter heftiger Zudringlichkeit vom Gouverneur jedesmal meinen Sold, der nebst freier Wohnung in 900 Piastern monatlich besteht, erhalten. Der Sold ist sicher, aber ich muß ihn immer dringend verlangen. Er wurde mir jetzt gerade seit sieben Monaten nicht ausgezahlt. Ich werde einfach die Ausweise und Tabellen, die ich der Regierung amtlich zu liefern habe, zurückbehalten. Der Gouverneur, der sie an den Pascha zu senden hat, wird mir dann mit allen Höflichkeitsbezeigungen meinen Sold bei Pfennig und Heller auszahlen. Es sind hier sehr primitive Zustände, die dem Europäer unglaublich scheinen und deren manche auch nur dem länger weilenden Arzte bekannt werden. Sollten Sie glauben, daß ein Tischler und ein Fleischhauer hier meine Collegen sind? Jener heilt alle Bein- und Armbrüche, indem er die geschicktesten Schienen hobelt und zuschneidet und der Fleischhauer, der die besten Begriffe von Anatomie haben muß, zählt die Luxazionen zu seinem ausschließlichen Monopole. Ein Gärtner ist Impfarzt; er streift mit einer offenen Feige den ursprünglichen Stoff von dem Kuheuter, bringt dem Kinde mit einer Nadel mehrere Stiche bei und streicht dann die Feige über die wunden Stellen."

Und bei welchen Krankheiten, oder Operazionen bedient man sich denn Ihrer Kunst?

„Ich werde meist von den Juden gerufen, die sich, intelligent wie sie sind, kaum den arabischen Naturalisten anvertrauen, die übrigens ihre Spezialität, der sie sich widmen, meist gründlich verstehen."

Wir statteten dem Doctor in seiner bequem eingerichteten Wohnung unseren Besuch ab und bestiegen die Terrasse des stattlichen Quarantainegebäudes; das einzelne hoch gewölbte Abtheilungen für Menschen und Thiere enthält. Seit der Anstellung

des Dr. Helbig, der früher in Bajezit stazionirt war, kam kein Pestfall vor.

Die Sonne war im Niedergehen und machte die nicht ferne, weit hinausgestreckte Wüste rötlich-golden funkeln. Wir kehrten zu unseren Zelten zurück und fanden ein, während unseres Spazierganges vorbereitetes, treffliches Mahl. Mehrere Juden hatten uns Mehl, Eier, Reis, lebendige Hühner und Wein gebracht und unserem Koche verkauft.

Der Wein ist ein Haupterwerbsmittel der Bewohner von Hebron, er gedeiht fast ohne Pflege und ebenso wenig geben sich die Hebroniten Mühe ihn zu bereiten. Die meisten Trauben werden nach Jerusalem verkauft und hier einer wenig razionellen Behandlung unterworfen. In neuerer Zeit wurde die europäische Bereitung versucht und ein Wein gewonnen, welcher dem edelsten Rheinwein gleichkommt. Ich brachte eine Flasche voll, hermetisch geschlossen nach Wien, er war aus Trauben gepreßt, die in der Nähe der uralten Patriarchenhöhle Machpelah gereift waren. Sie waren am 4. Juni, wo ich in Hebron war, schon über einen Schuh lang und die Beere, wie kleinste Taubeneier groß. Ob sie die Länge und Schwere erreichen, daß zwei Männer eine Traube auf einem Stabe tragen müssen, möchte ich bezweifeln. Kundschafter und Reisende pflegen gerne zu übertreiben. Ebenso bedarf es noch des historischen Beweises, daß Noa hier die erste Rebe pflanzte. Nicht alle Trauben werden zur Weinbereitung verwendet, viele getrocknet und noch mehr zu einem Syrup, dessen sich die Bewohner Palästina's statt des Zuckers bedienen, verkocht.

Während wir aßen kamen einige Männer zu uns, um gläserne Armringe aller Farben, Fingerringe und blaue Korallen zu verkaufen. Wie die Weinbereitung nur von Juden, wird die Glasfabrikazion nur von Mohammedanern betrieben. Die letztere soll durch venezianische Juden im zwölften Jahrhunderte hier eingeführt worden sein. Wir kauften das Dutzend Armringe für einen Kreuzer, für denselben Preis zwei Dutzend Fingerringe.

Es war schon finstere Nacht, das Zelt mit bunten Papierlaternen beleuchtet und vor demselben begannen von einer Hand-

trommel, einer Pfeife und einem Hackbrette die schon geschilderten Melodien orientalischer Musikanten.

Die Szene, auf der wir uns befanden und heiter tafelten, war eigenthümlich genug. Die Stadt, die um sieben Jahre älter ist als Zoan, der vermeintliche Geburtsort Moses, gegenüber der uraltheiligen Doppelhöhle Machpelah, jenseit der grünen Thäler die libische Wüste, wir selbst unter den Zelten, die auf mohammedanischem Friedhof stehen — wie seltsam, fantastisch und fremd dies Alles! Nur über uns die bekannten Sterne der Heimat, aber größer, heller und flackernder.

Die Doppelhöhle Machpelah.

Antiker Teich. — Purim taka. — Der Zehnte. — Sarkofage der Patriarchen. — Fabeleien. — Prügel. — Abners Grab. — Synagogen. — Bibliothek. — Arabiſche Legenden. — Eiche und Zelt.

Ich hatte einen Mann der ſepharediſchen Gemeinde für den früheſten Morgen beſtellt, um mit ihm die Stadt zu durchwandern und die Synagogen zu ſehen. Er kam, als eben die Sonne über dem Haine von Mamre aufging.

Wir gingen an einem antik ausgemauerten Teiche, der in der Form dem Siloateiche und den Teichen Salomos' gleicht, vorbei; vielleicht demjenigen, an welchem König David die Meuchelmörder ſeines Gegenkönigs Isboſet, des Sohnes Sauls, hängen ließ.

Wir gingen zuerſt zur Moſchee, die von einem kleinen Vorplatze aus, eine breite und tief ſich emporſtreckende Treppe ſehen läßt. Vor dem Eingang des hohen Thores, das in einer Einfaſſung von roten und weißen Marmorlagen angelt, iſt, da wo die Fronte der Moſchee endet, ein Winkel mit kleinen Steinen abgeſchnitten. In halber Manneshöhe iſt ein Loch durchgebrochen, das in die unterirdiſchen Räume der Moſchee führt. In dieſen abgegrenzten Winkel, der zehn Perſonen, nur hart an einander gedrückt, faſſen kann, kommen an jedem Vorabende eines Feſtes die Juden, um zu beten. Auch iſt es ihnen geſtattet ein Drittheil der Stufen, die zur Moſchee emporführen, wo ebenfalls ein Loch in die finſtern Unterbaue der Moſchee ſehen läßt, zu erſteigen. Zu dieſer Mündung kommen die Juden für einen ſchwer Kranken beten. Als

einmal ein grauſamer Schech den Juden Geld und zwar, um ſie ſicherer zu verderben, in einer Münze verlangte, die in ganz Paläſtina nicht zu finden war, gingen ſie hierher, die Hülfe der Erzväter anzuflehen. Am folgenden Tage brachte ein Reiſender, der aus der Wüſte kam, einen Beutel voll jener Münzen, welche der Schech gefordert hatte.

Purim taka.

Vor vielen Jahren herrſchte ein geldgieriger Paſcha in Hebron. Unter Androhung, die vornehmſten Juden zu verbrennen, die übrigen als Sklaven zu verkaufen, verlangte er von ihnen 50,000 Piaſter. Sie waren ſehr arm und in Verzweiflung, ſich nicht retten zu können. Da beſchloſſen die Rabbinen ihre Not und ihre Gebete den Erzvätern vorzutragen und ſchrieben Alles auf ein Blatt Papier nieder. Gegen ein Bakſchieſch verſprach der Moſcheewächter, das Blatt an einem Faden in die Grabhöhle der Patriarchen niederzuſenken; denn auch die Mohammedaner wagen den heiligen Ort nicht zu betreten und beleuchten ihn durch einen Schlott, der aus der Moſchee in das Grabgewölbe unter ihr niederführt.

Der Paſcha fühlte ſich in dieſer Nacht geweckt, da ſtanden drei ehrwürdige Greiſe vor ihm und verlangten 50,000 Piaſter; ſie drohten, ihn zu tödten, wenn er das Geld ihnen nicht geben würde. Es lag ein ſo tiefer Ernſt in den Geſichtszügen der Greiſe, eine ſo erſchreckende Todtheit in ihren Augen, daß der Paſcha zitternd vom Lager aufſtand und einen Beutel, der die geforderte Summe in Gold- und Silbermünzen enthielt, aus ſeinem Geldſchranke holte und den Greiſen übergab.

Am frühen Morgen pochte es an dem Thore des weitläufigen Hauſes, in welchem alle Juden, wie noch heutzutage, beiſammenwohnen, und die Bewaffneten des Paſchas kamen von der Gemeinde die 50,000 Piaſter zu holen.

Es waren Alle betend in der Synagoge verſammelt, denn ſie wußten jetzt ihr Ende herannahend. Die Vorſteher ſchickten den Synagogendiener, um zu öffnen; da bemerkte er einen Geldbeutel im Fenſter der Vorhalle, wo die Juden ihre Hände waſchen,

ehe sie die Synagoge betreten. Er brachte ihn den Vorstehern und lief erst dann, um den Kawassen die Pforte zu öffnen.

Der Oberrabbi mit den Vorstehern machten sich sogleich auf, um dem Pascha die geforderten 50,000 Piaster zu überbringen, denn der Beutel enthielt in Gold und Silber genau die Summe, keinen Para weniger. Der Pascha erkannte sogleich den Beutel und das Geld und sprach ehrerbietig zu den Juden:

„Wahrlich, Ihr seid ein gottgeliebtes Volk! Er schützt und schirmt Euch. Dieses Geld wurde mir von den Erzvätern Abraham, Isak und Jakob abgefordert, um meine Seele zu retten vor einer schlechten That. Es schlummert und schläft nicht der Wächter Israels. Wenn Ihr so würdig seid, daß die seit Jahrtausenden schlafenden Väter um Euretwillen aufstehen; so will ich Euch hoch in Ehren halten. Nehmt das Geld als ein Geschenk von mir und wenn mir Not und Unglück drohen, werde ich um Euch schikken, daß Ihr für mich zu den Erzvätern betet."

Die sepharedischen Juden feiern noch heut zu Tage ein Purim taka, so genannt vom arabischen Worte „Taka", das Fenster bedeutet, weil in einem solchen das Geld gefunden wurde.

Der Zehnte.

Es war zur Zeit des Eliaser Archi in Hebron, seit Erschaffung der Welt 5360 Jahre. Die jüdische Bevölkerung bestand kaum aus einem Minjan und sie konnten keinen Gottesdienst abhalten, wenn nicht ein jüdischer Wanderer, oder Pilger zufällig nach Hebron kam. So war es auch einmal am Vorabende des Versöhnungstages, die Sonne schon dem Untergehen nahe und noch war kein Gast gekommen, der als Zehnter das Minjan gebildet hätte. Die Juden waren gar sehr betrübt darüber und sandten nach allen Seiten Leute aus, um zu sehen, ob kein Glaubensgenosse nahe sei?

Schon glänzten die Wipfel der Oelbäume und die Rebenhügel in rotem Abendlichte, als man plötzlich von ferne, unweit der Maahroth Hamachpelah, dem Grabe der Patriarchen, einen ehrwürdigen Greis herankommen sah. Ein weißer Talar umwallte,

wie ein Sterbekleid die hohe Gestalt, ein weißer Bund umhüllte das Haupt und ein langer weißer Bart floß bis über die Brust herab. Die Freude war sehr groß, als er durch seinen Gruß sich als einen Juden zu erkennen gab. Alle eilten herbei, um ihn willkommen zu heißen; nur betrübte es sie, daß sie ihm, da es bereits Nacht geworden war, keine Speise mehr vorsetzen durften. Der schöne Greis tröstete sie und sagte ihnen, daß er den Fasttag mit Hülfe des Herrn leicht zu ertragen hoffe.

Sie führten ihn hierauf in die Synagoge und der heilige Gottesdienst begann, die ganze Nacht hindurch und den ganzen langen Tag darauf erschollen die frommen Bußgesänge. Die Gemeinde erwies ihrem lieben Gaste, der durch volle 24 Stunden in der inbrünstigsten Andacht, Allen als ein ehrwürdig schönes Beispiel dastand, alle frommen Ehren, und da erschien es ihnen, als ob es von seiner Stirne leuchtete; doch konnte das auch ein Widerglanz der Sonne sein, denn in seltsamem Widerspruche mit den Stralen auf der Stirne, waren die Augen des Greises glanzlos und fast starr.

Als der erste Stern am Himmel sichtbar und der Schofar geblasen wurde, wollte Jeder der Gemeinde den Gast in seinem Hause bewirten. Es mußte durch das Loos entschieden werden, welches dem Chazan, dem sehr frommen, armen Vorbeter der Gemeinde zufiel. Freudig führte er den ehrwürdigen schönen Greis zu seinem kleinen Hause. Hier schritt er durch die niedere Pforte und einen schmalen dunklen Gang seinem Gaste voran; aber der Greis folgte ihm nicht und war verschwunden. Der arme Chazan meinte, der Gast sei vielleicht irrig in das Nachbarhaus getreten, aber Niemand hatte ihn da gesehen.

Nach langem vergeblichen Suchen und Fragen ging er betrübt nach Hause und warf sich, ohne nach dem langen Fasttage sich mit Speise und Trank zu laben, auf sein Lager. Im Traume aber erschien ihm sein lieber Gast und sprach trostreiche Worte zu ihm: „Lieber guter Mann! Sei nicht betrübt Deines Gastes wegen. Ich bin Abraham Abischem. Mir ist Euer Kummer, daß Ihr am Versöhnungstage kein Minjan habet, in meiner Grabes-Doppelhöhle

zum Herzen gegangen und so stand ich auf und erschien Euch als die zehnte Person. Als aber der Gottesdienst zu Ende war, ging ich wieder zurück, woher ich gekommen war."

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie tief dem jüdischen Volke seine Geschichte, seine heiligen Ueberlieferungen, seine Urgedanken und Lehren innewohnen, man könnte diese Legenden als die poetischen Blüten eines unausrodbaren frommen und gottgläubigen Bewußtseins anführen. Noch in unseren Tagen tauchen mit scharfem, unabgegriffenem Gepräge Gestalten und Bilder, die vor vier Jahrtausenden lebten, empor und trösten und erheben die Epigonen unsterblicher Väter.

Die Moschee ist von einer etwa 200 Fuß langen, 150 Fuß breiten Mauer umgeben, an deren vier Enden Minarete angebracht sind. Die Steine des Unterbaues zeigen, wie die der Tempel-Westwand Fugenränderung und sind manche von einer Länge von 38 Fuß. Ich bestieg die Ostseite dieser Mauer und sah in einen Hofraum, wo eine Kapelle vor dem Eingange der Moschee steht, welche ebenfalls ein Längenviereck bildet.

Ursprünglich eine Kirche, deren Gründungszeit unbekannt ist, war es im 6. Jahrhunderte den Juden gestattet, sich derselben zu nähern und Weihrauchopfer darzubringen. Benjamin von Tudela erzählt, daß er die Grabstätte betreten habe. In späteren Jahrhunderten war dies, bis zum heutigen Tage, weder Juden noch Christen gestattet.

Herr Dr. Fränkel, mein Gastfreund in Jerusalem, erzählte mir, daß er bald nach seiner Ankunft daselbst, im Jahre 1843, zu dem berüchtigten Schech von Hebron Abd el Rachman, der erkrankt darnieder lag, berufen worden sei. Er weilte mehrere Tage in Hebron, bis der Schech genesen war, der für ihn eine dankbare Vorliebe gewonnen hatte. Der Arzt erbat sich die Gunst, die Grabhöhle zu betreten, die der Schech nur sehr vorsichtig ge-

währte; indem er ihn selbst eine schmale, dunkle Treppe hinab begleitete. Er sah drei Sarkofage mit grünem Damast überhangen; als er diesen weghob die Namen der Erzväter in hebräischer und arabischer Goldschrift.

Es stimmt diese Schilderung theilweise mit der eines spanischen Renegaten überein, der noch drei andere Sarkofage, die der Patriarchenfrauen, gesehen hat. Doch ist es wahrscheinlich, daß diese Monumente nur Scheinsarkofage sind und die eigentlichen unterirdisch liegen, denn von dort her besitzt man eine griechische Votivtafel aus den ersten Jahrhunderten nach christlicher Zeitrechnung, welche am Grabe des Erzvaters eingefügt ist. Auch will man Josefs Grab gesehen haben, der doch ausdrücklich in Sichem begraben worden ist. Mein Begleiter sprach auch von Adams Grab hier, weil die Stadt, ehe sie den Namen Hebron erhalten hatte, Kiriat arba hieß. Arba bedeutet im Hebräischen vier, was die Talmudisten auf den Erzvater der Menschheit und auf die Patriarchen deuteten; im Widerspruche mit der Stelle in Josua, welche sagt: Kiriat Arba, die Stadt Arbas, der ein großer Mensch war unter den Enakim. Ebenso erzählt man, daß Adam in der Nähe von Hebron aus der roten Erde eines Ackers gebildet worden sei. Der Kirchenvater Hyeronimus schrieb seinem jüdischen Lehrer diese Legende nach, die seinen Vorgängern völlig unbekannt war. Christliche Pilger wallfahrteten in späteren Jahrhunderten, nicht ohne Gefahr, zu diesem Acker, warfen sich aufs Angesicht und netzten ihn mit Thränen der Andacht, nahmen wohl auch Erde mit, welche sie für heilkräftig hielten. Wie heutzutage noch manche Stellen, sogar im Widerspruche mit den heiligen Schriften, gezeigt werden, wo dies oder jenes sich zugetragen haben soll; so ließ man im Mittelalter bei Hebron eine Höhle verehren, in welcher die Erzeltern ihre Lebenstage gelebt haben, man zeigte die Stelle, wo der erste Brudermord geschehen ist und dergleichen. Es wurde eben auf die Fantasie der Pilger speculirt und so, wie auch noch heute ein angenehmes Einkommen gesichert.

Als ich mit meinem Begleiter wieder auf den kleinen Vorplatz getreten war, verlangte ein Türke, mit grünem Turban,

dem Zeichen der Profetenabkunft, ein Bakschiesch, das ich ihm gerne gewährte. Er war aber nicht zufrieden und es entspann sich zwischen ihm und meinem Führer ein Wortwechsel, der damit endete, daß der Jude, Angesichts der Doppelhöhle Machpelah den Mohammedaner derb durchprügelte. Ich war über diese Kühnheit erstaunt und wohl auch erschrocken; sie lieferte aber zugleich den Beweis, wie sich die Zeiten geändert haben, wenn ein Jude vor der Moschee in Hebron, der fanatischen und wilden Stadt, es wagen durfte einen Mohammedaner zu züchtigen.

Als ich meinen Führer über seine Rohheit, die mich auch so leicht Verlegenheiten hätte aussetzen können, zur Rede stellte, erwiederte er, ganz ruhig geworden: „Wenn Die sehen, daß man Mut und Kraft hat, werden sie feig und schwach."

Wir gingen, um das Grab Abners, des Feldherrn Sauls zu sehen und traten durch eine enge Vorhalle in den kleinen Hofraum eines türkischen Hauses. Unter einem Baume saß da auf einer Strohdecke ein ehrwürdig aussehender Mohammedaner rauchend; er lud uns zu sich auf den Strohteppich und ließ uns Tschibuk und Kaffee reichen. Dann führte er uns an der schmalen Seite des Hofes, wo eine überkuppelte Kapelle steht, sechzehn steinerne Stufen hinab. Ein kleiner Raum nahm uns unten auf, der durch einen bunten Vorhang aus Baumwollenstoff, dem zwei seidene, grüne Spiegel aufgenäht waren, getheilt ist und weggeschoben, uns einen neun Schuh langen, weiß übertünchten Sarkofag sehen ließ. Hierher kommen die Juden an jedem Neumond beten.

Ich besuchte hierauf die beiden sepharedischen und die eine aschkenasische Synagoge. Alle drei sind sehr ärmlich, ebenso sahen die Männer aus, die mit dem weißen Gebetmantel angethan hier Talmud studirten; was sie die ganze Nacht hindurch abwechselnd thun. Einer von ihnen, als ihm mein Führer sagte, daß ich ein Jude sei, ging an die Bundeslade und öffnete sie mir zu Ehren.

Ich zog die Schaufäden aus meinem Gewande hervor, berührte mit ihnen die Thorarollen und küßte sie.

An der Wand der Synagoge hing ein geschriebenes hebräisches Gebet für Sir Moses und Lady Judit Montefiore.

In der Lehrschule waren die Kinder noch nicht versammelt, die Wände entlang standen an 2000 Bücher, viele Exemplare des Pentateuch, des Talmud, Gebetbücher und nur ein weltliches Buch, ein französisch-arabisches Wörterbuch, das mir als das Geschenk eines französischen Rabbis mit einigem Stolze gezeigt wurde.

Ueber die Gliederung der beiden Gemeinden in Hebron haben wir bei der Darstellung der Juden in Jerusalem berichtet. Der Bildungsgrad ist derselbe. Die Zahl der sepharedischen Juden ist nahe an 300, der aschkenasischen an 100; nur wenige unter ihnen sind Rajas; die größere Anzahl steht unter dem Schutze europäischer Consulate.

Ehe wir von der Nähe der Patriarchengruft scheiden, über der in der ältesten Zeit sich eine Synagoge, dann eine Kirche St. Abraham und jetzt eine Moschee erhebt und so von drei Weltreligionen Verehrung empfing; wollen wir zwei schöne Legenden mittheilen, welche die Araber von Abraham, den sie El Khalil nennen, den Freund Gottes, erzählen:

Gotteserkenntniß.

Nimrod trachtete nach dem Leben des Kindes Abraham, weil die Wahrsager verkündeten, er werde den Göttern gefährlich werden. Die Mutter verbarg ihn fünfzehn Jahre lang in einer Höhle. Als sie die Gefahr vorübergezogen glaubte, führte sie ihn zum ersten Male aus der Höhle.

„Es war eine wilde, stürmische Nacht. Der Engel der Winde rauschte mächtigen Fluges einher, ein einziger Stern blickte durch die zerrissenen Wolken. Abraham sah nichts, als die Finsterniß, hörte nichts als die Windsbraut; da meinte er das reine Licht,

das mitten im Kampfe der Naturkräfte so ruhig herab blickte, sei die höchste Kraft, welche Einheit und Ordnung unter die übrigen bringe. Er warf sich nieder und betete an. Als aber der Stern untergegangen war, erkannte Abraham seinen Irrthum und rief: „Ich bete nicht an, was untergeht!"

Nun erhob sich der Mond in Glanz und Klarheit. Abraham rief: „Dies ist mein Herr!" und warf sich nieder, ihn anzubeten. Als aber der Mond untergegangen war, rief Abraham: „Er ist es nicht, mein Herr! ich bete nicht an, was untergeht."

Nun stieg in voller Pracht und Herrlichkeit die Sonne empor und durch Licht und Wärme entfalteten sich vor Abrahams Augen zum ersten Male die Wunderwerke der Schöpfung. „Er ists, mein Gott und Herr!" rief er im Entzücken der höchsten Wonne und stürzte anbetend zur Erde. Die Sonne vollbrachte ihren Lauf und sank in Westen unter. „Er ist es nicht, mein Gott und Herr!" rief Abraham „ich bete nicht an, was untergeht, ich wende mein Gesicht zu Dem, der das kleine und das größte Licht erschaffen, zum Herrn der Himmel und der Erden, er ist mein Herr und Gott!"

Auferstehung der Todten.

Als Abraham hundertundneunundneunzig Jahre alt war, pilgerte er nach Mekka; da fragte er den Herrn, wie denn die Auferstehung vor sich gehen werde?

„Tödte vier Vögel," befahl ihm der Herr, „zerhacke sie und mische ihr Fleisch wohl durcheinander, theile es in vier Töpfe und stelle diese auf die vier Berge bei Mekka. Die Köpfe der Vögel aber behalte bei Dir."

Als Abraham so gethan hatte, sprach zu ihm der Herr: „Rufe die Vögel jetzt bei ihren Namen!"

Abraham rief sie bei ihren Namen und das Fleisch in den Töpfen fing an zu gähren und wälzte sich brausend von den Bergen herab und trennte und sonderte und band und vereinte sich in die alte Form. Und als die Vögel auf den Füßen standen, setzte jeder Vogel den ihm gehörenden Kopf auf.

Und es sprach der Herr: „So erstehen auch einst die Menschen aus den Gräbern und greifen nach ihrem wesentlichsten Unterscheidungsmerkmal, dem Kopf.“

Mussa, der Kawaß erwartete uns schon mit Ungeduld, er hatte die Maulthiere vorausgeschickt und unser Frühstück, in nicht genug zu dankender Aufmerksamkeit, unter der Eiche im Haine Mamre angeordnet, wo die Erzväter ihre Zelte hatten und wo Abraham von den drei Wanderern der Untergang Sodoma's und Gomorha's angekündigt worden war.

Josefus Flavius nennt den Baum eine Terebinthe, die späteren Schriftsteller eine Eiche, was diejenige, zum Geschlechte Quercus ilex gehörend, wirklich ist, in deren Schatten wir lagerten: die Araber kennen sie unter dem Namen Sindian. Ich brachte Eicheln und einige Zweige dem gelehrten Reisenden Dr. Kotschi nach Wien mit, von dem wir zunächst über die Eichen im Morgenlande eine Abhandlung erhalten werden.

Wir ritten durch Weingärten und gelangten nach einer halben Stunde auf einen mäßig sich absenkenden Wiesenplatz, in dessen Mitte die Rieseneiche steht. Ich maß den Umfang des Stammes auf 22 Fuß, er theilt sich in einiger Höhe in drei dicke Stämme, von denen einer in ziemlicher Höhe sich wieder in zwei theilt. Die Aeste strecken sich bis 90 Fuß im Umkreise, sie sind dicht und waren dicht belaubt. In der Nähe befindet sich ein Brunnen.

Die Botaniker bezweifeln mit Recht das hohe Alterthum dieses Baumes, über welchen übrigens schon vom fünften Jahrhunderte her, Nachrichten vorhanden sind.

Die Juden halten aber eine andere Stelle, nördlich von Hebron, für diejenige, wo das Zelt Abrahams gestanden haben soll. An derselben befinden sich auch antike Mauerreste. Diese bilden die niedere Umfangmauer, jedoch nur zweier Seiten eines großen viereckigen Raumes, sie besteht aus zwei kolossalen Steinlagern. In dem weiligen Raume, der grün bewaschen war, befindet sich eine Zisterne;

auf einem Steine saß eine mächtige Eule, die einzige, die ich im Morgenlande sah.

In neuerer Zeit tauchte, im Zusammenhange mit Bibel und Talmudstellen die Meinung auf, daß das Hebron der Schrift auf dieser Höhe, die eine Stunde von der jetzigen Stadt fern ist, gestanden haben mag. Josua bezeichnet die Stadt „auf dem Gebirge Juda." In der Mischna tamid heißt es, daß die Morgenopfer in Jerusalem erst dann gebracht wurden, „wenn es anfing Licht zu werden bis Hebron." Unmöglich ist es aber das heutige, im Thale fast versteckte Hebron von Jerusalem aus zu sehen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die genaue Durchforschung der Höhen, wo das Zelt Abrahams ist, zu mancher Entdeckung führen werde.

Nicht fern auf einer Anhöhe besuchten wir die Ruinen einer Moschee Neby Yumas, des Propheten Jonas. Mauerreste, die kaum aus dem Boden hervorstehen, fassen den Hügel ein. Mussa nannte uns den Ort Hulhul, wahrscheinlich das von Josua genannte Halhul.

Rachels Grab.

Ueberbaue. — Der wandernde Stein. — Ewiges Licht. — Legende.

Kein Grab der uralten Welt ist genauer bezeichnet, als dasjenige, dahin der trauernde Patriarch sein geliebteres Weib Rachel, die schöne Mutter des schönsten Sohnes begrub.

„Und Jakob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dasselbe ist das Grabmal Rachels bis auf diesen Tag."

Von Geschlecht zu Geschlecht erbte die Erinnerung fort. Während Weltstädte verschwanden und Niemand weiß, wo sie hingebaut waren, dieses kleine, fast unscheinbare Denkmal hat sich im frommen Gedächtniß der Welt erhalten. Jedes Jahrhundert hat es immer wieder, wenn das Denkmal zerstört war, neu hergestellt. Bald erhob sich eine rohe Steinpiramide auf dem Grabe, bald waren es zwölf Marmorblöcke, die zwölf Söhne Jakobs bezeichnend, die auf demselben lagen. Einen sie abschließenden Marmor, der dem Patriarchen selbst zur Ehre emporragte, nahmen die Mönche des nahen Eliasklosters in ihre Kirche; aber es wiederholte sich die oft erfundene Legende, daß der Stein nächtlings an seine Stelle zurückkehrte. Als im Laufe der Zeiten diese Steine verschwunden waren, wurde eine säulengetragene Kuppel, später eine bogengewölbte Halle, dann eine Moschee und immer wieder, wenn diese Bauwerke zerstört waren, ein neues hingestellt.

Die Bekenner dreier Weltreligionen beugten und beugen ihr Knie in Andacht vor diesem Grabe. Hier lagen sie gemeinsam ver-

ehrend in Frieden, während sie sich, kaum aufgestanden und nicht fern dem Grabe, mit Feuer und Schwert bekämpften. So mächtig ist der Zauber, den die Stätte ausübt, wo ein schönes, edles, frommes Menschenherz zu schlagen aufgehört hat!

Während die Juden und Christen hier beteten, trieb eine noch innigere Andacht die Mohammedaner von Betlehem an, sich hier begraben zu lassen und ein Schech Mohammed ließ, nachdem die Moschee verfallen war, ein kuppelartiges Gebäude über dem Grabe vor dreihundert Jahren aufführen, dessen Form wenigstens sich bis zu dem heutigen Tage erhalten zu haben scheint.

Merkwürdig ist es, daß die Mohammedaner, die mit fanatischer Eifersucht ihre Heiligthümer jedem Giaur zu betreten verbieten, dieses selbst mit einer Moschee geschmückt gewesene Grabmal seit wenigen Jahrzehnden den Juden gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Piastern überlassen.

Als ich über einen welligen, mit Oelbäumen bepflanzten Boden, von Betlehem kommend, bei dem Denkmale angelangt war, erwartete mich vor demselben ein sepharedischer Jude mit dem Schlüssel.

Wir traten durch einen breiten offenen Spitzbogen in einen kleinen Vorhof, den etwa neun Schuh hohe Mauern bilden. Uns gegenüber in einer Nische befindet sich ein steinerner Turban über einem mohammedanischen Grabe.

Dem Eintretenden zur Rechten ist eine kleine eiserne Thüre sichtbar, durch die wir in eine mit einer Kuppel überwölbte Halle gelangten. Unter ihr befindet sich auf einer Steinstufe ein aufgemauerter, weiß übertünchter Sarkofag, der wie ein Koffer mit gewölbtem Deckel aussieht. Auf demselben befinden sich die Namen zahlreicher Pilger. Man kann den Sarkofag umschreiten; vor demselben, der Eingangsthüre zugewendet, schließt ein viereckiger, ein und einen halben Schuh großer Marmorstein die Gruft selbst ab. Ich hob ihn empor und sah in ein finsteres Loch hinab, das nichts als einige Steine enthielt, als ich es mit einer Lampe erleuchtete.

Von dem Grabsteine lag ein kleines Eckstück abgebrochen, ich nahm es mit und verehrte später der Grabkuppel eine schön-

geformte metallene Lampe, um ein ewiges Licht darin erhalten zu können.

Es ist Sitte, daß der jüdische Führer Oel und Lampen mitbringt und diese von den Pilgern zur Ehre der todten Patriarchenfrau anzünden läßt. Dann sprechen sie das schöne hebräische Gebet, welches dem Andenken der Todten gewidmet ist.

Welches Weib der Erde, das weder durch den Glanz des Wunderglaubens verklärt, noch durch ein großes geschichtliches Ereigniß verewigt ist, genießt nach vier Jahrtausenden eine gleiche Verehrung. Juden, Christen und Mohammedaner beugen gleich ehrfurchtsvoll ihr Haupt und ihr Knie, vor der Gestalt einer schönen, in der Blüte hingerafften Mutter, deren Dasein nur durch menschlich schöne Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern bezeichnet ist.

Es ist ein edler Zug des Menschenherzens, daß es gerne verklärt, was ihm schön und edel scheint. Geist und Fantasie müssen ihre Stralen leihen zu einem Heiligenschein, der die Gestalten umgiebt und der Mensch betet frommer an, was er selbst geschaffen hat.

Die Legende erzählt, daß es der Geist der Mutter war, der ihren Sohn Josef in Egypten rettete, als ihn Putifars Weib verführen wollte; ihr Geist lehrte ihn die Träume deuten, die Weisheit der Welt und der Herrschaft Kunde. Als Josef zum Sterben lag im Egyptenlande, wehte es ihn und die Seinen an wie Trost; es war von den Schwingen des Geistes seiner Mutter.

Als ihr Kind nun todt war, wandte sich die Liebe der Mutter dem ganzen Volke zu. Die biblische Ahnfrau, erscheint sie immer wieder, wenn Israel ein Unheil droht und wenn es traurig ist. Sie naht, wenn es von Gott nicht mehr beherrscht sein will und von dem Profeten verlangt, daß er das Königthum einführe. Den gesalbten Saul, da er an ihrem Grab vorüberzieht, blendet es wie ein Sonnenglanz in Wellen aus ihm empor und er beginnt mit den ihm begegnenden Sängern zu weissagen. Und als das Volk in die Verbannung zog und am Grabe vorüberkam, da hörte es eine klägliche Stimme und bitteres Wei-

nen auf der Höhe: „Rachel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen.“

Ihres Wandels Segensnähe
Hat sie immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt.

Gab ein Machtspruch die Befehle
Abzuschwören ihren Gott,
Sie war nahe ihrer Seele
Und sie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimatlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß sie noch die Hüter
Des gestürzten Tempels sind.

Wenn ein Mann von ihrem Stamme
Forschend bei der Lampe denkt,
Sie naht still ihm, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne schwenkt.

Komm und sammle mild zur Einheit
Jedes Geist- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Glanz von deinen Kindern bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke —
In ein Kanaan will sein Herz?
Führe du als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

Abschied vom Leser.

In Jaffa wieder angelangt, kehrte ich bei Herrn Platner ein und hatte die Freude, Herrn Albert Cohn, der eben aus Egypten kommend, nach Jerusalem ging, zu begrüßen.

Es waren tief ernste Gespräche, die wir über die Zustände der Juden in der heiligen Stadt und im ganzen Morgenlande führten.

„Wir streuen" sprach der begeisterte Mann, „Saatkörner in die Furchen der Gemüther und Geister unserer im Morgenlande verdunkelten Glaubensgenossen. Es gehen auch auf den Feldern nicht alle auf. Gottes Sturm, Regen und Sonnenschein müssen wehen und leuchten, damit der Segen, die goldene Frucht gedeihe. Wir müssen den Armen doppeltes Brot reichen, um sie körperlich und geistig zu nähren. Ist es nicht ein Land der Wunder, dieses Palästina noch heutzutage? In demselben Jahrzehent erwacht in drei, durch Meere getrennten, großen Reichen, in drei Menschenherzen der gleiche Gedanke: den körperlichen Hunger der Glaubensgenossen in Jerusalem zu stillen, den geistigen nach Lehre und Bildung zu wecken. Wie jene drei Engel zu dem Zelte Abrahams bei Hebron mit schöner Botschaft kamen, so kommt aus England, Frankreich und Oesterreich von drei edlen Menschen der greisen Jeruschalaim ein geistiger Segen! Und eine Mutter hat es schwerlich im fernen Böhmen und im fernen Ungarn ihrem Knaben an der Wiege vorgesungen, daß wir Beide uns hier treffen werden, um mit zu rathen und mitzuhelfen."

Der österreichische Vizeconsul Herr Damiani kam mich zu begrüßen und mir Briefe aus Jerusalem vom Großrabbi und seinem geistlichen Tribunale, dann von den Vorstehern der Gemeinde Chassidim zu überbringen; wir theilen beide, nebst einigen noch nachträglich erhaltenen Daten, im Anhange mit.

Die Briefe aus Wien brachten tief schmerzliche Nachrichten, welche mit der, vor meiner Abreise mich vollkommen beruhigenden Ansicht der Aerzte im traurigen Widerspruche waren.

Ich hatte mir den Sinai als Ziel der Reise gedacht, und wollte zwei Tafeln seines Gesteines für den geweihten Tempel der jüdischen Gemeinde in Wien mitbringen, damit sie seine Giebel schmücken.

Das poetisch große Ziel verschwand und ich eilte über Egypten der Heimat zu.

Am 22. Juli wirbelte im Hafen vom französischen Dampfschiffe der Rauch auf. Meine aufmerksamen Gastfreunde hatten ein eigenthümlich schönes Frühmahl für mich vorbereitet, um mich zu mahnen, daß es das letzte auf der heiligen Erde des gelobten Landes sei: Milch und Honig in gläsernen Tassen, Brot von Weizen aus der Ebene von Saron, die erst gereiften Trauben und Feigen in Körbchen, die aus Palmenblättern geflochten waren, Zitronen und Pomeranzen von dreifacher Größe als die europäischen, kostbarer Wein von Hebron und duftende Blumen aus den Gärten von Jaffa dufteten auf der Tafel.

Um 11 Uhr begab ich mich an Bord, um schmerzlich das Wort des römischen Dichters an mir selbst zu erfahren, daß „die schwarze Sorge" mit dem Schiffer zu Schiff geht und hinter den Reiter sich setzt.

Wie vom Lande der Väter, so scheide ich auch vom Leser, der so freundlich war, mein Begleiter durch dasselbe zu sein.

Ich zog durch die See, durch die Wüste, ich bestieg die Piramiden und werde, wenn meine Erzählungen und Schilderungen aufmerksame Hörer finden, sie ihnen gerne mittheilen.

Auf Wiedersehen!

Anhang.

Dank und Bitte

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Der Herr der Heerschaaren sei mit uns!

Eine Perle, ein Edelstein mit siebenfachem Stral ist der geehrte Herr Dr. Ludwig August Frankl, sein Licht leuchte in düsterer Nacht!

Unser Gebet dringe vor den ewigen Gott, der in Zion thront und der Jerusalem erkiesen, für Dein langes Leben und für Deinen glanzvollen Ruhm! Mögest Du die höchsten Höhen ersteigen in ehrenvoller Stellung, mit großem Reichthum und herrlicher Nachkommenschaft gesegnet sein!

Solches werde Dir zum Denkzeichen der zum Ruhme des verewigten Herrn Simon Edlen von Lämel gegründeten und im Auftrage der hochherzigen Frau Elise Edlen von Herz-Lämel, Tochter des gedachten Unsterblichen, von Dir ins Leben gerufenen Lehranstalt.

Nachdem die weisen Rabbinen und Gelehrten, unter Vorsitz des Großrabbi, sich versammelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alles im Namen und zum Ruhme des Herrn geschah, haben wir Alles genehmigt und bestätigt, wie es in den Statuten verzeichnet wurde. Wir, die Oberen und die Leiter der gedachten Anstalt, haben uns mit ganzer Willenskraft diesem gemeinnützigen Lehrhause gewidmet: die Lehrer in ihrer Lehrweise, die Kinder in ihrem Lernen, sowie in ihrer Verpflegung zu überwachen. Dieses ist von nun an unsere Pflicht, unsere Aufgabe, und Gott wird unser Streben unterstützen!

Wir haben eine Auswahl unter den sechs- bis siebenjährigen Kindern getroffen und brachten zwanzig Zöglinge in die Talmud-Thora-Anstalt. Aber es schmerzt uns sehr, daß blos diese zwanzig Kinder die Vortheile des Unterrichtes, der Verpflegung und freien Kleidung genießen sollen, während noch andere arme verwaiste Kinder,

zwanzig an der Zahl, die gedachten Wohlthaten nicht genießen können; auch der zweite Lehrer ist gekränkt, daß er blos seines Lohnes theilhaftig werden kann und sonst keine Vortheile erhält. Dieses schmerzt uns um so mehr, als es Haß und Neid zwischen den Erwachsenen, wie zwischen den Kindern rege macht, indem viele drückenden Mangel leiden müssen. Es ist daher billig und recht, diese neidischen und gehässigen Gefühle nach Kräften zu unterdrücken, damit sie nicht überhandnehmend den Fortgang und das Gedeihen der Anstalt stören möchten. Denn tausend Todesarten gleichen der Bosheit des Neides nicht!

Darum bitten wir, die Leiter und Vorsteher der Lehranstalt, Deine Herrlichkeit, daß Du mit der Dir eigenen Umsicht und Barmherzigkeit einen fürsprechenden Engel abgebest, das edle Herz unserer Glaubensgenossin zum Mitleid zu bewegen, damit, sowie die geistigen, auch die körperlichen Wohlthaten an Alle gleich vertheilt werden können.

Dir, geehrter Herr! liegt diese Pflicht ob, auch das Ende der gottgefälligen That mit Ruhm zu krönen und noch obendrein die Anstalt für den Talmud-Unterricht zu erweitern, den zwei Lehrer leiten sollen für je zehn Zuhörer, damit nicht die Thora von Israel vergessen werde! Gott der Herr wird die Frucht dieser theuern Saat an der hochherzigen Frau von Herz-Lämel und allen ihren Angehörigen mit langem Leben und Segensfülle lohnen.

Das sind die Worte der Bittsteller, die sich unterzeichnen am 1. des Monats Tamus 5616 = 1856.

Chaim R. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbis von Jerusalem, Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. Simon Fränkel,
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.

Mordachai Chajim Mejuchas,
Mitglied des Besdins, Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. Bernhard Neumann,
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitals.

Meier Rafael Panegl,
Mitglied des Besdins, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt."

Bitte der Gemeinde Chassidim

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Mit Hilfe des gebenedeiten Gottes am Donnerstag des Seder Pinchas am 14. des Monats Tamus 617 = 1856. Hier in der heiligen Stadt Jerusalem; sie werde bald aufgerichtet in unseren Tagen, Amen!

Es erfreue sich alles Guten, alles Glückes und aller Seligkeit der ausgezeichnete, hochgelehrte Mann, der ausgezeichnete, rühmlichst bekannte Dichter, Herr Doctor Ludwig August Frankl, Gott sei sein Schutz und verleihe ihm langes Leben!

Alles Herrliche sah Dein Auge, Herr! als Du durch Gottes Huld des Glückes theilhaftig geworden, den Berg Zion und Jerusalem zu besuchen. Du hast Weisheit erworben, was mangelt Dir noch? Heil Dir, daß Du so glücklich warest, die heiligen Steine der Vorzeit zu küssen und dem heiligen Staube zu huldigen!

Wir haben ein Anliegen an Dich, geehrter Herr!

Du hast Dich durch den Augenschein überzeugt, daß wir einen Bauplatz angekauft haben zum Bau einer Synagoge, mit der Aussicht auf die Trümmer des zerstörten heiligen Tempels. Auch ist Dir der Wille des kaiserlich österreichischen Consuls, des Herrn Grafen Pizzamano, bekannt geworden, den Bau nach erwirkter amtlicher Bewilligung so schnell als möglich in Angriff zu nehmen. Darum, o Herr! richten wir an Dich die Bitte: unsere Stütze, unser Sachwalter und Fürsprecher zu sein bei den wohlthätigen Menschenfreunden in Oesterreich, Mähren und Böhmen. Wolle die dringende Nothwendigkeit dieser gottgefälligen Handlung den Edlen Deines Vaterlandes eindringlich vortragen, damit sie sich zu dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke vereinen mögen, um uns Unterstützungen angedeihen lassen zu wollen.

Dein Name wird dann bis in die späteste Nachwelt zum Ruhme fortleben! Auf, Gesegneter Gottes! ergreife mit Kraft diese gemeinnützige Angelegenheit mit Freuden und mildem Herzen! Lasse Dich von der Mühseligkeit, die damit verbunden ist, nicht abschrecken, und Gottes Wille wird durch Deinen Eifer gelingen! So wird der Lohn der Tugend Dir anheimfallen zum ewigen Andenken!

Eingeschlossen erhältst Du das offene Schreiben, unser Bittgesuch an alle Wohlthäter in Israel, um ihr Mitleid und Erbarmen rege zu machen, milde Spenden zum Bau des Andachtshauses großmütig

zu widmen, welche sie Dir einhändigen möchten, damit die Gelder uns, um so sicherer und ohne überflüssige Ausgaben zukommen möchten.

Wir wiederholen unsere Bitte: Beschleunige die Sache Gottes und der Frömmigkeit so schnell als möglich und strenge alle Deine Kräfte an, um uns durch Deine Beredtsamkeit den Segen Gottes zu erwirken, damit Du einst der Gnade theilhaftig werdest, den Wiederaufbau Jerusalems und die Sammlung der Versprengten und Verstoßenen Israels mit eigenen Augen zu sehen.

Dieses sind die Worte Deiner treuen Freunde!

Die Vorsteher
der Gemeinde Aschkenasim Chassidim in Jerusalem:
Rissim Back, Salomo Nach, Sohn des sel. **Moses, Jacob Mose Cohn.**"

Aufruf.

Ihr edlen Gläubigen und Treuen in Israel, Ihr Vornehmen, Geehrten und Wohlthäter, feste Stützen unseres Volkes in Oesterreich, Mähren und Böhmen! Gott sei mit Euch, verleihe Euch Segen und Glücksgüter in allem Thun und Lassen in Ewigkeit!

Zion verkündet Euch den Frieden, Jerusalem, die heilige Stadt, das Heil des Ewigen! Er lasse uns in seiner Huld den Aufbau des Tempels erleben, daß die Priester in ihren Tempeldienst wieder eintreten und Israel wieder seine vorige Stellung erlange, bald in unseren Tagen, denn die verkündete Zeitfrist ist nahe! Zion werde erlöst durch Gerechtigkeit und ihre Gefangenen durch Tugend! Nun kommen wir vor Euch, des Volkes Edle! unsern Kummer auszuschütten, mit Zuversicht vertrauend, daß unsere aufrichtigen, vom Herzen strömenden Worte auch zum Herzen der Edlen dringen werden, uns ein Zeichen der Milde zu erweisen, wegen der Liebe zu Zion und der Anhänglichkeit zu Jerusalem! Wir wollen nicht viele Worte machen und erhabene Reden führen, sondern mit bebender Lippe und gedrücktem Gemüte in Kürze unser Anliegen vortragen. Es ist bekannt, daß überall, wo eine israelitische Religionsgenossenschaft lebt, unsere Brüder auch ein Haus der Andacht, eine Synagoge besitzen, wo sie ihr Herz vor dem Herrn ausschütten können. Nur unsere Gemeinde, die „Aschkenasim" allein, die unter dem allgnädigen Schutze Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich hier in Jerusalem, der heiligen Stadt, leben, sind noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, hier ein Gotteshaus für

ihren Ritus zu besitzen, sondern müssen sich begnügen mit einem den Türken angehörigen Lokale, welches sie zum Behufe der Verrichtung ihres Gebetes jährlich mieten, welcher Mietzins noch jährlich unverhältnißmäßig gesteigert wird. Auch sind wir genöthigt, alle Jahre das Lokal unserer Betstube zu wechseln, unvermögend, einen festen, unwandelbaren Ort der Andacht zu bestimmen. So müssen wir leider herumirren in allen Ecken und Enden der Stadt, und das brennt in unseren Herzen wie ein Dornenfeuer und kränkt unser Gemüt. Gott möge sich unser erbarmen! Nun sind es bereits dreizehn Jahre, daß wir durch große Anstrengung einen Bauplatz zu einem Bethause an uns gekauft, einen herrlichen Bauplatz, dem Orte unseres ehemaligen heiligen Tempels gegenüber. Auch haben wir die nötigen Bausteine, trotz des großen Geldmangels, angeschafft. Wir sparten uns den Bissen vom Munde ab, um nur die Baumaterialien zusammenzubringen. Wiewohl überzeugt, daß die Baukosten für unsere Kräfte unerschwinglich sind, so hegten wir das Vertrauen, daß hochherzige Menschenfreunde uns ihre Unterstützung angedeihen lassen würden, um auch einen Antheil an dem Werke des Herrn zu haben! Leider aber, unserer großen Sünden halber, gelang es uns bis jetzt noch nicht, unser Vorhaben zu verwirklichen, da die Gesetze des Landes uns große Hindernisse in den Weg legten.

Da aber nunmehr durch des Allmächtigen Gnade wir einen Schutz und Schirm an dem edlen hochherzigen Grafen von Pizzamano gefunden, der den Willen der Regierung des ruhmgekrönten, mit allen Tugenden geschmückten Monarchen, Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I., in Jerusalem vertritt und als Consul von Oesterreich hier seine segensreiche Wirksamkeit nach allen Richtungen entfaltet; da dieser edle Herr vor ungefähr fünf Monaten uns die Erlaubniß zum Bau eines eigenen Bethauses von den Landesbehörden großmütig erwirkte, so betrachten wir dieses als einen Wink vom Himmel. Möge der Allgütige den glanzvollen Ruhm seiner glorreichen Majestät bis an die Sterne erheben und die Räthe der Krone und Stützen seines Thrones mit seiner göttlichen Weisheit erleuchten. Leider aber ist unsere Kraft gelähmt und unsere Geldmittel sind erschöpft. Die Theuerung, die Hungersnot hat uns gänzlich verarmt. Eigene Abgeordnete auszusenden, um milde Gaben in fernen Landen zur Ausführung unseres längst gehegten Wunsches zu sammeln, können wir aus verschiedenen Ursachen nicht effectuiren, besonders aus dem Grunde: weil die Reisekosten solcher Emissaire die Hälfte der einfließenden Gelder verschlingen. Was uns besonders betrübt, ist die wiederholte Mahnung und Aneiferung, die von Seiten des Herrn Grafen von Pizzamano an uns oft ergeht: „den Bau endlich aufzuführen", da jetzt die Bewilligung einmal er-

theilt wurde, welche im Verlauf der Zeiten Beschränkungen erleiden könnte, ohne dieser Mahnung Folge leisten zu können.

Nun hat es Gott gefügt, daß der verehrungswürdige, hochgelehrte Herr Doctor Ludwig August Frankl uns besuchte. An ihn wendeten wir uns mit der Bitte: daß er die Sache Gottes auf seine Schultern lade, die hochherzigen Wohlthäter in seinem Geburtslande zu bewegen, wohlthätige Spenden zum Bau der Gotteshallen uns zufließen zu lassen, da er mit eigenen Augen diese heiligen Stätten gesehen und mit eigenen Ohren die Ermahnungen des Consuls gehört hat. Darum wenden wir uns mit diesem Sendschreiben an alle Wohlthäter unseres Volkes, sie mit folgenden Worten des Psalmisten anflehend: Wer nur das Leben wünscht und glückliche Tage zu sehen liebt, der widme uns eine wohlthätige Gabe von seinem Gute nach Kräften und händige seine großmütige Spende dem gedachten Herrn Doktor ein. Sämmtliche Beiträge werden zum Andenken in ein Denkbuch eingetragen werden, damit man an allen Sabbat- und Festtagen einen Segen für Euer Wohlergehen (Mi scheberach) anstimme nach dem Ablesen des Gesetzbuches. Nach Eurem Namen wird das Gotteshaus benannt werden, und des Ruhmes Glanz eines Bethauses auf dem heiligen Berge in Jerusalem wird auf sie, die Wohlthäter, zurückstrahlen. Gottes Segen wird der Lohn sein; für jeden gespendeten Pfennig werdet Ihr ein Maaß voller Goldstücke erhalten und des Glückes theilhaftig werden, einst den Abglanz des Ewigen in seinem neuen Tempel zu schauen.

Dies sind die Worte der Vorsteher und Leiter der Gemeinde der „Aschkenasim", die sich unterzeichnen am Donnerstag der Parasche Pinchas am 14. des Monats Tamus 616 = 1856.

Jehuda, Sohn des Rabbi **Dob David. Jesais Gottlieb. Löb Oxer** aus Pidkanim. **Rissan Stein. Löb Meinhart. Salomo Noach**, Sohn des **Moses** sel. **Hirsch Gottlieb. Israel Borg. Rissan Bak. Jakob Moses Gottlieb** aus Sadegore. **Löb Stein. Isak Feuermann.**

Folgt die Legalisirung des k. k. österreichischen Consuls

Pizzamano.

Verzeichniß

der in Jerusalem jetzt lebenden protestantisch getauften Juden.

I. Aschkenasim.

Name des Familienhauptes.	Beschäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe der Angehörigen.
Simon Rosenthal .	Gastwirth	Rußland	Jerusalem	Frau, 6 Kinder
Bergheim	Kaufmann	Pr. Polen	„	Frau, 7 Kinder
Max Ungar . . .	Schneider	Ungarn	„	2 Kinder
Schor	„	Rußland	„	Frau, 2 Kinder
Moses Orenstein .	„	Rußland	„	1 Kind
Frau Hauser . . .	Gastwirthin	Rußland	„	2 Kinder
Duckert	Dragoman	Rußland	„	Frau
Hefter	Missionär	Galizien	Ausland	Frau, Schwester, 3 Kinder
Hanauer	„	Bayern	Jerusalem	4 Kinder
Meschulem	Agronom	Rußland	„	6 Kinder
Dines	Photograph	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Hirschon	Missionär	Rußland	„	Frau
Stern	„	Ungarn	„	
Abram Ger	Schneider	Rußland	„	Frau, 4 Kinder
Josel Schuster . .	Schuster	Rußland	„	Frau, 5 Kinder
Modche Elkes . .		Rußland	„	2 Kinder
Modche Schye . .	Uhrmacher	Rußland	„	Frau, 5 Kinder, Schwester
Simon Apotheker .	Apotheker	Rußland	„	
Hirsch Minsker . .		Rußland	„	
Spiro		Rußland	„	
Samuel Twerjer .	Apotheker	Tiberias	„	
Samuel Berdyczow	Drechsler	Rußland	„	
Gerschon		Rußland	„	
Aron Klempner . .	Klempner	Galizien	„	
Josefson		Rußland	„	
Bloch		Rußland	„	
Samuel Hirsch . .	Tischler	Rußland	„	
Mosche Samuel . .	Diener	Rußland	„	
Moses Blum . . .	Agronom	Rußland	„	
Im mech. Institut				

II. Sepharedim.

Name des Familienhauptes.	Beschäftigung.	Geburtsort und Vaterland.	Wo getauft.	Angabe der Angehörigen.
Schuchami	Missionär	Türkei	Jerusalem	Frau, 4 Kinder
Morpurgo	Schreiber	Italien	"	Frau
Jizchak Kamchi . .		Jerusalem	"	Frau, 1 Kind
Israel Chalyo . .	Hausirer	Jerusalem	"	Frau, 3 Kinder
Simon Bagdadi .		Jerusalem	"	Frau, 3 Kinder
4 Kinder des Samuel Janischerli		Jerusalem	"	
Nissim Coral . . .		Jerusalem	"	
Chaim Nachman .	Buchbinder	Jerusalem	"	
Masaud Mugrebi .		Marocco	"	Frau
Im mech. Institut Waisen in der Erziehungsanstalt .			"	

Giebt eine Summe von einhunderteinunddreißig Seelen.

Uebersicht der jüdischen Bevölkerung.

Palästina.

Jerusalem	5700
Safed	2100
Tiberia	1514
Hebron	400
Jaffa	400
Saida	150
St. Jean d'Acre . . .	120
Khaifa	100
Schafamer	60
Yrkyin	50
Nablus	40
Rame	5
	10,639.

Syrien.

Damaskus	5000
Beirut	180
Deir el Kamar . . .	100
Chasbeia	100
Tripolis	40
	5420.

Zu König Davids Grab.

Wie zu den vorliegenden Aktenstücken, gelangte ich erst nach meiner Abreise von Jerusalem durch die Güte des Herrn Grafen Pizzamano zu den Maßen und Inschriften des Grabes König Davids.

Nachdem beides bisher unbekannt, so werden Forscher und die, welche sonst an den heiligen Denkmälern Jerusalems Theil nehmen, sie hier willkommen heißen.

Der steinerne Sarkofag, der, an die Mauer anstoßend, sich in schiefer Fläche gegen dieselbe erhebt, mißt, die Holzbekleidung eingeschlossen, $5\frac{1}{6}$ Wiener Elle, seine Höhe bis zum Endpunkte der schiefen Fläche $2\frac{9}{12}$, die Höhe der schiefen Ebene selbst $1\frac{4}{6}$ und die Breite der Bodenfläche $1\frac{1}{2}$. Die fünf reich mit Gold verbrämten Teppiche sind Geschenke der Sultane: Mustafa, Selim, Abdulhamid, Mahmud und Abdul Medschid.

Auf diesen Teppichen und den Wänden sind die folgenden Inschriften zu lesen:

بسم الله الرحمن الرحيم

Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen.

نصر من الله وفتح قريب

Der Sieg kommt von Gott und eine Eroberung steht nahe bevor.

انا فتحنا لك فتحا بينا

Wir haben dich siegen gemacht in einem bedeutenden Kampfe.

يا دوٗد انا جعلناك خليفة فى الارض بين الناس
بالحق ولا تتبع الهوى فيضلك عن سبيل الله

O David! ich habe dich zu meinem Statthalter gemacht auf Erden und richte nun nach dem Gesetze unter den Menschen, und folge nicht der Leidenschaft, die dich vom rechten Wege abweichen macht.

وما ارسلناك الا رحمة للعالمين وبشر المومنين يا محمد

Aus Mitleid nur für die Menschen haben wir dich geschickt, und bringe nun, o Mahommed! den Gläubigen die frohe Botschaft.

لقد جاكم رسول من انفسكم عزيز عليه ما عنتم حريص عليكم بالمومنين روف رحيم فان تولوا فقل حسبى الله لا اله الا هو عليه توكلت وهو رب العرش العظيم

Wir schicken dich ihnen als Profeten, der du ein Mensch wie sie bist, der du mir wert bist und über sie wachtest zur Zeit ihres Ungehorsams, mild und gnädig, und wenn sie dich nicht hören wollen, sprich: Auf Gott rechne ich, ihm vertraue ich, er ist der Herr des himmlischen Thrones.

سبحان الذى اسرى بعبده ليلا من المسجد الحرام الى المسجد الاقصى

Gott, der seinen Diener bei Nacht vom heiligen Tempel in Mekka bis zum Tempel Aksa in Jerusalem kommen machte.

وما توفيقى الا بالله العلى العظيم

Und ich habe keine Stütze als Gott, den Allerhöchsten.

رب يسر ولا تعسر رب تمم بالخير

O Gott gewähre Gelingen meinem Werke, laß es nicht mißlingen, o Gott laß es enden mit Glück.

رأس الحكمة مخافة الله

Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht.

من صمت نجا

Wer schweigt, der rettet sich.

العلم طوب من ذهب

Die Wissenschaft ist ein goldenes Gefäß.

وما ربك بظلام العبيد

Gott ist nicht ungerecht gegen seine Diener.

قل اللهم مالك الملك تؤتى الملك من تشا وتنزع الحكم ممن تشا

Sprich: o Gott, Herr der Herrschaft, verleihe die Macht wem du willst und nimm sie von wem du willst.

وترى الملايكة حافين من حول العرش يسبحون بحمد ربهم وقضى بينهم بالحق وقيل الحمد لله رب العالمين

Die Engel, die den himmlischen Thron umgeben, singen und loben Gott. Du richte nach dem Recht zwischen den Menschen und sprich: Ich lobe Gott, den Herrn der Menschen.

وما يلقاها الا الذين صبروا وما يلقاها الا ذو حظ عظيم

Nur die Geduldigen gelangen in das Paradies und die Gott am meisten genehm sind.

من عمل صالحا فلنفسه ومن اسا فعليها وما ربك بظلام العبيد

Wer Gutes thut, thut es zu seinem Frommen, und wer Böses thut, schadet sich selbst. Gott übt nicht Gewalt gegen seine Diener.

فمن يعمل مثقال ذرة خيرا يره ومن يعمل مثقال ذرة شرا يره

Und wer ein Körnlein Gutes thut, findet Gott, und wer ein Körnlein Böses übt, findet Böses.

سبحان ربك رب العزة عما يصفون وسلام على المرسلين والحمد لله رب العالمين

Gott der Herr ist der Herr der Höhe, der Herr der Gerechten! Friede seinen Gesandten! Lob sei Gott, dem Herrn der Menschen.

Abgethan!

Nach Wien zurückgekehrt, fand ich eine Denkschrift bezüglich der „Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt" von einem Herrn Ignaz Deutsch an den kaiserlich österreichischen Consul in Jerusalem gerichtet.

Diese Denkschrift war, wie eine Schlußnote bemerkt, an das hohe kaiserliche Ministerium des Aeußern von jenem Herrn schriftlich überreicht, aber mit dem bezeichnenden feinen Schicklichkeits- und Anstandsgefühl, ohne den Erfolg abzuwarten, sogleich durch den Druck veröffentlicht worden.

Jener Herr hätte mir keinen willkommeneren Dienst erweisen können.

Das hohe Ministerium sendete die Eingabe an den kaiserlichen Internunzius in Konstantinopel mit der Weisung, über diese Angelegenheit von dem kaiserlichen Consul in Jerusalem Bericht zu verlangen.

Ich sah dem Erfolge mit selbstbewußter Ruhe entgegen und wirklich fand meine in diesem Buche mitgetheilte Darstellung eine amtliche Bestätigung, die mich der Mühe enthob, jene leichtfertige Denkschrift zu widerlegen.

In der Denkschrift heißt es: „Sämmtliche Religions- und Gemeindevorsteher der österreichischen deutschen Juden in Palästina haben über die Absichten und Reformbestrebungen des Dr. Frankl in Jerusalem an ihre Glaubensgenossen in ganz Europa jammervolle Berichte eingesendet."

Es fiel auf, daß diese jammervollen Berichte nur von Absichten und Bestrebungen sprachen, ohne das Wesentliche zu erörtern, wie und auf welche Art die Absichten und Reformbestrebungen in der Wirklichkeit ausgeführt werden sollen, und ganz von einer speziellen Angabe der Einzelheiten der Reformen schweigen.

Es heißt ferner: „Wie alle Berichte aus Jerusalem übereinstimmen, hat Dr. Frankl auf alle diese Vorstellungen keine Rücksicht genommen und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevertreter der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Erziehungsanstalt zu gründen, mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen."

Es wurde deutlich und klar hervorgehoben, wie weit die oben angeführten Berichte: „und beabsichtigt trotz aller Einsprache der dortigen Rabbinen und Gemeindevorsteher der österreichischen Unterthanen eine Lehr- und Kinderbewahranstalt zu gründen“ — von der Wahrheit abweichen.

Die Vertreter von Vierfünftel der Bevölkerung haben um Errichtung der Anstalt dringend gebeten, und die weitere Angabe: „mit dieser ein Bethaus zu vereinigen und einen europäisch modernen Gottesdienst einzuführen“, — zeigte sich nur als ein Produkt der wie es schien überaus fruchtbaren Fantasie der Berichterstatter.

Die Denkschrift enthält ferner: „Die Folgen dieser gewaltsamen Reformbestrebungen sind nun auf eine betrübende Weise eingetreten. — Die Aufregung und Verzweiflung unter den österreichischen Juden ist über alle Maßen.“

Auch dieser Bericht zeigte sich nicht als ganz der Wahrheit gemäß, denn außer den spanischen sind auch die deutschen Juden der Chassidim u. s. w., unter denen viele österreichische Unterthanen sind, über die Errichtung der Anstalt sehr erfreut, und sogar viele achtbare Mitglieder der Gemeinde Peruschim haben ausdrücklich erklärt: „daß nur die Furcht vor einem Geldschaden, den ihre Gemeindevorsteher, die als Opponenten in dieser Angelegenheit sich auszeichnen, bei der Vertheilung der Almosen „Chaluka“ ihnen zufügen möchten, sie von dem Genusse dieser Wohlthätigkeitsanstalt abhält.“

Zugleich wurde berichtet, daß in Jerusalem keine besondere österreichische Gemeinde existirt, sondern die österreichischen Unterthanen unter alle Gemeinden vertheilt sind, die Vertreter aller Gemeinden, sowohl spanischer als deutscher, mit gleichem Rechte als Vertreter der österreichischen Unterthanen sich ausgeben können.

Die Denkschrift theilt mit: „Bereits sind ehrliche, wahrhaft fromme Gläubige verhaftet worden u. s. w., weil sie, ihre alten religiösen Einrichtungen durch neue Instituzionen gefährdet glaubend, ihren Schmerz auf eine auffallende Weise kundgaben.“

Es wurde bemerkt, daß diese sogenannten ehrlichen, wahrhaft frommen Gläubigen den wiederholten Aufforderungen des kaiserlichen Consulats, keine Demonstrationen zu machen, Trotz geboten und den Dr. Frankl auf eine sehr wenig ehrliche, noch minder fromme Weise angegriffen haben, und das kaiserliche Consulat, um übeln Folgen vorzubeugen, sich zu der nicht angenehmen Pflicht veranlaßt sah, einige Individuen auf kurze Zeit zu verhaften.

Es wurde klar, daß zwei Zuschriften des kaiserl. königl. Consuls an den Herrn Rabbi Bordaki vom 10. und 15. Juni 1856 weder im

Original noch in richtiger Abschrift an jenen Herrn Ignaz Deutsch gelangt seien, denn sonst hätte er gewiß den in den angeführten Zuschriften gar nicht enthaltenen Satz: „Wurde derselbe (Herr Bordaki) aufgefordert, seine Gemeindeangehörigen zu bestimmen, sich den Wünschen und Absichten des Dr. Frankl in Allem zu fügen", angeführt.

Die Denkschrift führt an: „Sir Moses Montefiore u. s. w. niemals habe dieser Herr die Absicht gehabt, die Juden in Palästina wider ihre Absichten zu stimmen."

Es wurde bemerkt, daß auch dieser unermüdliche Veteran der Wohlthätigkeit für die Juden in Palästina, eine Unterrichtsanstalt für die israelitische Jugend weiblichen Geschlechts errichtet, persönlich eingeweiht und eröffnet habe und undankbarer Weise in der Synagoge der Peruschim „Churba" mit Exkommunikazion „Cherem" belegt und von einem Individuum öffentlich angegriffen und die Behörde veranlaßt wurde, den Angreifer zu verhaften.

In der Denkschrift heißt es: „Ganz verschieden ist es, wenn der größere Theil irgend einer Gemeinde, oder mindestens ein ansehnlicher Theil derselben das Bedürfniß in sich fühlt, ihrem Gottesdienst oder ihrem Lehr- und Erziehungswesen eine andere Gestaltung zu geben und zu diesem Ende neue Instituzionen gründet; da wäre der Grundsatz statthaft: wer über solche Anstalten anders denkt, der möge sich und seine Kinder von denselben fernhalten; wie weit entfernt aber ist ein solches Verlangen von der Judengemeinde in Palästina."

Es wurde dagegen bemerkt, daß nicht der größte oder angesehenste Theil einer Gemeinde, sondern die ganze spanische Großgemeinde und die zwei Gemeinden der deutschen Juden, wie gesagt $\frac{4}{5}$ der jüdischen Bevölkerung um die Gründung dieser Anstalt gebeten haben, und nur die Vorsteher der kleinen Minorität $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung, die eine besondere Gemeinde bilden und deren ganzer Gemeinde es freisteht, von dieser Anstalt gar keinen Gebrauch zu machen, dagegen waren.

Die Denkschrift sagt: „Es ist eine offenkundige Thatsache, daß nur solche Juden dorthin gehen, die einen unverbrüchlich frommen Lebenswandel hinter sich haben, die bereits auf zeitliche Lebensgüter verzichten."

Es wurde die Bemerkung entgegengestellt, daß eine vieljährige Erfahrung in Jerusalem viele Fälle aufzuzählen hat, die nicht besonders geeignet sind, für den unverbrüchlichen Lebenswandel und das Verzichten auf alle Lebensgüter, besonders der aus Rußland, aus ver-

schiedenen Gründen heimlich sich entfernenden Juden, als Beweise zu dienen.

Die Denkschrift sagt: „Möge berücksichtigt werden, daß diese Gemeinde bereits im zweiten Jahrhunderte unter dem allerhöchsten Schutze der österreichischen Kaiser stehe."

Man nahm sich die Freiheit, dagegen zu bemerken, daß diese Gemeinde „Peruschim" und die deutschen Juden überhaupt erst seit dreißig Jahren in Jerusalem ansässig sind.

Die Denkschrift sagt: „Und so möge nur der Grundsatz, der in allen Gemeinden des österreichischen Kaiserreiches eine allgemeine Geltung hat, auch für die österreichischen Juden in Palästina zu Recht bestehen, daß alle Stiftungen und Institutionen, die irgend Jemand für israelitische Unterthanen in der heiligen Stadt zu gründen beabsichtigt, nur mit der vollkommenen, freien Einwilligung der gesetzlich bestehenden Religions- und Gemeindevorsteher dieselben ins Leben treten können, dann möge auch Dr. Frankl eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem gründen, nur möge das Bethaus und der Gottesdienst sowohl als der Unterricht der Jugend wie bisher ausschließlich der Leitung und Ueberwachung der Religions- und Gemeindevertreter anvertraut bleiben."

Es wurde zu besonderer Beruhigung dagegen mitgetheilt, daß bei der Gründung der Simon Edlen von Lämel'schen Lehranstalt ganz nach dem angeführten Grundsatze verfahren wurde, indem dieselbe mit der vollkommen freien Einwilligung der gesetzlich bestehenden Religions- und Gemeindevorsteher, des Oberrabi mit seinem Rabbinenkollegium, der spanischen und der Gemeindevorsteher der deutschen Chassidim und der deutsch-holländischen Gemeinde ins Leben getreten ist.

Der Gottesdienst sowohl als der Unterricht der Juden ist ausschließlich der Leitung und Ueberwachung der Religionsvertreter der angesehensten Mitglieder des Rabbinenkollegiums anvertraut.

Eine noch schlagendere Widerlegung der Denkschrift fand durch folgenden amtlichen Akt statt:

Die in der Denkschrift des Ignaz Deutsch gemachten Angebungen veranlaßten den kaiserlichen Consul in Jerusalem eine strenge Untersuchung anzustellen, um zur vollkommenen Ueberzeugung zu gelangen, ob in der Wirklichkeit keine von den angegebenen Reformen sich eingeschlichen haben.

Es wurden alle Rabbinen und Vorsteher der verschiedenen Gemeinden schriftlich aufgefordert, die folgenden vier Fragen zu beantworten:

1. Hat Herr Dr. L. A. Frankl in der von ihm am 27. Juni d. J. im Namen der Frau Elise Herz eröffneten Unterrichtsanstalt in Jerusalem religiöse Reformen eingeführt?

2. In was bestehen diese Reformen?

3. In wie weit sind dieselben gegen den religiösen Glauben und die Gebräuche der Juden?

4. Ist mit dieser Lehranstalt ein Bethaus vereinigt und ein europäisch moderner Gottesdienst eingeführt worden?

In den schriftlichen Antworten erklären:

Der Oberrabbi mit seinem Kollegium der spanischen Gemeinde,

die Rabbinen und die Vorsteher der deutschen Chassidim und endlich

die Rabbinen und der Vorsteher der deutsch-holländischen Gemeinde:

Daß bei der Errichtung dieser Anstalt nicht die mindesten religiösen Reformen eingeführt wurden, und daß die Knaben ihre Gebete nach dem alten Ritus verrichten und somit gar keine Spur von einem europäisch modernen Gottesdienst existire.

Die obengenannten Rabbinen, besonders die der spanischen Juden, fühlen sich verletzt, sprechen mit Erbitterung über ihre Gegner, die gegen die Wahrheit so grob verstoßen, Dinge erdachten, von denen sie betheuern, daß dieselben nicht im Entferntesten existiren.

Die Rabbinen und Vorsteher der Gemeinde Jerusalem und die Rabbinen und Vorsteher der Warschauer Gemeinde antworteten: Daß die ihnen bekannte religiöse Tendenz des Gründers, Herrn Dr. L. A. Frankl, ferner die in der Anstalt existirenden gemalten Bilder der biblischen und Naturgeschichte, sowie der Unterricht in fremden Sprachen nicht im mindesten anstößig sei.

Die Rabbinen und Vorsteher der Galizianer Gemeinde beschränkten sich in der Antwort nur auf die religiöse Tendenz des Dr. Frankl als Ursache der Nichtannahme der Anstalt. Von einem europäisch modernen Gottesdienst aber schwiegen die Vertreter der drei letzten Gemeinden gänzlich.

Die Rabbinen der drei ersten Gemeinden, nämlich der spanischen, der Chassidim und der deutsch-holländischen Gemeinde, befragt über die Einwendung der drei letzten Gemeinden, erwiderten, daß die persönlichen religiösen Ideen des Herrn Dr. Frankl, die ihnen übrigens von keiner schlechten Seite bekannt sind, kein Anstoß seien; daß die persönliche

Ansicht des Stifters oder des Vollziehers mit den Anordnungen des Stifters gar keine Gemeinschaft mit der Stiftung selbst habe, und nur die letzte sei zu untersuchen, ob sie nichts gegen die Religion enthalte; als Beweis der Richtigkeit ihrer Meinung führen sie an die so vielen in allen vier Welttheilen gesammelten Spenden, die von Personen mit verschiedenen Ansichten und sogar ganz fremder Religion kommen und doch von allen Israeliten der heiligen Stadt genossen werden. Die Bilder, glauben sie, da sie nur gemalt und nicht erhaben sind, wären dem Gesetze nach erlaubt, und sind zu unbedeutende, leicht zu entfernende Gegenstände, die nicht verdienen, in Frage gestellt zu werden. — Der Unterricht in fremden Sprachen, der gegenwärtig auf die arabische Landessprache sich beschränkt, ist ein dringendes Bedürfniß, welches nicht im mindesten gegen die Religion anstößig ist.

Es ergab sich als Schluß der ganzen Untersuchung, daß die große Majorität der Juden große Sympathie für die Simon Edlen von Lämel'sche Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt besitzt, während die kleine Minorität dagegen ist und ihre Meinung jener aufzudringen sucht.

Es wurde dem Ignaz Deutsch hiernach zur eigenen Entscheidung überlassen, welche Erziehung für die jüdische Jugend zweckmäßiger sei, ob diejenige der in Rede stehenden Anstalt, oder die der neunundzwanzig in der englischen Missionsschule erzogenen jüdischen Kinder (siehe: Allg. Zeitung, Nr. 167, Jahrg. 1856).

Man erwartete von Herrn Ignaz Deutsch, daß er den ihm nun authentisch bekannten Sachverhalt zur Ehre der Wahrheit und zur Aufklärung des durch seine Denkschrift irregeleiteten Publikums ebenfalls durch den Druck mittheilen werde.

Herr Ignaz Deutsch that dies nicht.

Der ruhigen, unparteiischen und gerechten Beurtheilung mag es überlassen bleiben, eine Handlungsweise richtig zu bezeichnen, welche sich beeilt, zugekommene Lügen und Verleumdungen durch den Druck zu verbreiten, die authentische Widerlegung derselben aber, ungeachtet der directen Aufforderung zur Veröffentlichung, der Lesewelt vorenthält.

Wirkung in Jeruſalem.

Welches Befremden und welche Entrüſtung in Jeruſalem über die Denkſchrift jenes Herrn Ignaz Deutſch wach wurde, findet in den nachfolgenden beiden Briefen ihren Ausdruck.

Der Paſcha von Jeruſalem an Dr. L. A. Frankl.

„Hochſtufiger, vielgradiger, ehrwürdiger, einſichtsvoller, die Treue ehrender Doctor Frankl!

Wie es das Bekannte Ihrer Freundſchaft iſt, hat die Unterthanin der erlauchten öſterreichiſchen Regierung Frau Eliſe Herz hier eine Anſtalt errichten laſſen, um die Volkskinder durch Beſeitigung ihrer bisherigen thörichten Unwiſſenheit die Wohlthaten eines gründlichen Unterrichtes und einer wohlthuenden Erziehung genießen zu laſſen.

Während Ihrer Anweſenheit (der Anweſenheit Ihrer freundſchaftlichen Perſon) hierorts in Angelegenheiten der erwähnten Schule kam mir ein Gerücht zu Ohren, demzufolge damals unter den hieſigen Juden eine Ihrem edlen Streben entgegengeſetzte und feindſelige Stimmung geherrſcht haben ſollte. — Wie es allgemein bekannt iſt, hatte ich mich zur Zeit der Eröffnung dieſer Schule in Geſellſchaft des Oberrabbi und mehrerer anderen Rabbinen dahin begeben, und damals, außer der vollkommenſten Befriedigung und der übermäßigen Dankſagung ſämmtlicher Anweſenden ob der Realiſirung dieſes ſo edlen Werkes, nichts auf jenes Gerücht Bezügliches vernommen. Und ſelbſt jetzt, wo das Volk ſeine Kinder freudig in jene Schule ſendet, hat es (Gerücht) ſich als völlig grund- und bodenlos und als böswillige Erfindung erwieſen.

Ich beeile mich, Ihnen dieſe Nachricht mitzutheilen und hoffe, daß die zwiſchen uns beſtehende Freundſchaft ſtets wachſen und gedeihen werde.

Jeruſalem den 29. Safer 1273.

Ismail Kiamil Paſcha.“

Der voranſtehende Brief iſt türkiſch und deſſen Ueberſetzung durch die Güte des mir befreundeten kaiſerlichen Oberſten und Direktors der k. k. orientaliſchen Akademie in Wien, Herrn Philipp von Körber, veranlaßt.

Die Rabbinen von Jerusalem an Herrn Dr. L. A. Frankl.

„Mit der Hilfe des Herrn, der thronet zu Zion und der Jerusalem errichtet!

Wir zitterten und bebten ob des Gerüchtes, das uns zu Ohren gekommen ist: Lästerer sind ausgegangen, die überall laut die Lüge verkünden, als hätte Doctor Frankl zur Zeit der Gründung der Simon Edlen von Lämel'schen Schule auch irgendwie Reformen nach neuer Art im Bethause einführen wollen.

Darum bekennen und bezeugen wir, daß, so oft wir auch mit Doctor Frankl über benannte Schule gesprochen haben, wir nie auch nur die leiseste Andeutung vernommen, die dahin gegangen wäre, die geringste Reform in unseren Glaubenslehren oder in unserm Bethause zu befürworten. Jetzt, wo die Schule in voller Thätigkeit ist, ist sie eben nach den Grundsätzen unserer heiligen Religion in vollem Maße errichtet, ohne daß auch nur die unbedeutendste Veränderung stattgefunden hätte.

Dieses unser Zeugniß ist wahr wie der Ausspruch Gottes. Geschrieben und gesiegelt mit eigener Hand nach Recht und Gerechtigkeit in der heiligen Stadt Jerusalem am 24. Tischri 5617. („Verstummen sollen die Lippen, die gegen den Gerechten die Unwahrheit sprechen.")

Das Gesagte ist klar und wahr.

Chajim Rissim Abulafia,
Chacham Baschi.
Chajim David Chazan,
Mordachai Mejuchas,
Rafael Meyer Panigel,
Mitglieder des Großrabbinenkollegiums in Jerusalem."

„Der unterzeichnete Vorsteher der deutschen Chassidim bestätigt hiermit das Vorhergesagte, daß Doctor Frankl weder durch Wort noch durch That irgend etwas Reformatorisches begünstigt hat.

Rissim Back,
Vorsteher und Rabbi."

„Die Wahrheit soll gesagt und niedergeschrieben werden, daß das Obige in Betreff des Doctor Frankl wahr ist. Derselbe hat nichts gesprochen, was reformatorisch wäre, viel weniger, daß derselbe in der Schule etwas eingeführt hätte, was gegen das Gesetz Moses und der Juden wäre.

Josef Schwarz,
Vorsteher und Rabbi."

„Auch ich fühle mich verpflichtet, die Wahrheit des Obengesagten zu bestätigen, daß nicht die kleinste Neuerung, weder im Glauben noch beim Gebete, von Seite des Doctor Frankl unternommen worden ist.

Nathan Coronel,
Rabbi."

Inhalt und Unterschriften bestätigend:

Der k. k. Consul
Pizzamano.

Die hebräischen Originale, wie überhaupt alle Documente, worauf in diesem Buche Bezug genommen wird, befinden sich in meinem Besitze; die Uebersetzung wurde theils vom Rabbi Herrn Horwitz, theils von Herrn Dr. M. Letteris besorgt.

Statuten der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem.

Diese von Frau Elise Herz, gebornen von Lämel, zum Andenken ihres seligen Herrn Vaters, Simon von Lämel, mit einem Kapitale von 50,000 fl. in 4½ prozentigen k. k. österreichischen Staatspapieren fundirte Anstalt steht unter dem Schutze der Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und ist der Oberaufsicht des kaiserlich österreichischen Consulates in Jerusalem empfohlen.

Kuratoren der Anstalt

sind die jeweiligen Vertreter der israelitischen Cultusgemeinde in Wien.

Die Aufgabe der Anstalt

ist eine doppelte:

eine religiös geistige,
eine materielle,

und zwar der mittellosen israelitischen Jugend Unterricht zu ertheilen und den armen Kindern Kost und Kleidung zu verabreichen.

Die Zahl der Aufzunehmenden.

Aufgenommen werden 40 Kinder, 20 interne, welche Kost und Kleidung erhalten, 20 externe, die nur am Unterrichte theilnehmen.

Bedingungen der Aufnahme.

Bei der Aufnahme sind zu berücksichtigen:
Kinder österreichischer Unterthanen,

vater- oder mutterlose,
vaterlose,
mutterlose
} Waisen,
arme Kinder überhaupt.

Bei gleicher Berechtigung entscheidet das Loos.

Unterrichtsgegenstände.

Die Kinder erhalten Unterricht:
In der Religion,
in den Elementargegenständen, vorläufig in der hebräischen und arabischen Sprache, denen sich später die deutsche und italienische anschließen sollen,
im Schreiben,
im Rechnen,
in Naturlehre, Geografie u. dergl.

Dauer des Unterichtes.

Die Kinder, die in einem Alter von wenigstens 5 Jahren sein müssen, verweilen 3 Jahre in der Anstalt, nach welcher Zeit sie Anderen Raum machen.

Lehrer und Verwalter.

Es fungiren zwei Lehrer an der Anstalt:
Ein Oberlehrer und
ein Unterlehrer.

Der erstere ist verpflichtet, den höhern Unterricht zu ertheilen, den niedern zu überwachen, die Ordnung der Anstalt zu erhalten, die Oekonomie zu leiten und durch seine Gattin, wenn er verheirathet ist, die Küche besorgen zu lassen. Der Unterlehrer fungirt als Gehilfe und ist dem Oberlehrer untergeordnet.

Dienerschaft.

Ein Pförtner bewacht das Haus, hat für die Reinlichkeit desselben zu sorgen und ist in der Küche angewiesen, rücksichtlich des Wasserschöpfens, der Feuerung u. s. w. mitzuhelfen.

Das leitende Comité

besteht aus 5 Personen und überwacht unmittelbar die Anstalt.

Ein vom Comité gewähltes Mitglied führt den Vorsitz und die Kasse.

Ein Controleur unterfertigt die Quittung mit, gegen welche beim kaiserlichen Consulate die Monatquote erhoben und ebenso die Jahresrechnung revidirt wird.

Zwei Mitglieder überwachen den Unterricht, die Moral der Zöglinge u. s. w.

Das Comité hält jeden 15. und letzten des Monats eine Sitzung, bei welcher die Majorität der Stimmen entscheidet.

Das Comité veranstaltet mit Ende jeden Semesters eine öffentliche Prüfung und verfaßt einen raisonnirenden Bericht über die Leistungen und den Stand der Anstalt mit jedem Jahresschlusse an die Kuratoren in Wien, dem zugleich die Jahresrechnung beigegeben wird, sowohl über die kurenten, als außerordentlichen Ausgaben, die jedoch niemals die Zinsen des Stiftungskapitals übersteigen dürfen.

Das Comité haftet für die ihm übergebenen und in einem Verzeichnisse namhaft gemachten Gegenstände: Silbergeräthe, Geschirre, Bücher, Bilder u. s. w. — Das Verzeichniß ist vom Comité unterfertigt und beim kaiserlichen Consulate niedergelegt.

Wichtige Gegenstände, als Lokalveränderung, Wahl des Oberlehrers, Veränderungen im Comité sind beim kaiserlichen Consulate mitzutheilen.

Sollte dieses jedoch anderer Ansicht und eine Vereinigung der Stimmen nicht möglich sein, so ist ein motivirendes Protokoll aufzunehmen und der Gegenstand den Kuratoren in Wien zur Entscheidung vorzulegen.

Auflösung der Anstalt.

Sollte die Anstalt dem Sinne und dem Willen der Stifterin innerhalb dreier Versuchsjahre nicht entsprechen, so steht es ihr zu, den Stiftungsbetrag dem in ihrem Stiftsbriefe näher bezeichneten Zwecke (Stiftungen für Studirende in Prag und in Wien) zuzuführen, oder noch eine Versuchszeit zu bestimmen.

Die Genehmigung der vorliegenden prov. Statuten ist sowohl von der Stifterin als von den Kuratoren abhängig und der Entwurf der kaiserlichen österreichischen Regierung vorzulegen und Sankzion zu erbitten.

Das leitende Comité

besteht derzeit aus den Herren:

David Chazan,
Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem. Vorsitzer und Kassirer.

Dr. Fränkel Simon,
Direktor des Montefioreschen Dispensatory.

Mejuchas Mordachai,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jerusalem. Aufsicht des Unterrichts und der Moral.

Dr. Neumann Bernhard,
Direktor des Rothschild'schen Hospitals. Controleur und Sanitätsaufsicht.

Panegel Meyer,
Mitglied des Rabbinenkollegiums von Jerusalem. Aufsicht des Unterrichts und der Moral.

Lehrer- und Dienstpersonal.

Herr Perez Moschon, Oberlehrer und Verwalter.
„ Moreno Chajim, zweiter Lehrer.
Moschin Senior, Pförtner.

Eine Instrukzion

für die beiden Lehrer und den Pförtner wird von dem löbl. Comité gegeben; ebenso die Schulordnung, zu welcher hier nur bemerkt wird, daß ein Knabe, der 3 Tage von der Schule wegbleibt, d. h. 3 mal ohne eine genügende Entschuldigung vorzubringen, ausgeschlossen wird und die ihm gegebene Kleidung abzunehmen ist.

Für den Ausgeschlossenen findet sofort die Aufnahme eines andern Knaben statt.

Jerusalem, 4. Juli 1856.

Dr. L. A. Frankl.

Folgen die Unterschriften der Comitémitglieder.

Zum Schlusse.

Ehe ich diese Blätter schließe, drängt es mich, dem tiefgefühlten Danke Ausdruck zu geben, den ich vor Allem dem hohen k. k. österreichischen Ministerum des Aeußern, vielen hohen und bedeutendsten Persönlichkeiten schulde, die durch eindringliche Empfehlung mich unterstützt haben, die mir gewordene Aufgabe glücklich zu lösen, eine humanitäre und geistige Anstalt ins Leben zu rufen.

So möge denn eine Schule, die zum ewigen Andenken des edlen Mannes, dessen Namen sie führt, blühen und Früchte tragen, wie sie zugleich ein Monument für die großmütige, edle und fromme Stifterin ist.

Sie wird bestehen und gedeihen, geschützt von Oesterreich, dessen Beruf es ist, die Kultur nach Osten zu tragen.

Der kleine Widerstand, den die Gründung gefunden hat und welcher selbst nur künstlich hervorgerufen war, ist verschwunden, und laut Mittheilungen des kaiserlichen Generalconsuls, Herrn Grafen Pizzamano bewerben sich bereits ehemalige Widersacher um die Aufnahme ihrer Kinder. Der amtliche Bericht lautet nach nunmehr zweijährigem Bestande der Anstalt vollkommen befriedigend, und nur der eine Wunsch wird lebhaft ausgesprochen, daß das Stiftungskapital durch Wohlthäter, denen die Bildung und Erziehung ihrer Glaubensgenossen,

in der ihnen ewig heiligen Stadt am Herzen liegt, vermehrt werden möchte.

Die Zahl der sich andrängenden Kinder wird eine immer größere, während bis jetzt die Mittel nur für 40 ausreichen.

Schon weiset die k. k. Wiener Zeitung vom Januar dieses Jahres eine Summe von 200 fl. nach, welche eine unbekannte Dame zum Stiftungskapitale der Simon Edlen von Lämel'schen Lehr- und Wohlthätigkeitsanstalt in Jerusalem gespendet hat.

Durch Anregung des Rabbiners in Baja, Herrn Dr. Blücher, haben zwei dortige geehrte Gemeindemitglieder jeder 5 fl. der Anstalt gewidmet und ein drittes Gemeindemitglied für dieselbe in seinem Testamente großmütig bestimmt.

Jeder an die Kuratoren der Anstalt, das ist an die Vertreter der israelitischen Kultusgemeinde in Wien gelangende Beitrag wird mit dem besten Danke angenommen und ordnungsmäßig dem Stiftungskapitale zugefügt.

Wien, im Mai 1858.

Frankl.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

ED WIDENER
HW MRP2

1-2-50K